
DEUTSCHE
VOLKSMÄRCHEN NACH MUSÄUS
von
Franz Hoffmann.

Musäus

Hartlaub.



P. C. Geißler gez.

Volks-Märchen.

Nach

Musäus

für die reifere Jugend neu überarbeitet

von

Franz Hoffmann.

Mit acht colorirten Bildern.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

Vorwort.

Indem ich diese Ausgabe der mit Recht hochgeschätzten Volksmährchen von Musäus der Jugend von reiferem Alter übergebe, erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich jedes Mährchen abermals gründlich durchgesehen und mit Sorgfalt überarbeitet habe. Aeltern können deshalb ohne alles Bedenken das Buch in die Hände ihrer Kinder geben, und werden ihnen damit gewiß eine große Freude, und einen eben so großen, unschuldigen Genuß gewähren.

Dresden, Februar 1866.

Dr. Franz Hoffmann.

Inhalt.

Die Bücher der Chronika

der

drei Schwestern.

Erstes Buch.

Ein reicher Graf vergeudete sein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offene Tafel, und wer bei ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Banket, daß alle Gäste mit frohem Muth von ihm hinweg gingen. Er liebte Bretspiel und Würfel; sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Haiducken in prächtigen Kleidern, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und Silbergeschirr, entließ die Bedienten und erschoß die Hunde; von seinem ganzen Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldschloß, eine tugendsame Gemahlin und drei wunderschöne Töchter. In jenem Schlosse hauste er, von aller Welt verlassen, die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allerseits der Kochkunst nicht kundig waren, wußten sie nichts als Kartoffeln zu sieden. Diese einfachen Mahlzeiten behagten dem Grafen so wenig, daß er grämlich und mißmuthig wurde, und in dem weiten leeren Hause so lärmte und wetterte, daß die kahlen Wände seinen Unmuth widerhallten. An einem schönen Sommermorgen ergriff er aus lauter Verdruß seinen Jagdspieß und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um sich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu lassen.

Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sei; manchen Wanderer hatte es schon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böse Gnomen erdrosselt, oder wilde Thiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unsichtbaren Mächten; er stieg rüstig über Berg und Thal, und kroch durch Busch und Dickicht, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einen hohen Eichbaum, und nahm einige gesottene Kartoffeln und ein wenig Salz aus der Jagdtasche, um hier sein Mittagsmahl zu halten. Von ungefähr hub er seine Augen auf; siehe da! ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme Graf erbebte über diesen Anblick; entfliehen konnte er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerspieß in die Hand, um sich damit zu vertheidigen, so gut er könnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal stand es still und brummte ihm vernehmlich die Worte entgegen: Räuber, plünderst du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Ach, bat der Graf, ach freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüstet nicht nach eurem Honig, ich bin ein biedrer Rittersmann. Seid ihr hungrig, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb und seid mein Gast. Hierauf tischte er dem Bären alle seine Kartoffeln in seinem Jagdhute auf. Dieser aber verschmähete des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um diesen Preis lösest du dein Leben nicht; verheiß mir deine Tochter Wulfild augenblicks zur Frau, wo nicht, so freß ich dich! In der Angst hätte der Graf dem grimmigen Bären wohl alle drei Töchter verheißen, und seine Gemahlin oben drein, wenn er sie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gebot. Sie soll die Eure sein, Herr Bär, sprach der Graf, der anfing, sich wieder zu erholen; doch, setzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß ihr nach Landesbrauch die Braut löset, und selber kommt, sie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, schlag ein; und reichte ihm die rauhe Tatze hin, — in sieben Tagen lös ich sie mit einem Zentner Gold und führe meine Braut heim. Topp, sprach der Graf, ein Wort ein Mann! Darauf schieden sie in Frieden aus einander, der Bär trabte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an.

Es versteht sich von selbst, daß ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär ist. Das merkte der Graf wohl, darum dachte er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen, und sich in seiner festen Burg so zu verschanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er an dem bestimmten Tage die Braut abholen würde. Wenn

gleich einem Zauberbär, dachte er bei sich, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er doch gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenschaften eines natürlichen Bären. Er wird also doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel, oder durch's Schlüsselloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen, wie ein Nachtgespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen. Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und den Fräuleins das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen schrecklichen Bären vermählt werden sollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmuth und Entsetzen. Der Graf aber ging hinaus, beschaute die Mauern und Graben um's Schloß her, untersuchte, ob das eiserne Thor schloß- und riegelfest sei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne und wohl vermauert; darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte und schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen, und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her groß Getöse, als sei das wilde Heer im Anzuge. Peitschen knallten, Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatskarosse, von Reitern umringt, rollte über's Blachfeld daher an's Schloßthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Karosse, schön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberstück, um seinen Hals hatte er eine goldene Kette dreimal geschlungen, in der ein Mann aufrecht stehen konnte, um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder trug, wäre ein Herzogthum feil gewesen. Rasch, wie der Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurme hinauf, und einen Augenblick nachher trug er in seinem Arm die erschrockene Braut hinab.

Bei dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, und schob das Fenster im Schlafgemach auf. Als er Roß und Wagen, und Ritter und Reisige im Hofe erblickte, und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes sah, der sie in den Brautwagen hob, und als nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhr's ihm durch's Herz, und er erhob groß Klaggeschrei: Ade, mein Töchterlein! Fahre hin, du Bärenbraut! Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Eltern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter, und sahen

einander stumm und staunend an. Die Mutter traute gleichwohl ihren Augen nicht, hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsspuk, ergriff ein Bund Schlüssel, lief auf die Warte, öffnete die Klause, fand aber ihre Tochter nimmer, auch nichts von ihrer Geräthschaft; doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm; und als sie von ungefähr durch die Luke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, und weinte drei Tage lang. Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen; als er über den Hof ging, stand da eine feine dichte Kiste von Ebenholz, wohlverwahrt und schwer zu heben. Er ahnete leicht, was darinnen sei, die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf und fand einen Zentner Gold eitel Dublonen, Eines Schlags. Erfreut über diesen Fund vergaß er sein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold und hob von Neuem an, zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen schaarenweis, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin bestellte wieder mit ihren Töchtern die Küche, und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruß und Langerweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen; der hob sich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, obgleich er ihn lockte. Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr wagen wollte, und lieber sein Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher sobald er den überlegenen Feind ansichtig wurde, pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, und schlug und stach nach seinem Feinde. Der Adler aber ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: Verwegener, warum beunruhigst du mein Luftrevier mit deinem Federspiel? Den Frevel sollst du mit deinem Leben büßen. Aus dieser Vogelsprache merkte der Graf bald, was für

Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach: Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab' ich euch gethan? Mein Falk hat seine Schuld ja abgebüßt, den lass' ich euch, stillt euren Appetit. Nein, fuhr der Adler fort, mich lüstet eben heut nach Menschenfleisch, und du scheinst mir ein fetter Fraß. Verzeihung, Herr Adler, schrie der Graf in Todesangst, fordert, was ihr wollt, von mir, ich geb' es euch, nur schont meines Lebens. Wohl gut, versetzte der mörderische Vogel, ich halte dich beim Wort; du hast zwei schöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Verheiß mir deine Adelheid zur Frau, so laß ich dich in Frieden ziehen, und löse sie von dir mit zwo Stufen Gold, jede einen Centner schwer. In sieben Wochen führ' ich mein Bräutlein heim. Hierauf schwang sich das Ungethüm hoch empor und verschwand in den Wolken.

In der Noth ist Einem Alles feil. Da der Vater sah, daß der Handel mit den Töchtern so gut von statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden. Er kam dießmal ganz wohlgemuth nach Hause und verhehlte sorgfältig sein Abenteuer, um theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, theils um der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht schwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlorenen Falken, von welchem er vorgab, er habe sich verflogen.

Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin, und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Weberstuhle, so fein wie Battist, welche sie unfern der Burg auf einem frischen Rasenplatze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daß die schöne Spinnerin ihr Schicksal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas schwermüthig wurde, als die Zeit der Heimsuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, und bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längst vergessen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes und wähnte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge Mißmuth und Grillen. Sie hüpfte sorgenlos bei Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen, und breitete ihre Leinwand aus, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte, und nun ein wenig umherschauete, sah sie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Schnell verbarg sie sich hinter einen wilden Rosenbusch, der eben in voller Blüthe stand, und lugte hervor, die prächtige Kavalkade zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger, schlanker Mann mit offnem Helm sprengte an den Busch und sprach mit sanfter Stimme: Ich sehe dich, ich suche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; rasch schwing dich hinter mich auf's Roß, du schöne Adlerbraut! Adelheid wußte nicht, wie ihr geschah, da sie diesen Spruch

hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr; aber der Beisatz Adlerbraut machte das Blut in ihren Adern erstarren, ihre Sinne schwanden, und beim Erwachen befand sie sich in der Gewalt des Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Die Mutter bereitete indeß das Frühstück; und als Adelheid dabei fehlte, schickte sie die jüngste Tochter hinaus, zu sehen, wo sie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter ahnete nichts Gutes, und wollte sehen, warum ihre Töchter so lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Der Graf merkte, was vorgegangen sei, das Herz schlug laut in seiner Brust, er schlich sich auch nach dem Rasenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid suchten und ängstlich sie beim Namen riefen, und ließ seine Stimme gleichfalls weidlich erschallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umsuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn vor dem Rosenbusche vorüber, da sah er was blinken, und wie er es genau betrachtete, waren's zwei goldene Eier, jedes einen Centner schwer. Nun konnte er nicht länger anstehn, seiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren.

Die Mutter gerieth außer sich vor Kummer und Herzeleid, und machte dem Grafen die heftigsten Vorwürfe. Der Graf aber, obgleich es ihm sonst gewöhnlich an Worten fehlte, vertheidigte sich jetzt, so gut er konnte, und entschuldigte sich mit der dringenden Lebensgefahr, in der er geschwebt hatte. Da mußte die arme Mutter wohl schweigen; der Graf aber brachte wohlgemuth die goldenen Eier in Sicherheit, wälzte sie gemachsam vor sich her, und dachte bald wieder darauf, seine vorige Lebensart von Neuem zu beginnen.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude; Ball, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters durch ihre Schönheit, pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreigebigkeit des Grafen und die Holdseligkeit der Tochter zog von den entlegensten Oertern die edelsten Ritter herbei. Viele bewarben sich um das Herz der reichen Erbin, aber unter so vielen Freiwerbern hielt die Wahl schwer, denn einer übertraf den andern an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Bertha kührte und wählte so lange, bis die goldenen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, bald nur noch so groß wie Haselnüsse waren. Da wurden die Turniere eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden allgemach, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Einsiedelei an, und die gräfliche Familie kehrte wieder zu den einfachen Kartoffelmahlzeiten

zurück. Der Graf durchstrich mißmuthig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer, fand aber keines, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und obgleich er sich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an dem Saume desselben entlang, und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, und in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freute er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehn, daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und stand am folgenden Morgen bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe, er sprang hinein, plätscherte lustig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen, als er tragen konnte, und ruderte vergnügt über diese Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Nachen im vollen Lauf fest und unbeweglich, als säß' er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, wiewohl vergebens. Das Wasser verrann rings umher, das Fahrzeug schien auf einer Klippe zu sitzen und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fischer war dabei nicht wohl zu Muthe; obgleich der Nachen wie angenagelt stand, so schien sich doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der Weiher dehnte sich zu einer großen See aus, die Wogen schwollen auf, die Wellen rauschten und schäumten, und mit Entsetzen wurde er inne, daß ein ungeheurer Fisch ihn und seinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Urplötzlich tauchte der Fisch unter, der Nachen ward wieder flott, doch einen Augenblick nachher war das Meerwunder über Wasser, sperrte einen abscheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finstern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: Kühner Fischer, was beginnst du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Der Graf hatte nun bereits so viele Abenteuer erlebt, daß er wußte, wie er sich bei dergleichen Gelegenheiten zu benehmen hatte. Er erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, da er merkte, daß der Fisch doch ein vernünftig Wort mit sich reden ließ, und sprach ganz dreist: Herr Riesenfisch, verletzt das Gastrecht nicht, sondern vergönnt mir ein Gericht Fische aus eurem Weiher; sprächt ihr bei mir ein, so stünd' euch Küch' und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde sind wir nicht, versetzte das Ungeheuer, kennst du noch nicht das Recht des Stärkeren, daß er den Schwächern frißt? Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu

verschlingen, und ich verschlinge dich! Hier riß der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollt' er das Schiff mit Mann und Maus verschlingen. Ach schonet, schont mein Leben, schrie der Graf, ihr seht, ich bin ein mageres Morgenbrod für euren Wallfischbauch! Der große Fisch schien sich zu bedenken: wohlan, sprach er, ich weiß, du hast eine schöne Tochter, verheiß mir die zum Weibe und nimm dein Leben dafür zum Gewinn. Als der Graf hörte, daß der Fisch aus diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht. Sie stehet zu Befehl, sprach er, ihr seid ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater sein Kind versagen wird. Doch womit löset ihr die Braut nach Landesbrauch? Ich habe, erwiederte der Fisch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieser See liegt ein großer Schatz Perlenmuscheln, du darfst nur fordern. Nun sagte der Graf, drei Himten Zahlperlen sind wohl nicht zu viel für eine schöne Braut. Wohlan, es sei, erwiederte der Fisch, in sieben Monden führ' ich mein Liebchen heim. Hierauf stürmte er lustig mit dem Schwanze und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte seine Forellen heim, ließ sie sieden, und sich nebst der Gräfin und der schönen Bertha wohl schmecken. Die letztere ahnete nicht, daß ihr dieß Mahl theuer würde zu stehen kommen.

Der Mond nahm sechsmal ab und zu, und der Graf hatte sein Abenteuer beinahe vergessen; als aber der Silbermond zum siebenten Mal sich zu runden begann, dachte er an das bevorstehende Unglück, und um kein Augenzeuge davon zu sein, machte er sich davon und unternahm eine kleine Reise in's Land. In der schwülen Mittagsstunde, am Tage des Vollmonds, sprengte ein stattlich Geschwader Reiter an's Schloß; die Gräfin, bestürzt über so vielen fremden Besuch, wußte nicht, ob sie die Pforte öffnen sollte oder nicht. Als sich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Ueberflusses in der Burg den Turnieren beigewohnt und zu Schimpf und Ernst gestochen, auch manchen Ritterdank von der schönen Bertha Hand empfangen und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch seit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edlen Ritter und seinem Gefolge ihrer großen Armuth, und daß sie nichts aufzutischen hatte. Er aber trat sie freundlich an und bat nur um einen Trunk frisch Wasser aus dem Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war, denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher man ihn scherzweise nur den Wasserritter nannte. Die schöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine krystallene Schaale. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit,

da sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiß aufzutragen; doch besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehete sie sich nach der Thür, brach die Melone ab und legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub darunter und die schönsten wohlriechenden Blumen rings umher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, sie sah weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war kein Ritter, kein Knappe; sie rief ihre Tochter Bertha, suchte sie im ganzen Hause und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen gefüllt; genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Sie überließ sich ganz ihrem Schmerz und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnte ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte, denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hatte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und frug nur nach den Erbssäcken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß wie die Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinsten Schmelze. Sie sah wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von seinem Reichthum und Stande eine gute Meiuung, und tröstete sich damit, daß dieser Eidam kein Ungeheuer, sondern ein stattlicher Ritter sei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun gingen die Eltern zwar aller schönen Töchter verlustig; aber sie besaßen einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend war ein Gewühl von Kaufleuten und Juden im Schlosse, um die köstlichen Zahlperlen zu erhandeln. Der Graf löste seine Städte ein, that das Waldschloß an einen Lehensmann aus, bezog seine vormalige Residenz, richtete den Hofstaat wieder ein, und lebte nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand sich in großer Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte sich über den Verlust ihrer Fräuleins nicht beruhigen; sie trug beständig Trauerkleider und wurde nimmer froh. Eine Zeit lang hoffte sie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu sehen, und wenn ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete sie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermochte es endlich nicht mehr über sich, sie mit leerer Hoffnung

hinzuhalten, und eröffnete ihr, daß ihr Eidam ein scheußlicher Fisch sei. Ach, seufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Hab' ich darum Kinder geboren, daß sie ein Raub grausiger Ungeheuer werden sollten? Was ist alles Erdenglück, was sind alle Schätze für eine kinderlose Mutter? — So jammerte die Gräfin und weinte Tag und Nacht, weil sie sich über den Verlust ihrer geliebten Kinder gar nicht zu trösten vermochte. Ihre Schwermuth war so groß, daß sie am liebsten gleich gestorben wäre, um nur ihre Leiden und ihren Kummer nicht mehr ertragen zu müssen.

Zweites Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Theil an den Leiden ihrer guten Frau, jammerten und weinten mit ihr, und suchten sie zu Zeiten auch durch Sang und Saitenspiel aufzuheitern; aber ihr Herz war der Freude nicht mehr zugänglich. Jede Hofdame gab weisen Rath, wie der Geist des Trübsinnes weggebannt werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, den Kummer der Gräfin zu mindern. Die Jungfrau, welche ihr das Handwasser reichte, war vor allen andern Dirnen klug und sittsam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten, sie hatte ein empfindsames Herz, und der Schmerz ihrer Herrschaft lockte ihr manche Thräne in's Auge. Um nicht vorlaut zu scheinen, hatte sie immer geschwiegen, endlich konnte sie dem innern Drange nicht wiederstehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. Edle Frau, sagte sie, wenn ihr mich hören wolltet, so wüßte ich euch wohl ein Mittel zu sagen, die Wunden eures Herzens zu heilen. Die Gräfin sprach: rede! Unfern von eurer Residenz, fuhr die Jungfrau fort, wohnt ein frommer Einsiedler in einer schauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Noth ihre Zuflucht nehmen, wie wär's, wenn ihr von dem heiligen Manne Trost und Hilfe begehrtet? wenigstens würde sein Gebet euch die Ruhe eures Herzens wiedergeben. Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag, sie hüllte sich in ein Pilgerkleid, wallfahrete zu dem Eremiten, eröffnete ihm ihr Herz, und empfing von dem frommen Manne so edlen Trost, daß sie mit beruhigtem und gottergebenem Herzen wieder heimkehrte.

Einige Jahre nachher geschah es, daß der Himmel dem Grafen und seiner Gemahlin ein Söhnlein bescheerte. Groß war die Freude der Eltern über den holden Knaben und die ganze Grafschaft verwandelte sich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeiten bei

der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald, das Wunderkind. Der Knabe war schön, wie ein Engel, und seine Erziehung wurde mit großer Sorgfalt betrieben. Er wuchs lustig heran, und war die Freude des Vaters, und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, so verlosch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht ganz in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn sie den kleinen lachenden Reinald in die Arme schloß, träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heran wuchs, fragte er oft wehmüthig: gute Mutter, warum weinest du? die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers: denn außer dem Gemahl wußte Niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingeschwunden waren. Durch tausend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter aber endlich dennoch das Geheimniß ab, sie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schwestern nach allen Umständen, und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herzen. Er hatte keinen andern Wunsch, als den, seine Schwestern im Zauberwalde aufzusuchen und ihren Zauber zu lösen. Sobald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heereszug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freute sich des ritterlichen Muthes seines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und entließ ihn mit seinem Segen, so ungern auch die sorgsame Mutter in den Abschied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter seine Vaterstadt im Rücken, so verließ er die Heerstraße, trabte mit tapferem Muthe auf das Waldschloß zu, und begehrte Herberge von dem Lehnsmanne, der ihn ehrlich empfing und wohlhielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch alles in süßem Schlummer lag, sattelte er sein Roß, ließ sein Gefolge zurück, und jagte voll Muth und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüsch, und vom Huf seines Pferdes schallten die schroffen Felsen wieder. Alles um ihn her war einsam und öde, und die dichtverwachsenen Bäume schienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu versperren. Er stieg vom Pferde, ließ es grasen, bahnte sich mit seinem Schwert einen Weg durch den Busch, klimmte an steilen Felsen hinan, und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches sich ein klarer Bach schlängelte. Er folgte den Krümmungen desselben; in der Ferne öffnete eine Felsengrotte ihren unterirdischen Schlund, vor welcher etwas, das einer menschlichen Gestalt ähnlich war, sich zu regen schien. Der kecke Jüngling verdoppelte seine Schritte, nahm den Weg

zwischen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch, und sah eine junge Dame im Grase sitzen, die einen kleinen ungestalten Bär auf dem Schooße liebkoste, indeß noch ein größerer um sie schäkerte, bald ein Männchen machte, bald einen possirlichen Purzelbaum schlug, welches Spiel die Dame sehr zu vergnügen schien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für seine Schwester Wulfild und sprang hastig aus seinem Hinterhalt hervor, um sich ihr zu entdecken. Sobald sie aber den jungen Mann erblickte, that sie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bär in's Gras, sprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängstlicher Geberde also an: O Jüngling, welcher Unglücksstern führt dich in diesen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt all Menschenkind, die seiner Wohnung nahen, flieh und errette dich! Er neigte sich züchtiglich gegen die schöne Dame und antwortete: Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne diesen Wald und seine Abenteuer, und komme, den Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält. Thor! sprach sie, wer bist du, daß du es wagen darfst, diesen mächtigen Zauber zu lösen, und wie vermagst du das? Er: Mit diesem Arm und durch dieß Schwert! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieser Zauberwald drei schöne Töchter raubte. Bist du nicht Wulfild, seine Erstgeborne? Ob dieser Rede entsetzte sich die Dame noch mehr, und staunte den Jüngling mit stummer Verwunderung an. Er nutzte diese Pause und erzählte der Schwester so viele Geschichten von seinem Vater und seiner Mutter, daß sie endlich nicht mehr zweifeln konnte, Reinald sei ihr Bruder. Sie umhalste ihn zärtlich, aber ihre Kniee wankten vor Furcht wegen der augenscheinlichen Gefahr, worin sein Leben schwebte.

Sie führte hierauf ihren lieben Gast in die Höhle, um da einen Winkel auszuspähen, ihn zu beherbergen. In diesem weiten düstern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bär und seinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber stand ein prächtiges Bett mit rothem Damast behangen und mit goldenen Tressen besetzt, für die Dame. Reinald mußte sich bequemen, eiligst unter der Bettlade Platz zu suchen, und da sein Schicksal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräusch war ihm bei Leib und Leben untersagt, besonders prägte ihm die angstvolle Schwester wohl ein, weder zu husten, noch zu niesen. Kaum war der junge Waghals an seinem Zufluchtsorte, so brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein und schnoberte mit blutiger Schnauze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde ausgespürt und ihn zerrissen. Wulfild saß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen, denn sie sah bald, daß der Herr Gemahl seine

Bärenlaune hatte, weil er vermuthlich den fremden Gast in der Höhle merkte. Sie unterließ deßhalb nicht, ihn zärtlich zu liebkosen, streichelte ihm sanft mit ihrer sammtweichen Hand den Rücken herab, und krauete ihm die Ohren, aber das grämliche Thier schien wenig auf diese Liebkosungen zu achten. Ich wittere Menschenfleisch, murmelte der Fresser aus seiner weiten Kehle. Herzensbär, sagte die Dame, du irrst dich, wie käm' ein Mensch in diese traurige Einöde? Ich wittere Menschenfleisch, wiederholte er, und spionirte um das seidene Bette seiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zu Muthe. Ungeachtet seiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirn; indessen machte die äußerste Verlegenheit die Dame herzhaft und entschlossen; Freund Bär, sprach sie, bald treibst du mir's zu bunt, fort hier von meiner Lagerstatt, sonst fürchte meinen Zorn. Der Schnautzbär kümmerte sich wenig um diese Drohung; er hörte nicht auf, um den Bettumhang zu tosen. Allein so sehr er auch Bär war, so mußte er doch am Ende dem Willen seiner Gemahlin nachgeben; als er Miene machte, seinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte sich Wulfild ein Herz, und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Fußtritt, daß er ganz demüthig auf seine Streu kroch, sich niederthat, brummend an den Tatzen sog und seine Jungen leckte. Bald darauf schlief er ein und schnarchte wie ein Bär. Hierauf erquickte die traute Schwester ihren Bruder mit einem Glase Sect und etwas Zwieback, und ermahnte ihn, gutes Muths zu sein, da nun die Gefahr größtentheils vorüber sei. Reinald war von seinem Abenteuer so ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel und mit dem Schwager Bär um die Wette schnarchte.

Beim Erwachen befand er sich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit seidenen Tapeten, die Morgensonne blickte freundlich zwischen den aufgezogenen Gardinen herein, neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Stühlen seine Kleider und die ritterliche Waffenrüstung, auch stand ein silbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu schellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der schaudervollen Höhle in einen prächtigen Palast sei versetzt worden, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume, oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieser Ungewißheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, fragte nach seinen Befehlen, und meldete, daß seine Schwester Wulfild und ihr Gemahl, Albrecht der Bär, seiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß an die Stirn trat, so ließ er sich doch rasch ankleiden, trat in's Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Hai-

ducken antraf, und mit diesem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorsäle zum Audienzzimmer, wo ihn seine Schwester mit dem Anstande einer Fürstin empfing. Neben sich hatte sie zwei allerliebste Kinder, einen Prinzen von sieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albrecht der Bär herein, der jetzt sein grausiges Ansehen und alle Eigenschaften eines Bären abgelegt hatte, und als der liebenswürdigste Prinz erschien. Wulfild stellte ihm den Bruder vor, und Albrecht umhalste seinen Schwager mit aller Wärme der Freundschaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all seinem Hofgesinde durch einen feindseligen Zauber auf Tage verzaubert. Das heißt, er genoß die Vergünstigung, alle sieben Tage von einer Morgenröthe bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die silbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau auf's Land; das Schloß verwandelte sich in einen schroffen, unersteiglichen Felsen, der reizende Park rings umher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Cascaden in stehende, trübe Sümpfe, der Inhaber des Schlosses wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dachse und Marder; Hofdamen und Zofen wandelten sich in Eulen und Fledermäuse um, die Tag und Nacht girrten und wehklagten. An einem solchen Tage der Entzauberung war es, wo Albrecht seine Braut heimführte. Seltsam war es, daß Er, wie sein ganzer Hofstaat und seine Gemahlin, während der Verzauberung nicht alterten, sondern in einem ganzen Jahre nur immer um 52 Tage älter wurden, was denn Allen ihre Jugend und Schönheit lange bewahrte.

Als Reinald das hörte, wunderte er sich nicht mehr über das jugendliche Aussehen seiner Schwester, das er sich vorher gar nicht hatte erklären können, und fragte seinen Schwager, ob kein Mittel in der Welt zu finden wäre, was den Zauber zu lösen im Stande sei. O ja, es gibt ein solches Mittel, sagte Albrecht seufzend, aber es zu erringen, ist so schwer, daß es beinahe unmöglich ist, und noch Jedem, der es versuchte, das Leben gekostet hat. Also forsche nicht danach, denn von mir wirst du es niemals erfahren.

Mit diesen Worten ging er aus dem Zimmer und ließ Reinald mit seiner Schwester allein. Da fragte denn nun Reinald nach Wulfilds Schicksalen, und erfuhr, daß sie sich im Ganzen recht glücklich fühle. Im Anfange freilich wäre es ihr gar traurig in dem öden Walde und in der Einsamkeit vorgekommen, und sie habe sich recht nach Vater und Mutter gesehnt. Jetzt wäre das Alles aber vorbei, ihr Mann habe sie lieb, und

thue ihr Alles zu Gefallen, und ihr einziger Kummer wäre nur der, daß sie wohl nun und nimmer aus der Bezauberung erlöst werden könnten.

Das wollen wir erst noch abwarten, sagte da Reinald; wenn es in eines Menschen Macht steht, den Zauber zu vernichten, so will ich es thun, und allen Gefahren Trotz bieten. Darum sei fröhlich, mein süßes Schwesterlein, und kümmere dich weiter nicht.

Der Tag verging heiter und vergnügt, und Reinald gewann seinen Schwager Albrecht mit jeder Minute lieber. Den Abend verplauderten sie fröhlich, und unter traulichen Gesprächen nahete die Mitternacht. Da stand Albrecht auf und sagte betrübt: Herzliebster Reinald, jetzt ist es hohe Zeit, daß du uns verlässest, denn meine böse Stunde naht heran, und ich müßte für dein Leben fürchten, wenn du noch länger verweilen wolltest. Leb' denn wohl, bewahre uns ein freundliches Andenken, und kehre nie in diese Wildniß zurück.

Obgleich Reinald nur ungern von seiner geliebten Verwandten schied, so konnte er doch den Lauf der Stunden nicht aufhalten, und herzte und küßte Einen nach dem Andern mit großer Inbrunst. Endlich sagte er: Leb' wohl, geliebte Schwester, leb' wohl, Schwager, lebt Alle wohl, aber nicht auf immer, denn so Gott will, werden wir uns bald, und glücklicher als jetzt, wiedersehen. Ich gehe nur, um Euch zu erlösen.

Hierauf wandte er sich zu gehen, Albrecht aber rief ihn noch einmal zurück, nahm drei Bärenhaare aus seiner Brieftasche und gab sie ihm, indem er sagte: Hier, Reinald, nimm dieses geringe Geschenk und verachte es nicht. Solltest du jemals in eine Gefahr gerathen, aus der du selbst dich nicht retten kannst, so reibe die drei Haare zwischen den Händen, und ich werde dir jeder Zeit zu Hilfe kommen.

Reinald nahm die Haare, verwahrte sie sorgfältig, und schied endlich von seinen Freunden. Im Schloßhofe stand ein prächtiger Phaeton mit sechs Rappen bespannt, nebst vielen Reitern und Dienern. Reinald stieg hinein: Ade, mein Bruder! rief Albrecht der Bär am Schlage; ade, mein Bruder! antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte dahin, auf und davon. Die goldenen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf Berg ab, durch Wüsten und Wälder, über Steppen und Felder, sonder Ruh noch Rast, in vollem Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; urplötzlich verloschen alle Windlichter, Reinald fand sich unsanft auf die Erde gesetzt, und wußte nicht, wie ihm geschah; der Phaeton mit Roß und Wagen war verschwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröthe sah er sechs schwarze Ameisen zwischen seinen Füßen

hingaloppiren, die eine Nußschale fortzogen. Der männliche Ritter wußte sich das Abenteuer nun leicht zu erklären, er hütete sich sorgfältig, eine Ameise etwa unversehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne, und weil er sich noch innerhalb der Gränzen des Waldes befand, beschloß er, seine beiden jüngeren Schwestern gleichfalls aufzusuchen und, wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie zu entzaubern, ihnen wenigstens einen Besuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Walde umher, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß. Eben hatte er die letzten Ueberbleibsel eines Brodes von Schwager Albrecht, des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über sich in der Luft etwas rauschen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchschneidet; er schaute auf und erblickte einen mächtigen Adler, der sich aus der Luft herab auf's Nest that, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über diese Entdeckung hocherfreut, verbarg sich im Unterwuchs der Holzung und lauerte, bis der Adler wieder aufsteigen würde. Nach einer Stunde hob er sich vom Neste; alsbald trat der lauschende Jüngling in's Freie und rief mit lauter Stimme: Adelheid, geliebte Schwester, wenn du auf dieser hohen Eiche hausest, so antworte meiner Stimme, ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich sucht, und die Banden des mächtigen Zaubers zu zerstören strebt, die dich fesseln. Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine sanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: Bist du Reinald, das Wunderkind, so sei willkommen deiner Schwester Adelheid, säume nicht, zu ihr hinaufzuklimmen, die Trostlose zu umarmen. Entzückt über diese frohe Botschaft wagte der Ritter freudig den hohen Baum hinaufzuklettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber der war zu dick, ihn zu umklaftern, und die nächsten Aeste viel zu hoch, sie zu erfassen. Indem er begierig auf Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen, fiel eine seidene Strickleiter herab, durch deren Beihilfe er bald in den Gipfel des Baumes zu dem Adlerneste gelangte; es war so geräumig und so fest gebaut, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand seine Schwester unter einem Thronhimmel sitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, inwendig mit rosenfarbenem Atlas ausgeschlagen; auf ihrem Schooße lag ein Adlerei, welches auszubrüten sie beschäftigt war. Der Empfang war auf beiden Seiten sehr zärtlich, Adelheid hatte genaue Kundschaft von ihres Vaters Hause, und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar, der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünscht, alle sieben Wochen war eine von der Bezauberung frei; in dieser Zwischenzeit hatte er, seiner Gemahlin zu Liebe, unerkannter Weise oft das Hoflager seines Schwiegervaters besucht, und sagte ihr



P. C. Geißler gez.

von Zeit zu Zeit an, wie es in ihres Vaters Hause stand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächste Verwandlung bei ihr abzuwarten; obgleich dieselbe erst in sechs Wochen bevorstand, so willigte er doch gern ein. Sie versteckte ihn in einen hohlen Baum, und beköstigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sopha, das mit Schiffsprovision, das heißt, solchen Eßwaaren, die sich lange gut erhalten, auf sechs Wochen reichlich versehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: so lieb dir das Leben ist, hüte dich vor Edgars Adlerblick; er hackt dir die Augen aus und frißt dir das Herz ab, wie er nur erst gestern dreien deiner Knappen that, die dich hier im Walde suchten. Reinald schauderte über das Schicksal seiner Knappen, versprach seiner wohl zu wahren, und harrete in dem hohlen Baume sechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit seiner Schwester zu kosen, wenn der Adler vom Neste flog. Aber für diese Prüfung seiner Geduld wurde er nachher durch sieben freudenvolle Tage sattsam entschädigt.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundschaftlich als beim Schwager Bär; sein Schloß, sein Hofstaat, alles war hier so, wie dort, jeder Tag war ein Freudenfest und die Zeit der gehaßten Verwandlung rückte nur zu geschwind herbei. Am Abend des siebenten Tages entließ Edgar seinen Gast mit den zärtlichsten Umarmungen, doch warnte er ihn, seine Gehege wieder zu betreten. Soll ich, sprach Reinald wehmüthig, ewig von euch scheiden, ihr Geliebten? Ist's nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält? Hätte ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte sie alle, euch zu erlösen. Edgar drückte ihm herzig die Hand: Dank, edler junger Mann, für Eure Lieb und Freundschaft; aber laßt das kecke Unterfangen schwinden. Es ist möglich, unsern Zauber zu lösen; aber Ihr sollt's, Ihr dürft's nicht. Wer's beginnt, wem's mißlingt, dem kostet es das Leben, und Ihr sollt nicht das Opfer für uns werden. Durch diese Rede wurde Reinalds Heldenmuth nur noch mehr angefeuert, das Abenteuer zu bestehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen; er drang in den Schwäher Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes aufzulösen sei; doch dieser wollte ihm nichts enträthseln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu setzen. Alles, was ich Euch sagen kann, lieber Kumpan, sprach er, ist, daß Ihr den Schlüssel der Bezauberung finden müßt, wenn es Euch gelingen soll, uns zu erlösen. Seid Ihr vom Schicksal bestimmt, unser Befreier zu sein, so werden Euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo Ihr ihn zu suchen habt; wo nicht, so ist all

Euer Beginnen Thorheit. Hierauf zog er seine Brieftasche hervor, und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter mit der Bitte darreichte, sich seiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einst Hilfe Noth thäte, sollte er sie zwischen den Händen reiben und den Erfolg abwarten. Drauf schieden sie freundlich auseinander. Edgars Hofmarschall und das Hofgesinde begleitete den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporstrebenden Weymuths-Kiefern und Eibenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Gehäges, und als er außerhalb desselben war, schlossen sie das Gatterthor zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung stand bevor. Reinald setzte sich unter eine Linde, das Wunder mit anzusehen; der Vollmond leuchtete hell und klar, er sah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen; doch in der Morgendämmerung war um ihn ein dicker Nebel, und als diesen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gatterthor verschwunden, und er befand sich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felsenwand neben einem unermeßlichen Abgrunde.

Der junge Abenteurer blickte rings umher, einen Weg hinab in's Thal zu finden; da wurde er in der Ferne einen See gewahr, dessen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenstrahlen versilberte. Mit großer Mühe arbeitete er sich den ganzen Tag durch den dicht verwachsenen Wald, sein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er seine dritte Schwester, Bertha, vermuthete; aber je weiter er in den wilden Busch hineinkam, je undurchdringlicher wurde er; der See verlor sich aus seinen Augen und auch die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Doch gegen Sonnenuntergang sah er die Wasserfläche wieder zwischen den Bäumen durchschimmern, als der Wald lichter wurde; dennoch erreichte er das Ufer nicht eher, als mit hereinbrechender Nacht. Ermüdet schlug er sein Lager unter einem Feldbaum auf, und erwachte nicht eher, als bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Durch den Schlaf fand er sich gestärkt und seine Glieder rüstig und wacker; er sprang rasch auf und wandelte längs dem Ufer hin voller Gedanken und Anschläge, wie er zu seiner Schwester im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er seinen Spruch und Gruß erschallen: Bertha, geliebte Schwester, hausest du in diesem Weiher, so gib Antwort auf meine Rede, ich bin Reinald, das Wunderkind, dein Bruder, der dich aufsucht, deinen Zauber zu lösen und dich aus diesem nassen Gefängniß herauszuführen. Doch ihm antwortete nichts, als das vielstimmige Echo vom Walde her. O ihr lieben Fische, fuhr er fort, als ganze Schaaren rothgesprenkelter Forellen an's Ufer schwammen und den jungen Fremdling anzugaffen schienen, ihr lieben Fische, sagt's eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret,

ihr zu begegnen. Er zerpflückte alle Brodrindchen, die er noch in seinen Taschen fand, und warf sie in den Teich, die Fische dadurch zu bestechen, damit sie seiner Schwester von ihm Botschaft bringen möchten; allein die Forellen schnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne sich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald sah wohl, daß mit seiner Fischpredigt nichts ausgerichtet war, deßhalb versuchte er, auf eine andere Manier sein Unternehmen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohl geübt, und schwimmen konnte er, wie eine Wassermaus, darum entschloß er sich kurz, entkleidete sich seiner Rüstung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand, und sprang, weil er keines Nachens ansichtig wurde, wie weiland sein Vater, beherzt in die Fluthen, um den Schwager Behemot aufzusuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verschlingen und schon ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen, wie er bei meinem Vater that. Drauf plätscherte er geflissentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lange es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß; als er aber anfing, zu ermatten, schaute er nach dem Gestade um, und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen Kräften, dieß Schauspiel näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkrystall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu sein schien; denn aus dieser stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windstrom spielend auf das Wasser warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner Schwester sein könnte, er wagte es also, darin hinab zu schlüpfen, und seine Vermuthung täuschte ihn auch nicht.

Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der schönen Bertha, welche eben beschäftigt war, ihr Frühstück bei einem kleinem Feuer vom rothen Sandelholz zu bereiten. Als die Dame das Geräusch im Schlot vernahm und urplötzlich zwei Menschenfüße den Kamin herabzappeln sah, wurden ihre Lebensgeister so sehr überrascht, daß sie vor Schrecken den Topf umstieß, und rücklings auf ihren Armstuhl in Ohnmacht sank. Reinald rüttelte sie so lange, bis sie wieder zu sich selbst kam, und sobald sie sich ein wenig erholt hatte, sprach sie mit matter Stimme: Unglücklicher, wer du auch seist, wie darfst du es wagen, diese unterirdische Wohnung zu betreten? Weißt du nicht, daß diese Vermessenheit dir den unvermeidlichen Tod bringt? Fürchte nichts, meine Liebe, sprach der wackre Ritter, ich bin dein Bruder Reinald, das Wunder-

kind, und scheue nicht Gefahr noch Tod, meine geliebten Schwestern aufzusuchen und die Banden des mächtigen Zaubers aufzulösen, der sie fesselt. Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber sie zitterte vor Furcht.

Ufo, der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof seines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen heimlich besucht, und unlängst in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen sei, seine Schwestern aufzusuchen. Dieß kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt: wenn ihn, sprach er, Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, so wird ihn doch Schwager Hai verschlingen; ich fürchte in der Anwandlung thierischer Wuth dem Triebe nicht wiederstehen zu können, ihn hinunterzuschlürfen; und wenn du ihn mit deinen zarten Armen umfaßtest, du Liebe, ihn zu beschützen, so würde ich deine krystallne Wohnung zertrümmern, daß dich die hereinströmenden Fluthen ersäuften, und ihn würde ich in meinem Walfischbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weißt du, ist unsere Wohnung jedem Fremdling unzugänglich. Alles das verhehlte die schöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: kannst du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie deine Schwestern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber schwindet? Ach, versetzte sie, wie konnte ich dich verbergen? Siehst du nicht, daß diese Wohnung von Krystall ist, und daß alle Wände so durchsichtig sind, wie das klare Wasser selbst. — Es wird doch irgend ein undurchschaubarer Winkel im Hause sein, gegenredete Reinald; oder liebst du deinen Bruder so wenig, daß du keinen Versuch zu seiner Rettung machen willst?

Die schöne Bertha sann hin und her, und endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, worinnen sie ihren Bruder beherbergen könnte. Er nahm den Vorschlag ohne Einwendung an, verschränkte das Holz in der durchsichtigen Kammer so kunstreich, wie ein Biber seinen unterirdischen Bau, und verbarg sich darin auf's beste! Seine Schwester kehrte darauf in ihr Zimmer zurück, und harrte hier der Ankunft ihres Gemahls, der ihr täglich einen Besuch machte, sie von außen durch das gläserne Haus sah, und sich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

Kaum hatte die holde Bertha ihr Zimmer betreten, so kam der ungeheure Fisch herangeschwommen; das Wasser fing schon von weitem an zu rauschen, und die Fluthen kräuselten sich in Wirbeln um den krystallenen Palast. Das Meerwunder stand außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Wasser ein, stürzte sie wieder aus seinem weiten Schlunde hervor, und gaffte dabei mit glotzenden, meergrünen Augen die schöne Frau stumm und staunend an. So sehr sich auch die gute Dame angelegen sein ließ, unbefangen zu scheinen, so wenig war das in ihrer Ge-

walt: alle Schälkelei und Verstellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, ihre Brust hob sich hoch und schnell, ihre Wangen und Lippen glühten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte ungeachtet seiner Fischnatur dennoch so viel Gefühl, daß er aus diesen Zeichen Unrath merkte, schreckliche Gesichter schnitt, und pfeilgeschwind fortschoß. Er umkreiste den Palast in unzähligen Windungen und trieb solchen Unfug in den Wogen, daß die krystallene Wohnung davon erbebte, und die erschrockene Bertha nicht anders glaubte, als er würde solche augenblicks zerschellen. Der spähende Delphin konnte indessen bei dieser strengen Haussuchung nichts wahrnehmen, was seinen Verdacht zu bestärken schien, daher wurde er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch sein Toben das Wasser so getrübt, daß er nicht sehen konnte, in welchem Zustand die bängliche Bertha sich befand. Er schwamm fort, und die Dame erholte sich wieder von ihrem Schrecken. Reinald verhielt sich still und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Ansehen nach Schwager Walfisch nicht jeden Verdacht schwinden ließ, denn er vergaß nie bei seinem täglichen Besuche, dreimal die Runde um's Haus zu schwimmen, und alle Winkel des krystallenen Palastes zu durchspähen, so geberdete er sich doch nicht so wüthend dabei als das erstemal. Die Stunde der Verwandlung befreiete endlich den duldsamen Gefangenen aus der einsamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er sich in einem königlichen Palaste auf einer kleinen Insel. Gebäude, Lustgärten, Marktplätze, alles schien auf dem Wasser zu schwimmen, hundert Gondeln schwankten auf den Kanälen auf und ab, und alles lebte und webte auf den offenen Plätzen in fröhlicher Geschäftigkeit; kurz das Schloß des Schwagers Delphins war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben so herzlich und freundschaftsvoll als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Ufo, der Delphin war auf Monden verwünscht, der siebente war jedesmal der Rastmonat der Verzauberung; von einem Vollmond bis zum andern gedieh alles in seinem natürlichen Zustande. Weil Reinalds Aufenthalt hier länger dauerte, so wurde er mit dem Schwäher Ufo auch bekannter und lebte mit ihm vertrauter, als mit den andern. Seine Neugierde peinigte ihn schon lange, zu erfahren, durch welches Schicksal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zustand der Verzauberung wären versetzt worden; er forschte fleißig deßhalb bei der Schwester Bertha, aber die konnte ihm keine Auskunft geben, und Ufo beobachtete über diesen Punkt ein geheimnißvolles Stillschweigen. Reinald erfuhr also nicht, was er wünschte. Unterdessen eilten die Tage der Freude auf den Fittichen der Winde dahin, der Mond verlor seine Silberhörner und

rundete seine Gestalt mehr mit jedem Tage. Bei einem Abendspaziergange verständigte Ufo seinen Schwäher Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorstehe, und mahnte ihn an, zu seinen Eltern zurückzukehren, die seinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter sei untröstlich, seitdem es am Hofe kund geworden, daß er nicht nach Flandern, sondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen sei. Reinald fragte, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es sei nur noch eins übrig, davon er bereits Kundschaft habe: nämlich den Schlüssel der Verzauberungen zu suchen und den kräftigen Talisman zu zerstören; so lange dieser wirke, sei für die Prinzen keine Erlösung zu hoffen. Aber, fügte Ufo der Delphin freundschaftlich hinzu, folgt gutem Rathe, junger Mann, und dankt dem lieben Gott, daß ihr nicht das Opfer eures kühnen Unterfangens geworden seid, den Zauberwald zu durchstreifen. Laßt Euch genügen an dem Ruhm, den Ihr erworben habt; ziehet heim und gebet Euren Eltern Bericht von alle dem, was Ihr gesehen und gehört habt, und führt durch Eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin sie Harm und Gram um Euch gebracht hat. Reinald versprach, was Schwäher Ufo verlangte, mit dem Vorbehalt, zu thun was er wollte. Ufo merkte bald, worauf des Jünglings Sinn gestellt war, deßhalb zog er seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Fischschuppen, reichte sie ihm zum Geschenk dar und sprach: wenn Euch einst Hilfe noth thut, so reibt sie zwischen den Händen, daß sie flugs erwarmen, und erwartet den Erfolg.

Reinald bestieg eine schön vergoldete Gondel und ließ sich durch zwei Gondelirer an's feste Land rudern. Kaum war er am Gestade, so verschwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze, und es blieb von all der Herrlichkeit nichts übrig, als ein Fischteich mit hohem Schilf bewachsen, durch welches ein kühles Morgenlüftchen säuselte. Der Ritter befand sich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden kühnlich in's Wasser sprang, sein Schild und Harnisch lagen noch auf der Stelle und der Speer stand daneben gepflanzt, wie er seine Waffen verlassen hatte. Ein schönes Roß, an einen Baumstamm gebunden, schien seiner zu harren. — Er aber gelobte sich, nicht eher zu rasten, als bis der Schlüssel der Verzauberungen in seiner Hand wäre.

Drittes Buch.

„Wer sagt mir an den geraden Weg, und wer leitet meinen Fuß „auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarsten der Abenteuer führet in „diesem gränzenlosen Walde? O ihr himmlischen Mächte, blickt freund„lich auf mich herab, und wenn ein Erdensohn diesen mächtigen Zauber „lösen soll, so laßt mich diesen glücklichen Sterblichen sein." So sprach Reinald ganz in sich gekehrt und ritt fürbaß seine unwegsame Straße waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grausen die endlose Wildniß, und schlief sieben Nächte lang unter freiem Himmel, daß seine Waffen von nächtlichem Thau rosteten. Dennoch verzagte er nie und forschte unverdrossen weiter, obwohl ihm endlich auch Speise und Trank ausging und er nothdürftig seinen Hunger mit Waldbeeren stillen uud seinen Durst mit Quellwasser löschen mußte. Da gelangte er am neunten Tage endlich auf eine einsame, unwirthbare und felsige Anhöhe und schaute nachdenklich in die Ferne. Da schimmerte ihm aus dem Thale vor seinen Füßen etwas entgegen, das anzuschauen war, wie die Zinne eines Schlosses. Nur warf es so glänzende Strahlen, daß Reinald glaubte, sein Auge täusche ihn. Um jedoch aller Ungewißheit ein Ende zu machen, beschloß er darauf zuzureiten, und sich das Ding genauer anzusehen.

Nach einer halben Stunde ritt er in ein Thal, das von himmelhohen Granitfelsen umschlossen und mit dunkeln Tannen und traurigen Cypressen ganz bewachsen war. Obgleich eine schauerliche Stille und grause Oede über diesem Thale ruhte, und es Reinald schien, als ob er über lauter Grabstätten dahin trabte, so dumpf scholl des Rosses Hufschlag an den steilen Felswänden entlang, so ritt er dennoch weiter und weiter, und gelangte plötzlich aus dem geschlossenen Thale auf einen freien grünen Rasenplatz. Hier hielt er erstaunt das Roß an, denn ein wunderlicher Anblick zeigte sich ihm. An dem einen Ende des Platzes, wohl noch fünfhundert Schritte von ihm entfernt, erhob sich ein schimmernder Palast. Das Dach dieses Palastes war von glänzend polirtem Stahl, und wurde von dicken Granitsäulen getragen, die wunderbar von oben bis unten mit allerlei unerklärlichen Zeichen überdeckt erschienen. Die Wände des Palastes waren von Stahl, wie das Dach, und nirgends ein Fenster darin zu entdecken. Die Eingangsthür, von einem einzigen durchsichtigen Steine geformt, schien nicht geöffnet werden zu können, denn es war weder Angel,

noch Schloß, noch Riegel daran aufzufinden. Rechts von diesem sonderbaren Schlosse lag ein Weiher. Das Wasser darin sah ganz schwarz aus und schlug keine Wellen, wenn auch ein Windhauch darüber hinweg wehete. Auf dem Platze vor dem Schlosse weidete ein furchtbar großer Stier von dunkler Farbe, der mit tückisch blitzenden Augen umher schaute, und als Wächter des Schlosses bestellt zu sein schien.

Reinald betrachtete sich Alles mit Muße, und zweifelte nicht, hier das Ziel seines abenteuerlichen Zuges gefunden zu haben. Er ritt kühn an dem Stiere vorüber, und näherte sich dem Schlosse, um den Eingang zu untersuchen und ihn, wenn es möglich wäre, zu öffnen. Plötzlich aber rannte der Stier wüthend und brüllend, die Hörner gesenkt, auf ihn los, und würde unfehlbar Roß und Reiter über den Haufen gerannt und getödtet haben, wenn Reinalds edles Roß nicht einen Seitensprung gemacht hätte, und so dem fürchterlichen Stoße ausgewichen wäre. Der Stier aber prallte mit solcher Gewalt gegen eine Felsenwand, die links vom Schlosse in die Höhe ragte, daß große Stücke aus dem Felsen umher sprangen, grade als ob es Steine regnete. Jetzt zog Reinald sein gutes Schwert und erwartete festen Fußes das Unthier, welches ihn augenblicklich von Neuem angriff. Durch eine geschickte Wendung des Pferdes entging aber der kühne Ritter auch diesem Stoße, und schmetterte mit seinem Schwerte auf den Nacken des Stieres herab mit solcher Kraft, daß er meinte, das Haupt des Unthiers mit dem einen Hiebe vom Rumpfe getrennt zu haben.

Aber ach, der Stier war gegen Stahl und Eisen unverwundbar; zu Reinalds Schrecken zersplitterte sein Schwert wie ein Stecken, und wehrlos war der junge Held in die Macht seines wüthenden Feindes gegeben. Da erinnerte er sich noch zu rechter Zeit der drei Bärenhaare, die ihm sein Schwager Albrecht gegeben hatte, holte sie schnell hervor, rieb sie zwischen den flachen Händen, und siehe da, brummend und die breiten Tatzen erhoben, kam der mächtige Bär auf den Hinterbeinen aus dem Dickicht geschritten, und fiel ohne Weiteres über den entsetzten Stier her, der nicht lange den Kampf gegen seinen übermächtigen Gegner bestand. Aus unzähligen Wunden blutend fiel das Unthier brüllend auf die dröhnende Erde, und ward vom Bären augenblicklich vollends gewürgt und in Stücke zerrissen.

Da bemerkte Reinald, der dem heftigen Kampfe staunend zugesehen hatte, daß plötzlich aus dem aufgerissenen Bauche des Thieres eine schwarze Ente aufstieg und mit schnellen Schwingen sich hoch in die Wolken aufschwang. Halt, dachte er da, das hat etwas zu bedeuten, und riß sogleich die drei Adlerfedern, die er von Edgar zum Geschenk bekommen hatte, aus

seiner Tasche, rieb sie zwischen den Händen, und bemerkte alsbald, daß ein mächtiger Adler den Entenvogel verfolgte, der sich sogleich scheu in das nahe Gebüsch niederduckte. Reinald scheuchte ihn aber wieder auf, und ließ ihm keine Ruhe, bis er voll Verzweiflung, wie es schien, wieder in die Höhe flog, und nach dem Weiher neben dem Zauberschlosse zurückkehrte. Ehe er jedoch das Wasser erreichte, erfaßte ihn der Adler mit seinen mächtigen Krallen, und zerriß ihn in Stücken, wie der Bär den Stier.

Jetzt bemerkte Reinald, der kein Auge von dem Entvogel abwandte, daß dieser ein goldenes Ei in den See fallen ließ, welches alsbald in die Tiefe versank, und Schrecken erfaßte ihn, wenn er daran dachte, daß gewiß nur durch das Ei Alles zu einem guten Ende geführt werden könne. Wie sollte er es aus der unergründlichen Tiefe des Wassers heraufbringen an das Tageslicht? Nachdenklich und das Herz voll schwerer Sorge ging er am Ufer entlang, und betrachtete bald das Zauberschloß, dessen Thür ihm verschlossen blieb, bald haftete sein Blick auf der schwarzen unbeweglichen Fläche des Weihers. Schon wollte er hineinstürzen in das Wasser, um zu versuchen, das Ei durch Tauchen in seine Gewalt zu bekommen, da fiel ihm noch glücklicher Weise das Geschenk seines Schwagers Ufo, die drei Fischschuppen ein, und schnell rieb er sie zwischen den Händen. Gleich darauf kam der gewaltige Fisch, die Wogen theilend, aufgetaucht, und schleuderte das ersehnte goldene Ei an das Ufer. Erfreut hob es Reinald auf, und betrachtete es von allen Seiten. Es schien ein einfaches gewöhnliches Entenei, bis auf den Umstand, daß es von Gold war. Weil er nirgends eine Oeffnung entdecken konnte, nahm er endlich einen Stein, und schlug es auf, um auch das Innere desselben zu betrachten. Da fiel ihm ein kleiner Schlüssel entgegen, der aus einem einzigen Rubin geschnitten war, und herrliche Strahlen in der Sonne von sich warf.

Dies mußte der Schlüssel sein, der die Thür des Schlosses öffnete, und Reinald säumte nicht, einen Versuch damit anzustellen. Er betrachtete die Thür von allen Seiten, und suchte das Schlüsselloch oben und unten, aber er fand es nicht. Da warf er im Zorne das Schlüsselchen gegen die Thür und rief: Was bist du mir denn nütze, wenn du nicht aufschließen kannst? und drehte dem Schlosse den Rücken zu. Erschrocken und schnell kehrte er aber wieder um, denn mit entsetzlichem Krachen sprang die Thür von selbst auf, als der Rubinschlüssel sie berührte, und ein breiter Säulengang lag vor Reinalds Blicken. Ohne Bedenken oder Furcht betrat er ihn, um das Innere des Palastes zu erforschen, und seine Geheimnisse zu ergründen. Von den hohen und glatten Marmorwänden

hallten seine Schritte zurück, und rauschten schauerlich durch die Säulen. Eiskalte Luft umwehete ihn, und durchfröstelte seine Glieder; dennoch schritt er kühn vorwärts, und gelangte endlich in eine düstere Grotte, in welcher sieben Thüren in sieben prachtvoll geschmückte Zimmer führten. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe, und trat aus dem letzten in einen Marmorsaal, der, ohne Fenster, von sieben Kronleuchtern erhellt wurde. Hier erblickte er, auf einem Ruhebette schlummernd, eine wunderschöne Jungfrau. Ihr Angesicht war bleich, und sie athmete kaum. Reinald betrachtete sie lange, und suchte sie zu erwecken. Aber die Jungfrau lag wie todt, und weder Reinalds Rufen, noch sein Rütteln und Schütteln entfesselte sie von den Banden des Schlummers. Endlich gab Reinald seine vergeblichen Bemühungen auf, und schaute ringsum im Saale umher, ob er vielleicht irgendwo den Talisman entdecken möchte, dessen Zerstörung allein die Entzauberung seiner Schwäger, und, wie er nicht zweifelte, auch der schlafenden Jungfrau, bewirken konnte. Aber der Saal war ganz leer, bis auf eine breite alabasterne Tafel, die dem Ruhebett der Dame gegenüber auf einem hohen Postamente stand.

Reinald schritt darauf zu, und entdeckte bei näherer Betrachtung, daß die Alabastertafel mit goldenen Zeichen, die er nicht verstand, bedeckt war. Er schlug mit der geballten Faust dagegen, um sie zu zerschmettern, aber sie wich nicht und wankte nicht, sondern stand unerschüttert. Dennoch bemerkte Reinald, daß die schlafende Jungfrau bei dem Schlage gegen die Tafel auftaumelte, einen Augenblick wie träumend umher schaute, aber seufzend gleich darauf wieder zurücksank, und fest schlief, wie vorher. Jetzt zweifelte er nicht länger, in der Tafel den zauberkräftigen Talisman gefunden zu haben, und verdoppelte seine Anstrengungen, sie zu zerschlagen. Als alle diese Versuche jedoch vergeblich blieben, so erfaßte er sie endlich mit beiden Händen, stemmte sich mit Macht dagegen, und stürzte sie mit Anstrengung aller Kräfte vom Postament herab auf die Marmorplatten des Fußbodens, wo sie in sieben Stücke zerbrach. Ein Donnerschlag erschütterte zu gleicher Zeit die Grundfesten des Palastes, und die mächtigen Säulen im Saal und in den Gängen schwankten und taumelten hin und her. Bleicher Schrecken durchrieselte Reinalds Gebein, denn er glaubte, der Palast würde zusammen stürzen, und ihn und die schlafende Jungfrau auf ewig unter seinen Trümmern begraben. Schleunig eilte er auf sie zu, nahm sie in seine Arme, eilte mit flüchtigem Fuße durch die sieben Zimmer und den Säulengang zurück, und erreichte athemlos und mit verstörten Blicken, aber noch zu rechter Zeit, das Freie. Hinter ihm stürzte krachend und mit Donnergepolter der eherne Palast über einander, und versank ohne Spur in den Abgrund der Hölle.

Reinald dankte inbrünstig dem Himmel, der ihn aus so großer Gefahr errettet hatte, legte die schöne Jungfrau, die ohnmächtig in seinen Armen lag, sanft nieder auf den blumigen Rasen, und erwartete, Angst und Hoffnung im Herzen, ihr Erwachen. Bald schlug sie die blauen Augen auf, schaute verwundert rings umher, heftete endlich ihren staunenden Blick auf den fremden Rittersmann, der vor ihr auf den Knieen lag, und fragte mit sanfter Stimme: „Um Gott, was ist mir widerfahren, und wo bin ich?“ „Gerettet seid Ihr,“ jubelte Reinald, „gerettet, Euer Gefängniß ist versunken und zerstört, und Ihr seid frei!“

Als sie dies hörte, athmete die Dame tief auf, und sog mit Entzücken die köstliche Himmelsluft ein, die, mit Blumendüften erfüllt, ihre rosigen Wangen umfächelte.

Reinald ließ ihr Zeit, sich von ihrem Staunen zu erholen, und sah mit herzlicher Freude zu, mit welchem Entzücken sie um sich schaute, aufsprang, der Erde und dem Himmel Kußhände zuwarf, und tief gerührt ausrief: „O, Freiheit, Freiheit, du köstlichstes Juwel der Sterblichen, sei tausendmal von mir gegrüßt, und Ihr, Herr Ritter, habt innigen Dank für meine Rettung aus jener fürchterlichen Gefangenschaft. Seht, jahrelang habe ich schmachten müssen, und nie das heitere Licht der Sonne, nie den traulichen Schimmer der Sterne, noch die silberne Scheibe des Mondes gesehen. Ewige, unzerbrechliche Bande des Schlafes lagen auf meinen Augen, meine Glieder waren gefesselt, und schaurige Oede herrschte rings um mich her. Und ach, nur mein Körper lag da empfindungslos und todt, mein Geist blieb lebendig, und die unsägliche Pein der fürchterlichsten Langeweile marterte mich mit durchbohrender Grausamkeit. O, habt Dank, tausendfachen Dank, Herr Ritter, daß Ihr mich von diesen Qualen erlöst habt.“

Reinald wurde ganz verlegen, als diese Ausbrüche leidenschaftlicher Dankbarkeit ihn überschütteten, und bat endlich die Dame, ihm Aufklärung darüber zu geben, auf welche Weise sie in das schreckliche Gefängniß gerathen sei.

Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürst, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin, weil er aber ein schrecklicher Riese und Heide war, auch in dem Rufe stand, daß er ein großer Schwarzkünstler sei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewiesen; worüber der Heide so sehr ergrimmte, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte und sich seiner Länder und meiner Brüder bemächtigte. Ich war zu meiner Tante, der Gräfin von Vohburg, geflohen, aber dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben; sobald er meines Vaters

Land in Besitz genommen hatte, kam ihm ein, mich zu entführen, und vermöge seiner magischen Künste war ihm das ein Leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber der Jagd, ich pflegte ihn oft dahin zu begleiten, und alle Ritter seines Hofes wetteiferten bei dieser Gelegenheit, mir immer das bestgerüstete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte sich ein unbekannter Stallmeister mit einem herrlichen Apfelschimmel zu mir heran, und bat mich im Namen seines Herrn, dieses Pferd zu besteigen, und es als mein Eigenthum anzunehmen. Ich fragte nach dem Namen seines Herrn, er wollte aber diese Frage nicht eher beantworten, als bis ich den Gaul erprobt und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geschenk nicht verschmähe. Ich konnte dieses Anerbieten nicht wohl ausschlagen, auch war das Pferd so prächtig gerüstet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf sich zog. Gold und Edelsteine und prächtige Stickerei war an der purpurfarbenen Satteldecke verschwendet. Ein rother seidener Zaum lief vom Gebiß am Halse hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde dicht mit Rubinen besetzt. Ich schwang mich in den Sattel und ritt fröhlich davon. Der Gang des edlen Rosses war so leicht und so gemachsam, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren schien. Leichtfüßig setzte es über Gräben und Hecken, und die kühnsten Reiter vermochten nicht ihm zu folgen. Ein weißer Hirsch, der mir bei der Jagd aufstieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirsch, um zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren; aber das Pferd sträubte sich, mir zu gehorchen, bäumte sich auf, schüttelte die Mähne und wurde wild. Ich versuchte es zu begütigen; aber in dem Augenblick nahm ich wahr, daß sich der Apfelschimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte: die Vorderfüße breiteten sich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängerte sich, an dem Kopf streckte sich ein breiter Schnabel hervor, und plötzlich schwang es sich in die Lüfte empor und versetzte mich in weniger als einer Stunde in diesen Wald, wo es sich vor der rubinenen Pforte dieses Schlosses niederließ.

Hier nahm mich der böse Zauberer in Empfang, und da ich mich noch immer weigerte, seine Gemahlin zu werden, so versetzte er mich in die traurige Lage, aus welcher Ihr mich erlöst habt. Er bereitete den Talisman, der mich in fortwährende Erstarrung versetzte, und selbst nach des Unholds Tode, welcher bald nach meiner Gefangennahme erfolgte, seine Zauberkraft nicht verlor. Eurem Muthe, tapferer Reinald, verdanke ich meine Befreiung, und wollte Gott, ich könnte nun erfahren, ob meine Brüder noch am Leben und wo sie zu finden sind." Prinzessin Hildegard

verstummte, und Reinald wollte ihr eben erzählen, daß die verlornen Brüder schon gefunden und seine eigenen Schwäher seien, als plötzlich vom Walde her eine herrliche Musik erklang, und drei reisige Häuflein aus dem Dickicht mit wehenden Fahnen und schimmernden Waffen hervorsprengten. Drei prächtig gerüstete Ritter führten die Reisigen an, und sprangen alsbald mit Freudengeschrei von den Rossen, als sie Reinald das Wunderkind und Prinzessin Hildegard erblickten. Da erkannte Hildegard ihre Brüder, und umarmte sie mit Wonnethränen, die reichlich von ihren Wangen hernieder strömten. Aller Herzen füllte Jubel und Freude, daß nun endlich das Schicksal erfüllt, und der schreckliche Zauber gebrochen war.

Noch in derselbigen Stunde begaben sich die Glücklichen in das alte Ritterschloß neben dem Zauberwalde, wo sie von Reinald's Schwestern, die bereits dort waren, freudvoll und liebevoll empfangen wurden, und wenige Tage darauf umarmten sie wonneerfüllt Reinald's ehrwürdige Eltern, die, durch Boten im Voraus benachrichtigt, ihrer Ankunft sehnsüchtig entgegen gesehen hatten.

Da war denn die Familie glücklich und zufrieden wieder beisammen, und Reinald heirathete die schöne Prinzessin Hildegard, mit der er noch lange Jahre in Eintracht und Fröhlichkeit seine Tage verlebte. Seine Schwäher aber zogen später mit ihren Gemahlinnen fort, und suchten sich ihren eigenen Herd. Albrecht der Bär kaufte die Grafschaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg. Edgar der Adler zog in die Schweizerlande, wo die Alpenriesen mit ewigem Schnee bedeckt, gen Himmel ragen, kaufte sich viel Land, und erbaute eine stolze prächtige Burg auf einem hohen Felsen und nannte sie Aarburg. Ufo endlich, der Delphin, machte einen Kriegszug in das burgundische Reich, eroberte viel Städte und Dörfer, und taufte sein mit den Waffen errungenes Besitzthum das Delphinat. Zum ewigen Andenken aber an ihre Schicksale nahmen die drei Prinzen das Bild ihrer früheren Zaubergestalt als Wahrzeichen in ihre Wappen auf, und so ist es geschehen, daß von jener Zeit an die Stadt Bernburg einen gekrönten Bären, Aarburg einen Adler, und das Delphinat einen mächtigen Seefisch im Wappen führt bis auf den heutigen Tag.

Franz von Bremen.

Es war einmal ein reicher Kraufmann, Melchior von Bremen genannt, der sich immer hohnlächelnd den Bart strich, wenn vom reichen Manne im Evangelium gepredigt wurde, den er im Vergleich mit sich nur für einen kleinen Krämer schätzte. Er hatte des Geldes so viel, daß er seinen Speisesaal mit harten Thalern pflastern ließ. Ob ihm diese Hoffahrt gleich von seinen Mitbürgern sehr verarget und für eine Prahlerei angedeutet wurde, so war's damit doch mehr auf kaufmännische Spekulation, als auf Aufschneiderei abgesehen. Der schlaue Bremer merkte wohl, daß die Neider und Tadler dieser scheinbaren Eitelkeit nur den Ruf seines Reichthums ausbreiten und seinen Kredit dadurch mehren würden. Er erreichte diese Absicht vollkommen; das todte Kapital von alten Thalern, das so weislich im Speisesaale zur Schau aufgestellt war, brachte hundertfältige Zinsen durch die stillschweigende Bürgschaft, die es in allen Handelsgeschäften für die Zahlungsfähigkeit leistete; aber endlich wurde es doch eine Klippe, woran die Wohlfahrt des Hauses scheiterte.

Melchior von Bremen starb auf einen jähen Trunk bei einem Quappenschmause, ohne daß er Zeit hatte, sein Haus zu bestellen. Er hinterließ all sein Hab und Gut einem einzigen Sohne im blühenden Jünglingsalter, der eben die Jahre erreicht hatte, die väterliche Erbschaft gesetzmäßig anzutreten. Franz Melcherson war ein herrlicher Junge und hatte von der Natur die besten Anlagen empfangen. Auf seinen Wangen blühte Gesundheit, und aus den braunen Augen sah Behaglichkeit und froher Jugendsinn hervor. Er glich einer markigen Pflanze, die nur Wasser und ein mageres Erdreich bedarf, um wohl zu gedeihen, in allzu fettem Boden aber Ueberwuchs treibt, ohne Frucht und Genuß. Der väterliche Nachlaß war, wie es oft der Fall ist, des Sohnes Verderben. Kaum hatte er das Vergnügen empfunden, Besitzer eines großen Vermögens zu sein und damit nach Belieben schalten zu können, so suchte er sich dessen, nicht anders als einer drückenden Bürde, zu entledigen, spielte den Mann im Evangelium im Wortverstande, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Kein Gastmahl am Hofe des Bischofs kam den seinigen gleich an Pracht und Ueberfluß, und so lange die Stadt Bremen steht, wird solch ein Ochsenfest nicht wieder erlebt, als er jährlich zu begehen

pflegte; an jeden Bürger in der Stadt spendete er einen Krüselbraten aus und ein Krüglein spanischen Wein. Dafür ließ die ganze Stadt den Sohn des Alten hoch leben, und Franz war der Held des Tages.

Bei diesem fortwährenden Taumel von Schwelgerei wurde an keine Bilanzrechnung gedacht. Einige Jahre verliefen, ohne daß der verschwenderische Gauch eine Abnahme seiner Renten spürte; denn bei des Vaters Hinscheiden waren Kisten und Kasten voll. Die gefräßige Schaar der Tischfreunde, das lustige Völklein der lustigen Brüder, die Spieler, Lungerer und alle, die von dem verlornen Sohn Nutzen und Gewinn hatten, sahen sich wohl vor, ihn zu einiger Besonnenheit kommen zu lassen; sie rissen ihn von einem Vergnügen zum andern fort, und erhielten ihn immer in Athem, damit nicht ein nüchterner Augenblick die Vernunft aufwecken, und ihren räuberischen Klauen die Beute entführen möchte.

Aber plötzlich versiechte das Brünnlein des Wohllebens, die Tonnen Goldes aus dem väterlichen Nachlaß waren abgezapft bis auf die Hefen. Franz befahl eines Tages eine große Zahlung, und der Kassirer war außer Stand, dem Willen seines Herrn Folge zu leisten. Das fuhr dem jungen Schlemmer mächtig vor die Stirn, doch fühlte er nur Verdruß und Unwillen über seinen widerspenstigen Diener, dem er allein, keineswegs aber seiner eignen üblen Wirthschaft, die Unordnung in seinen Finanzen beimaß. Er gab sich auch keine weitere Mühe, die Ursache davon zu ergründen, sondern nachdem er zu der gewöhnlichen Litanei des Unsinns seine Zuflucht genommen und einige Dutzend Flüche abgedonnert hatte, ließ er an den achselzuckenden Haushalter den lakonischen Befehl ergehen: Schaff' Rath.

Die Geldmäkler, die Wucherer und Wechsler wurden nun in Thätigkeit gesetzt. Gegen hohe Zinsen flossen in Kurzem wieder große Summen in die leeren Kassen; der Saal, mit harten Thalern gepflastert, galt in den Augen der Gläubiger mehr als Schuldscheine und Wechsel. Das Mittel leistete eine Zeit lang gute Dienste, doch unter der Hand breitete sich in der Stadt das Gerücht in der Stadt aus, das silberne Pflaster im Speisesaale sei in aller Stille aufgehoben und mit einem steinernen vertauscht worden. Die Sache wurde von Stund an auf Verlangen der Darleiher gerichtlich untersucht und in der That also befunden. Nun war nicht zu läugnen, daß ein Pflaster von buntfarbigem Marmor sich in einem Speisesaal ungleich besser ausnahm, als die verblichenen alten Thaler; allein die Gläubiger achteten den feinen Geschmack des Eigenthümers so wenig, daß sie ohne Verzug ihre Zahlung forderten, und da diese nicht erfolgte, wurde das väterliche Haus nebst allen Vorrathshäusern, Gärten, Feldgütern, auch allen Mobilien bei brennender Kerze versteigert

und der junge Verschwender aus allen seinen bisherigen Besitzthümern schnöde hinausgejagt.

Jetzt war's zu spät, über seine Unbesonnenheit nachzudenken, da die vernünftigsten Betrachtungen nichts bessern und die heilsamsten Entschließungen den Schaden nicht mehr heilen konnten. Auch war ihm wie einem berauschten Zecher zu Muthe, der eben aus dem Weintaumel wieder erwacht, und sich nicht zu besinnen weiß, was mit ihm vorgegangen ist. Er lebte nach der Weise verunglückter Verschwender, schämte sich nicht und grämte sich nicht. Zum Glück hatte er noch einige Kostbarkeiten aus dem Familienschmucke vom Schiffbruch geborgen, die ihn noch eine Zeit lang vor drückendem Mangel schützten.

Er bezog ein Quartier in einem abgelegenen Gäßchen, in welches die Sonne das ganze Jahr nicht schien, außer in den längsten Tagen, wenn sie ein wenig über die hohen Dächer blickte. Hier fand er für seine jetzt sehr eingeschränkten Bedürfnisse alles was er brauchte; die frugale Küche des Wirths schützte ihn vor Hunger, der Ofen vor Kälte, das Dach vor dem Regen, die vier Wände vor dem Wind; nur gegen die peinliche Langeweile wußte er weder Rath noch Zuflucht. Das lockere Gesindel der Schmarotzer war mit dem Wohlstande davon geflohen, und von seinen ehemaligen Freunden kannte ihn keiner mehr.

Lesen gehörte damals noch nicht zum Zeitbedürfniß; daher wußte sich Franz mit nichts zu beschäftigen, als daß er seine Laute stimmte und zuweilen darauf klimperte, und hiernächst zur Abwechslung aus dem Fenster schauete und Wetterbeobachtungen anstellte. Sein Beobachtungsgeist bekam indessen bald eine andere Nahrung, wodurch der leere Raum in Kopf und Herzen auf einmal ausgefüllt wurde.

In dem engen Gäßchen, seinem Fenster gerade gegenüber, wohnte eine ehrbare Matrone, die auf Hoffnung besserer Zeiten sich kümmerlich vom langen Faden nährte, den sie nebst einer wunderschönen Tochter durch die Spindel gewann; sie zogen täglich denselben so lang aus, daß sie die ganze Stadt Bremen mit Wall und Graben und allen Vorstädten leicht damit hätten umspannen mögen. Die beiden Spinnerinnen waren eigentlich nicht für die Spindel geboren, sie waren von gutem Herkommen und lebten ehedem im behaglichen Wohlstande. Der schönen Meta Vater hatte ein eignes Schiff auf der See, das er selbst befrachtete und damit jährlich nach Antwerpen fuhr; aber ein schwerer Sturm begrub das Schiff mit Mann und Maus und einer reichen Ladung in den Abgrund des Meeres, als Meta noch nicht ihre Kinderjahre zurückgelegt hatte. Die Mutter, eine verständige gesetzte Frau, ertrug den Verlust ihres Gatten und des sämmtlichen Vermögens mit weiser Standhaftigkeit, entschlug sich aus edlem

Stolze trotz ihrer Dürftigkeit aller Unterstützungen des wohlthätigen Mitleids ihrer Freunde und Anverwandtschaft, die sie für schimpfliche Almosen hielt, so lange sie noch in ihrer eigenen Thätigkeit Mittel zu finden glaubte, durch ihrer Hände Fleiß sich zu ernähren. Sie überließ ihr großes Haus und all das köstliche Geräthe darin den harten Gläubigern ihres verunglückten Mannes, bezog eine kleine Wohnung im engen Gäßchen, und spann vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht, obgleich ihr dieser Broderwerb schwer einging, und sie den Faden oft mit heißen Thränen netzte. Dennoch erreichte sie durch diese Emsigkeit den Endzweck, von Niemand abzuhangen und keinem Menschen einige Verbindlichkeit schuldig zu sein. In der Folge lehrte sie die heranwachsende Tochter zu gleicher Beschäftigung an, und lebte so genau, daß sie von ihrem Erwerb noch einen Sparpfennig zurücklegte, den sie anwendete, nebenher einen kleinen Flachshandel zu treiben.

Sie vermeinte jedoch keineswegs, in diesem dürftigen Zustande ihr Leben zu beschließen, vielmehr stärkte die wackere Frau ihren Muth mit günstigen Aussichten in die Zukunft, hoffte, dereinst wieder in eine behagliche Lage zu kommen und in dem Herbste des Lebens auch noch manche Freude zu genießen. Diese Hoffnung gründete sich nicht so ganz auf leere Träume der Phantasie, sondern auf eine planmäßige und vernünftige Erwartung. Sie sah ihre Tochter wie eine Frühlingsrose aufblühen, dabei war dieselbe tugendlich und sittsam und mit so vielen Talenten des Geistes und Herzens begabt, daß die Mutter Freude und Trost an ihr empfand, und sich den Bissen aus dem Munde absparte, um nichts an einer anständigen Erziehung mangeln zu lassen. Denn sie glaubte, wenn ein Mädchen sittsam und tugendhaft, und dabei schön sei, so könne es nicht fehlen, daß eine so köstliche Perle zum Hausschmuck eines rechtlichen Mannes werde aufgesucht und darum gehandelt werden.

Mutter Brigitta rechnete auf einen wohlhabenden Eidam, der sie wieder aus dem babylonischen Gefängniß im engen Gäßchen in das Land des Ueberflusses, wo Milch und Honig fleußt, zurückführen würde, und vertrauete fest darauf, die Urne des Schicksals werde das Loos ihrer Tochter mit keiner Niete zusammen paaren.

Eines Tages, als Nachbar Franz zum Fenster ausschauete, um Wetterbeobachtungen anzustellen, erblickte er Meta, welche mit der Mutter aus der Kirche zurückkam, wo sie täglich Messe zu hören pflegte.

Das junge Mädchen gefiel ihm ausnehmend wohl, und es regte sich der Wunsch in seinem Herzen, daß er es wohl als seine Hausfrau besitzen möchte. Er zog sogleich Kundschaft von der schönen Nachbarschaft

ein, und erfuhr von seinem Wirthe das größtentheils, was wir bereits wissen.

Jetzt fiel ihm der erste reuige Gedanke über seine unbesonnene Verschwendung auf, und er wünschte nur um deswillen sein väterliches Erbgut wieder zurück, um die liebenswürdige Meta damit auszusteuern. Er kam den ganzen Tag nicht mehr vom Fenster hinweg, um die Gelegenheit zu erlauern, das liebe Mädchen zu beäugeln, und wenn sie sich sehen ließ, fühlte er mehr Entzücken in seiner Seele, als er jemals bei seinen frühern Schwelgereien empfunden hatte.

Die Mutter wachte jedoch mit sorgsamem Auge über ihr sittsames Töchterlein. Sie bemerkte die Beobachtungen Franzens, und Meta erhielt sogleich strengen Befehl, sich nicht mehr am Fenster sehen zu lassen; und wenn die Mutter mit ihr in die Messe ging, hing sie ihr ein Regentuch über's Gesichte, vermummte sie wie eine Türkin, und sputete sich, daß sie mit ihr um die Ecke des Gäßleins herum kam, um dem Auflaurer aus den Augen zu gehen.

Franzen schmerzte der Unwille und die Abgeneigtheit der Mutter Meta's bitterlich, und er schlug mehrere Mittel und Wege ein, um ihr Wohlwollen und ihre Freundschaft zu gewinnen. Aber Alles war vergebens. Doch halfen ihm seine Bemühungen wenigstens so viel, daß er statt des Wohlwollens der Mutter die Zuneigung der Tochter gewann, und dieß war ihm vor der Hand das Angenehmste, was ihm begegnen konnte.

Während er noch voller Freuden darüber war, stand ihm ein Unglück bevor, das ihn sehr schmerzlich berührte. Die wachsame Mutter hatte so gut, wie er, die Neigung Meta's durchschaut, und da dieselbe gar nicht zu ihren Plänen paßte, so beschloß sie, eine andere Wohnung zu beziehen, welche sie ganz aus dem Bereiche des gefährlichen Nachbars bringen würde. Gedacht, gethan. Dem armen Schlucker Franz wollte sie ihre Tochter nicht zur Frau geben, und als derselbe daher eines Tages aufwachte und zu den Fenstern, hinter welchen sonst Meta zu lauschen pflegte, hinüber schaute, da fand er Alles öde und leer, und mit Schrecken sah er, daß Mutter und Tochter aus ihrem Quartiere verschwunden waren.

Sein erstes Geschäft war nun, auf Kundschaft auszugehen, und in Erfahrung zu bringen, wo Mutter Brigitta ihre Wohnung hinverlegt habe, um das geheime Einverständniß mit der zärtlichen Tochter auf irgend eine Weise zu unterhalten. Es kostete ihn wenig Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, gleichwohl war er zu bescheiden, ihr in die neue Wohnung zu folgen, und begnügte sich, nur die Kirche auszuspähen, wo sie nun Messe hörten, um sich das Vergnügen des Anblicks seiner Gelieb-

ten täglich einmal zu verschaffen. Er verfehlte nie, ihr auf dem Heimwege zu begegnen, und bald da bald dort in einem Laden oder in einer Hausthür, wo sie vorübergehen mußte, ihr aufzupassen und sie freundlich zu grüßen.

Während Franz auf diese Weise der schönen Meta nahe zu bleiben suchte, sah er zugleich ein, daß er irgend ein Geschäft beginnen müsse, welches seinen Mann und zur Noth auch eine junge Frau ernähren könne, denn ohne dieß würde ihm Mutter Brigitta niemals erlaubt haben, offen und ehrlich um die Hand ihrer Tochter zu werben.

Unter mancherlei Entwürfen, die er machte, seinen zerrütteten Wohlstand wieder herzustellen, war der vernünftigste der, daß er die Handelsbücher seines Vaters durchging, um etwa noch ausstehende Schuldposten aufzufinden. Er schrieb alle auf, die er fand, in der Absicht, das Land zu durchziehen und eine Aehrenlese anzustellen, um zu versuchen, ob aus diesen verlornen Halmen sich noch ein Maaß Weizen sammeln ließe. Diesen Ertrag wollte er anlegen, einen kleinen Handel zu beginnen, welchen seine Einbildungskraft bald in alle Theile der Welt ausbreitete. Es dünkte ihn, er sähe schon Schiffe in der See, die mit seinem Eigenthum befrachtet wären. Er ging rasch daran, sein Vorhaben auszuführen, machte das letzte goldene Nestei aus der Erbschaft, das Stundenei*) seines Vaters, zu Gelde, und kaufte dafür einen Reitklepper, der ihn als einen Bremer Kaufmann in die weite Welt tragen sollte.

Nur die Trennung von Meta ging ihm schwer ein. Was wird sie, sprach er zu sich, von diesem plötzlichen Verschwinden denken, wenn ich ihr nicht mehr auf dem Kirchweg begegne? Wird sie mich nicht für treulos halten und aus ihrem Herzen verbannen? Dieser Gedanke beunruhigte ihn außerordentlich, und er wußte lange keinen Rath, wie er sie von seinem Vorhaben verständigen sollte. Aber sein erfindungsreicher Verstand gab ihm den glücklichen Einfall ein, von öffentlicher Kanzel seine Abwesenheit und deren Absicht ihr kund machen zu lassen. Er erkaufte deßwegen in der Kirche, welche bisher das geheime Verständniß mit Meta begünstiget hatte, eine Vorbitte für einen jungen Reisenden zu glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte, diese sollte so lange dauern, bis er den Groschen für die Danksagung erlegen würde.

Bei der letzten Begegnung hatte er sich reisefertig gekleidet und strich ganz nahe an Meta vorbei, grüßte sie bedeutsam und mit minderer Vorsicht als sonst, so daß sie darüber erröthete, und Mutter Brigitta zu

*) Die ältesten Taschenuhren wurden von der Form, welche man ihnen zuerst gab, Stundeneier genannt.

mancherlei Randglossen Gelegenheit bekam, ihr Mißfallen über die Zudringlichkeit des unbesonnenen Laffen, der ihre Tochter noch in's Gerede bringen würde, zu erkennen zu geben, und letztere damit den lieben langen Tag eben nicht auf die angenehmste Weise zu unterhalten. Von der Zeit an wurde Franz in Bremen nicht mehr gesehen und von dem schönsten Augenpaar seiner Vaterstadt vergeblich gesucht. Oft hörte Meta die Vorbitte verlesen, aber sie achtete nicht darauf, denn sie war äußerst bekümmert, daß sich ihr Geliebter so fern hielt. Dieses Verschwinden war ihr unerklärbar, und sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Nach Verlauf einiger Monate, als die Zeit ihren geheimen Unmuth in etwas gemildert hatte und ihr Gemüthe ruhiger seine Abwesenheit ertrug, fiel ihr jedoch einsmals die Vorbitte sonderbar auf. Sie errieth den Zusammenhang der Sache, und unterließ fortan nie, den jungen Reisenden seinem Schutzengel bestens zu empfehlen.

Unter dieser unsichtbaren Geleitschaft und den guten Wünschen seiner Geliebten setzte Franz die Reise nach Brabant fort, um in Antwerpen einige beträchtliche Summen einzumahnen. Eine Reise von Bremen nach Antwerpen war zu der Zeit, wo es noch Wegelagerungen gab und jeder Grundherr einen Reisenden, der keinen Geleitsbrief gelöset hatte, zu plündern und im Verließ seines Raubschlosses verschmachten zu lassen sich berechtigt hielt, mit mehr Gefahren und Schwierigkeiten verknüpft, als jetziger Zeit von Bremen nach Kamtschatka; denn der Landfriede, den Kaiser Maximilian hatte ausrufen lassen, galt durch's Reich zwar als Gesetz, wurde aber an vielen Orten noch nicht befolgt. Dem ungeachtet gelang es dem einsamen Reisigen, das Ziel seiner Wallfahrt zu erreichen, ohne daß ihm mehr als ein einziges Abenteuer aufstieß.

Tief in dem öden Westphalen ritt er an einem schwülen Tage bis in die sinkende Nacht, ohne eine Herberge zu erreichen. Es thürmten sich gegen Abend Gewitterwolken auf, und ein heftiger Platzregen durchnäßte ihn bis auf die Haut. Das fiel dem Zärtling, der von Jugend auf an alle ersinnliche Bequemlichkeiten gewohnt war, sehr beschwerlich, und er befand sich in großer Verlegenheit, wie er die Nacht in diesem Zustande hinbringen sollte. Zum Trost erblickte er, nachdem das Ungewitter vorübergezogen war, ein Licht in der Ferne, und bald darauf langte er vor einer dürftigen Bauernhütte an, die ihm wenig Trost gewährte. Das Haus glich mehr einem Viehstalle als einer Menschenwohnung, und der unfreundliche Wirth versagte ihm Wasser und Feuer, wie einem Geächteten, denn er war eben im Begriff, neben seinem Stiere sich auf die Streu zu wälzen, und zu träge, um des Fremdlings willen das Feuer auf dem Herde wieder anzufachen. Franz schimpfte vor lauter Unmuth ganz

kläglich und verwünschte die westphälischen Steppen mit tausend Flüchen. Der Bauer ließ sich das wenig anfechten, und blies mit großer Gelassenheit das Licht aus, ohne von dem Fremdling weiter Notiz zu nehmen, denn er war der Gesetze des Gastrechts ganz unkundig. Weil aber der Wandersmann vor der Thüre nicht aufhörte, ihm mit seinen Klagen Ueberlast zu machen, die ihn nicht einschlafen ließen, suchte er mit guter Art seiner los zu werden, bequemte sich zum Reden und sprach: Landsmann, so Ihr Euch wollt gütlich thun und Euer wohl pflegen, so findet Ihr hier nicht, was Ihr suchet. Aber reitet dort linker Hand durch den Busch, dahinter liegt die Burg des ehrenfesten Ritters Eberhard Bronkhorst, der herbergt jeden Landfahrer, wie ein Hospitaliter die Pilger vom heiligen Grabe. Nur hat er einen Tollwurm im Kopf, der ihn bisweilen zwickt und plagt, daß er keinen Wandersmann ungerauft von sich läßt. So's Euch nicht irret, ob er Euch das Wamms bläuet, wird's Euch bei ihm baß behagen.

Für eine Suppe und einen Schoppen Wein die Rippen einer Bastonade Preis zu geben, ist freilich nicht Jedermanns Ding, obwohl die Schmarotzer und Tellerlecker sich rupfen und zausen lassen, und alle Neckereien der Uebermüthigen willig dulden, wenn ihnen der Gaumen dafür gekitzelt wird. Franz bedachte sich eine Weile und war unschlüssig, was er thun sollte; endlich entschloß er sich dennoch, das Abenteuer zu bestehen. Was liegt daran, sprach er, ob mir hier von einer elenden Streu der Rücken gerädebrecht wird, oder vom Ritter Bronkhorst? Die Schläge vertreiben wohl gar das Fieber, das im Anzuge ist und mich wacker schütteln wird, wofern ich die nassen Kleider nicht trocknen kann. Er gab dem Gaul die Sporen und langte bald vor der Pforte eines Schlosses von altgothischer Bauart an, klopfte ziemlich deutlich an das eiserne Thor, und ein eben so vernehmliches Werda? hallete ihm von innen entgegen. Dem frostigen Reisenden kam das Warten, dem er nun unterworfen wurde, sehr ungelegen. Gleichwohl mußte er sich dem Herkommen unterwerfen und duldsam abwarten, ob der Menschenfreund im Schlosse bei Laune sei, einen Gast zu prügeln, oder geruhen würde, ihm ein Nachtlager unter freiem Himmel anzuweisen.

Der Eigenthümer der alten Burg hatte von Jugend an als ein rüstiger Kriegsmann im Heere des Kaisers unter dem wackern Georg von Frondsberg gedient und ein Fähnlein Fußvolk gegen die Venediger angeführt, sich nachher in Ruhe gesetzt, und lebte auf seinen Gütern, wo er, um die Sünden der ehemaligen Feldzüge abzubüßen, viel gute Werke verrichtete, die Hungrigen speiste, die Durstigen tränkte, die Pilger beherbergte und die Beherbergten wieder aus dem Hause prügelte. Denn er

war ein roher wüster Kriegsmann, der des martialischen Tons sich nicht wieder entwöhnen konnte, ob er gleich seit vielen Jahren in stillem Frieden lebte. Der neue Ankömmling, der bereitwillig war, gegen gute Bewirthung sich der Sitte des Hauses zu unterwerfen, wartete nicht lange, so rasselten von innen die Riegel und Schlösser am Thor, und die keuchenden Thorflügel thaten sich auf, als wenn sie durch den Jammerton, den sie hören ließen, den eintretenden Fremdling warnten oder beseufzten. Dem bangen Reisenden überlief's mit einem kalten Schauer nach dem andern über den Rücken, als er durch das Thor einritt; dem ungeachtet wurde er wohl empfangen, einige Bediente eilten herbei, ihm aus dem Sattel zu helfen, erzeigten sich geschäftig, das Gepäck abzuschnallen, den Rappen in den Stall zu ziehen und den Reiter zu ihrem Herrn in ein wohl erleuchtetes Zimmer einzuführen.

Das kriegerische Ansehen des mächtigen Mannes, der seinem Gaste entgegen kam und ihm so nachdrücklich die Hand schüttelte, daß er hätte laut aufschreien mögen, auch ihn mit so lauter Stimme willkommen hieß, als wenn der Fremdling taub gewesen wäre, übrigens ein Mann in seinen besten Jahren schien, voll Feuer und Thatkraft, setzte den scheuen Wanderer in Furcht und Schrecken, also daß er seine Zagheit nicht verbergen konnte und am ganzen Leibe erbebte. Was ist Euch, junger Gesell? fragt der Ritter mit einer Donnerstimme, daß Ihr zittert wie ein Espenlaub, und erbleichet, als wolle Euch eben der Tod schütteln. Franz ermannte sich, und weil er bedachte, daß seine Schultern nun einmal die Zeche bezahlen müßten, ging seine Furcht in eine Art Dreistigkeit über. Herr, antwortete er traulich, Ihr seht, daß mich der Platzregen durchweicht hat, als sei ich durch die Weser geschwommen. Schaffet, daß ich meine Kleider mit trockenen wechseln kann, und lasset zum Imbiß ein wohlgewürztes Biermus auftragen, das den Fieberschauer vertreibe, der an meinen Nerven zuckt, so wird mir wohl um's Herz sein. Wohl! gegenredete der Ritter, heischt, was Euch noth thut, Ihr seid hier zu Hause.

Franz ließ sich bedienen wie ein Bassa, und weil er nichts anders als wackere Schläge zu erwarten hatte, so wollte er sie verdienen, und foppte und neckte die Diener, die um ihn geschäftig waren, auf mancherlei Weise, es kommt, dachte er bei sich, doch Alles auf eine Rechnung. Das Wamms, sprach er, ist für einen Schmeerbauch, bringt mir eins, das genauer auf den Leib paßt; dieser Pantoffel brennt wie Feuer auf dem Hühnerauge, schlagt ihn über den Leisten; diese Krause ist steif wie ein Brett, und würgt mich wie ein Strick, schafft eine herbei, die mir sanfter thue und durch keinen Stärkebrei gezogen sei!

Der Hausherr ließ über diese bremische Freimüthigkeit so wenig einen Unwillen spüren, daß er vielmehr seine Diener antrieb, hurtig auszurichten, was ihnen befohlen war, und sie Pinsel schalt, die keinen Fremden zu bedienen wüßten. Als der Tisch bereitet war, setzten sich Wirth und Gast, und ließen sich beide das Biermus wohl behagen. Bald darauf fragte jener: Begehrt Ihr auch etwas zur Nachkost? Dieser erwiederte: Laßt auftragen, was Ihr habt, daß ich sehe, ob Eure Küche wohl bestellt sei. Alsbald erschien der Koch und besetzte den Tisch mit einer herrlichen Mahlzeit, die kein Graf würde verschmäht haben. Franz langte fleißig zu und wartete nicht, bis er genöthigt wurde. Als er sich gesättigt hatte, sprach er: Eure Küche, sehe ich, ist nicht übel bestellt, wenn's um den Keller auch so steht, so muß ich Eure Wirthschaft fast rühmen. Der Ritter winkte dem Kellner, dieser füllte flugs den Willkommen mit dem gewöhnlichen Tischwein und kredenzte ihn seinem Herrn, der ihn auf Gesundheit des Gastes rein ausleerte. Drauf that Franz dem Junker ehrlichen Bescheid, welcher sprach: Lieber, was saget Ihr zu diesem Weine? Ich sage, daß er schlecht sei, antwortete Franz, wenn's vom besten ist, den Ihr auf dem Lager habt, und daß er gut sei, wenn's Eure geringste Nummer ist. Ihr seid ein Schmecker, entgegnete der Ritter. Kellner, zapf' uns eins aus dem Mutterfasse! Der Schenk brachte einen Schoppen zum Kostetrunk, und als ihn Franz versucht hatte, sprach er: Das ist ächter Firnewein, dabei wollen wir bleiben.

Der Ritter befahl einen großen Henkelkrug zu bringen und trank sich mit seinem Gaste heiter und froh, fing an, von seinen Kriegszügen zu reden, wie er gegen die Venediger zu Felde gelegen, die feindliche Wagenburg durchbrochen und die wälschen Schaaren wie die Schafe abgewürgt habe. Bei dieser Erzählung gerieth er in einen solchen kriegerischen Eifer, daß er Flaschen und Gläser niedersäbelte, das Tranchirmesser wie eine Lanze schwang, und seinen Tischgenossen dabei so nahe auf den Leib rückte, daß diesem für Nasen und Ohren bange war.

Es wurde spät in die Nacht, gleichwohl kam dem Ritter kein Schlaf in die Augen; er schien recht in seinem Elemente zu sein, wenn er auf den Kriegszug gegen die Venediger zu reden kam. Die Lebhaftigkeit der Erzählung mehrte sich mit jedem Becher, den er ausleerte, und Franz fürchtete, daß dieses das Vorspiel zu der Prügelsuppe sein möchte, die er nicht ohne ein geheimes Bangen erwartete. Um zu erfahren, ob er innerhalb oder außerhalb des Schlosses übernachten werde, begehrte er einen vollen Becher zum Schlaftrunk. Nun, meinte er, werde man ihm den Wein erst einnöthigen, und wenn er nicht Bescheid thäte, ihn unter dem Scheine eines Weinzwistes nach der Sitte des Hauses mit dem gewöhn-

lichen Viaticum fortschicken. Gegen seine Erwartung wurde ihm ohne Widerrede gewillfahrt, der Ritter riß augenblicklich den Faden seiner Erzählung ab und sprach: Zeit hat Ehre, morgen mehr davon! Verzeihet, Herr Ritter, antwortete Franz, morgen wenn die Sonne aufgeht, bin ich über Berg und Thal, ich ziehe einen fernen Weg nach Brabant und kann hier nicht weilen. Darum beurlaubt mich heute, daß mein Abschied morgen Eure Ruhe nicht störe. Thut, was Euch gefällt, beschloß der Ritter; aber scheiden sollt Ihr nicht von hinnen, bis ich aus den Federn bin, daß ich Euch noch mit einem Bissen Brod und einem Schluck Danziger zum Imbiß labe, dann bis an die Thür geleite und nach Gewohnheit des Hauses verabschiede.

Franz bedurfte zu diesen Worten keiner Auslegung. So gern er dem Hauspatron die letzte Höflichkeit der Geleitschaft bis in die Hausthür erlassen hätte, so wenig schien dieser geneigt, von der eingeführten Gewohnheit abzuweichen. Er befahl den Dienern, den Fremden auszukleiden und in's Gastbette zu legen, wo sich Franz wohl sein ließ und auf elastischen Schwanenfedern einer so köstlichen Ruhe genoß, daß er sich, ehe ihn der Schlaf übermannte, selbst gestund, eine so herrliche Bewirthung sei um eine mäßige Bastonade nicht zu theuer erkauft. Er würde bis an den hellen Mittag geschlafen haben, wenn ihn nicht die kraftvolle Stimme des Ritters und das Geklirr seiner Sporen aufgeweckt hätte, der bei Anbruch des Tages schon in Küche und Keller Revision hielt, ein gutes Frühstück zuzurichten befahl, und jeden Diener auf den ihm zugetheilten Posten stellte, um bei der Hand zu sein, wenn der Gast erwachen würde, ihn anzukleiden und zu bedienen.

Es kostete den glücklichen Träumer viel Ueberwindung, sich von dem sichern gastfreundlichen Bett zu trennen, er wälzte sich hin und her; doch die grelle Stimme des gestrengen Junkers engte ihm das Herz ein, und einmal mußte er doch in den sauern Apfel beißen. Also erhob er sich von den Federn, und sogleich waren ein Dutzend Hände geschäftig, ihn anzukleiden. Der Ritter führte ihn in's Speisegemach zu einer kleinen, wohl zugeschickten Tafel; aber da es jetzt zur Abreise kam, fühlte Franz wenig Eßlust. Der Hauswirth ermunterte ihn: Warum langt Ihr nicht zu? Genießt etwas für den bösen Nebel. Herr Ritter, antwortete Franz, mein Magen ist noch zu voll von Eurem Abendmahl; aber meine Taschen sind leer, die mag ich wohl füllen für den künftigen Hunger. Er räumte nun wacker auf und bepackte sich mit dem Niedlichsten und Besten, was er fortbringen konnte, daß alle Taschen strotzten. Als er sah, daß sein Gaul wohlgestriegelt und aufgezäumt vorgeführt wurde, trank er ein Gläschen Danziger zum Valet, in der Meinung, dies werde die Losung sein, daß

ihn der Wirth beim Kragen fassen und sein Hausrecht werde fühlen lassen.

Aber zu seiner Verwunderung schüttelte er ihm wie beim Empfang traulich die Hand, wünschte ihm Glück auf die Reise, und die Riegelthür wurde aufgethan. Er säumte nun nicht, den Rappen anzuspornen, und trab, trab war er zum Thor hinaus, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde.

Jetzt fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen, da er sich in völliger Freiheit befand und sah, daß er so mit heiler Haut davon gekommen war; er konnte nicht begreifen, warum ihm der Wirth die Rechnung geschenkt hatte, die seinem Bedünken nach hoch an die Kreide lief, und umfaßte nun den gastfreien Mann mit warmer Liebe, dessen faust- und kolbengerechten Arm er gefürchtet hatte, trug aber noch großes Verlangen, Grund und Ungrund des ausgestreuten Gerüchtes an der Quelle selbst zu erforschen. Darum wendete er flugs den Gaul und trabte zurück. Der Ritter stand noch im Thor und plauderte mit seinen Dienern über Abkunft, Gestalt und Bau des Rappen und seines harten Trabes, wähnte, der Fremdling vermisse etwas von seinem Reisegepäck, und sah die Diener wegen ihrer vermeinten Unachtsamkeit scheel an. Was gebricht Euch, junger Gesell, rief er dem Kommenden entgegen, daß Ihr umkehret, da Ihr wollt fürder ziehen? Ach noch ein Wort, ehrenfester Ritter! antwortete der Reisende. Ein böses Gerücht, das Euch Glimpf und Namen bricht, sagt, daß Ihr jedes Fremdlings wohl pfleget, der bei Euch einspricht, um ihn, wenn er dann wieder davon scheidet, Eure starken Fäuste fühlen zu lassen. Dieser Sage habe ich vertraut und nichts gespart, die Zeche Euch abzuverdienen; ich gedachte bei mir, der Junker wird mir nichts schenken, so will ich ihm auch nichts schenken. Nun laßt Ihr mich in Frieden ziehen, sonder Strauß und Gefährde, das nimmt mich Wunder. Lieber, sagt mir darum, ist einiger Grund oder Schein an der Sache, oder soll ich das faule Geschwätz Lügen strafen? Der Ritter entgegnete: Das Gerücht hat Euch keineswegs mit Lügen berichtet; es treibt sich keine Rede im Volk um, es liegt ein Körnlein Wahrheit darinnen. Vernehmt den eigentlichen Bericht, wie die Sache steht. Ich beherberge jeden Fremdling, der unter mein Dach eingeht, und theile meinen Mundbissen mit ihm, um Gotteswillen. Nun bin ich ein schlichter deutscher Mann, von alter Zucht und Sitte, rede, wie mir's um's Herz ist, und verlange, daß auch mein Gast herzig und zuversichtlich sei, mit mir genieße, was ich habe, und frei sage, was er bedarf. Aber da gibt's einen Schlag Leute, die mir mit allerlei Faxen Verdruß thun, foppen und äffen mich mit Knieverbeugungen und Bücklingen, stellen alle ihre Worte auf Schrauben, machen viel Re-

dens ohne Sinn und Salz, und vermeinen mit glatten Worten mir zu hofiren. Sage ich: langt zu! so erwischen sie aus Reverenz ein Knöchlein von der Schüssel, das ich meinem Hunde nicht böte; spreche ich: thut Bescheid! so netzen sie kaum die Lippen aus vollem Becher, als wenn sie Gottes Gabe verschmäheten; und lassen sich zu jedem Dinge lange nöthigen. Wenn mir's nun das leidige Gesindel zu bunt und kraus macht, so werde ich endlich wild und brauche mein Hausrecht, fasse den Tropf beim Fell, balge ihn weidlich und werfe ihn zur Thür hinaus. Das ist bei mir so Sitte und Brauch, und so halte ich's mit jedem Gaste, der mir Ueberlast macht. — Aber ein Mann von Eurem Schlage ist mir stets willkommen; Ihr sagtet rund und deutsch heraus, was Euch zu Sinne war, wie's der Bremer Art ist. Sprecht getrost bei mir ein, wenn Euch der Weg wieder vorbeiträgt. Damit Gott befohlen!

Franz trabte nun mit heiterm frohem Muthe nach Antwerpen zu, und wünschte allenthalben eine so gute Aufnahme zu finden, als bei dem Ritter Eberhard Bronkhorst. Beim Einzug in die ehemalige Königin der flämischen Städte schwellte ein günstiger Wind das Segel seiner Hoffnung. In allen Straßen begegneten ihm Reichthum und Ueberfluß, und es schien, als wenn Noth und Mangel aus der betriebsamen Stadt Landes verwiesen sei. Wahrscheinlicher Weise, dachte er bei sich, ist mancher von den alten Schuldnern meines Vaters wieder empor gekommen und wird mir bereitwillig gute Zahlung leisten, wenn ich ihm meine rechtmäßige Forderung vorlege. Nachdem er sich von der Ermüdung der Reise erholt hatte, zog er in dem Gasthofe, wo er eingekehrt war, vorläufige Nachricht von dem Zustande seiner Schuldleute an. Wie steht's mit Peter Martens, fragte er eines Tages seine Tischgenossenschaft bei der Mahlzeit, lebt er noch und macht er viel Geschäfte? — Peter Martens ist ein solider Mann, antwortete einer aus der Gesellschaft, treibt Speditionshandel und zieht viel reinen Gewinn davon. — Ist Fabian van Plürs noch in gutem Zustande? — O! der weiß seines Reichthums kein Ende, sitzt im Rathe und seine Wollenmanufakturen geben reiche Ausbeute. — Hat Jonathan Frischkier guten Vertrieb mit seinem Gewerbe? — Ei der wäre jetzt ein Kapitalmann, wenn sich Kaiser Max nicht hätte von den Franzosen die Braut weghaschen lassen. Ihm war die Lieferung der Kanten zum Brautputz verdungen; aber der Kaiser hat den Kauf, wie ihm die Braut, den Handel aufgesagt. Wenn Ihr ein Liebchen habt, das Ihr mit den Kanten bedenken wollt, so läßt er sie Euch um's halbe Geld. — Ist das Handelshaus op de Bütekant gesunken oder hält sich's noch? — Dort hat's vor einigen Jahren im Gesparre geknackt; aber die spanischen

Karavellen*) haben eine neue Strebemauer daran gesetzt, daß es nun wohl halten wird.

Franz erkundigte sich nach mehreren Handelsleuten, an die er Forderungen hatte, erfuhr, daß die meisten sich in blühenden Umständen befanden, die zu seines Vaters Lebzeiten ihre Geschäfte aufgegeben hatten, und merkte daraus ab, da ein trügerischer Bankerot von jeher die Fundgrube zukünftigen Erwerbs gewesen sei. Diese Nachrichten heiterten sein Gemüth sehr auf, er säumte nicht, seine Papiere in Ordnung zu bringen und bei der Behörde die alten Schuldscheine vorzulegen. Aber es erging ihm mit den Antwerpenern, wie seinen wandernden Landsleuten mit den Krämern in den deutschen Städten, sie genießen allenthalben eine freundliche Aufnahme, werden aber an keinem Orte gern gesehen, wenn sie kommen, Schulden einzutreiben. Einige wollten von den alten Sünden nichts wissen, und meinten, sie wären aus der Konkursmasse rein abgethan. Andere wußten sich keines Melchiors von Bremen zu entsinnen, schlugen ihre Bücher auf, und fanden keine Schuldpost für diesen unbekannten Namen angemerkt; noch andere brachten eine starke Gegenrechnung zum Vorschein, und es vergingen keine drei Tage, so saß Franz im Schuldthurm, um für den väterlichen Kredit zu haften, aus dem er nicht eher herauskommen sollte, als bis er den letzten Heller bezahlt haben würde.

Das waren nicht die besten Aussichten für den jungen Mann, der Hoffnung und Vertrauen auf die Antwerpener Beförderer seines Glücks gesetzt hatte, und nun die schöne Seifenblase verschwinden sah. Er befand sich in seinem engen Gewahrsam in dem qualvollen Zustande einer Seele im Fegefeuer, nachdem sein Schifflein auf den Strand gelaufen und mitten im Hafen, wo er gegen die Stürme Sicherheit zu finden vermeinte, gescheitert war. Jeder Gedanke an Meta war ihm ein Dorn im Herzen; es war kein Schatten von Möglichkeit mehr vorhanden, jemals aus dem Strudel, in welchen er versunken war, wieder empor zu kommen, um seine Hand nach ihr auszustrecken; und gesetzt, er hätte den Kopf auch wieder über Wasser gebracht, so war sie ihrerseits doch außer Stande, ihn auf's Trockene zu heben. Er fiel in eine stumme Verzweiflung, hegte keinen Wunsch als den zu sterben, um mit einem Male der Marter abzukommen, und machte wirklich den Versuch, sich durch Hunger zu tödten. Aber das ist eine Todesart, die nicht Jedermann zu Gebot stehet; ein gesunder rüstiger Magen ergibt sich nicht so leicht in die Beschlüsse des Kopfes und des Herzens. Nachdem der Sterbenslustige zwei Tage der Speise sich enthalten hatte, bemächtigte sich ein gewaltiger Heißhunger plötzlich der

*) So wurden die spanischen Schiffe ehemals genannt, welche nach Amerika gingen.

Herrschaft über den Willen und verrichtete alle Geschäfte, die sonst der Seele zukommen; er gebot der Hand, in die Schüssel zu greifen, dem Munde, die Speise anzunehmen, den Kinnladen, sich in Bewegung zu setzen und er selbst verrichtete die Verdauung ganz ungeheißen. Also scheiterte auch dieser Entschluß an einer harten Brodrinde, und Franz blieb glücklich am Leben.

Im Grunde war's der hartherzigen Antwerpner Meinung nicht, Geld von dem angeblichen Schuldner zu erpressen, sondern nur keines an ihn zu bezahlen, da sie seine Forderungen nicht als richtig anerkannten. Es sei nun, daß die kirchliche Vorbitte in Bremen wirklich zu den Vorhöfen des Himmels gelangt war, oder daß die vermeinten Gläubiger nicht Lust hatten, einen überlästigen Kostgänger auf Lebenszeit zu verpflegen; genug, nach Verlauf von drei Monaten wurde Franz seiner Gefangenschaft unter dem Beding entlediget, innerhalb vier und zwanzig Stunden die Stadt zu räumen und den Antwerpner Grund und Boden nie wieder zu betreten. Zugleich empfing er fünf Gulden Reisegeld aus den getreuen Händen der Justiz, die sich seines Rappens und Gepäcks bemächtigt und den Ertrag des daraus gelösten Geldes für Gerichts- und Aetzungskosten gewissenhaft berechnet hatte. Schwermüthigen Herzens verließ er mit dem Pilgerstabe in der Hand ganz demüthig die reiche Stadt, in die er vor einiger Zeit voll hochfliegender Hoffnung eingeritten war. Muthlos und unschlüssig, was er nun beginnen sollte, oder vielmehr gedankenlos wankte er durch die Straßen zum nächsten Thor hinaus, ohne sich darum zu bekümmern, wo der Weg hinführe, den der Zufall ihn hatte nehmen lassen. Er grüßte keinen Wanderer und fragte nach keiner Herberge, bis ihn Ermüdung oder Hunger nöthigten, die Augen aufzuheben, und sich nach einer Kirchthurmspitze oder sonst einem Merkzeichen von Menschenwohnung umzusehen, wenn er von Menschen Beistand bedurfte. Viele Tage war er ohne Zweck und Ziel in der Irre herumgeschweift, und ein verborgener Instinkt hatte ihn unvermerkt vermöge seiner gesunden Füße geraden Weges nach seiner Heimath zugeführt, als er gleichsam aus einem schweren Traume erwachte und inne ward, auf welcher Straße er sich befand.

Er stand augenblicklich still, um zu überlegen, ob er fürder gehen oder wieder umkehren sollte. Scham und Verwirrung bemächtigten sich seiner Seele, wenn er bedachte, daß er als ein Bettler, mit dem Stempel der Verachtung gebrandmarkt, in seiner Vaterstadt herumgehen und die Wohlthätigkeit seiner Mitbürger, denen er es ehedem an Reichthum und Wohlstand allen zuvorgethan, nun in Anspruch nehmen sollte. Und wie konnte er der schönen Meta, ohne die Wahl ihres Herzens zu beschämen,

in dieser Gestalt unter die Augen treten? Er ließ seiner Einbildungskraft nicht Zeit, dieses traurige Gemälde zu vollenden, sondern nahm den Rückweg mit solcher Eile, als wenn er schon vor dem hohen Thor in Bremen stünde und die Gassenbuben sich versammeln, ihn mit Hohn und Spott durch die Straßen zu begleiten. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte einen Seehafen in den Niederlanden zu erreichen suchen, Matrosendienste auf einem spanischen Schiffe nehmen, nach der neuen Welt segeln und nicht eher nach seinem Vaterlande zurückkehren, als bis er in dem goldreichen Peru die Reichthümer wieder erwerben würde, die er so unachtsam verschleudert hatte, ehe er den Werth des Geldes kannte. Bei Anlegung dieses neuen Planes kam die schöne Meta zwar so weit in den Hintergrund zu stehen, daß sie auch dem schärfsten Seherauge nur als ein dämmernder Schatten in der Ferne vorschwebte; doch begnügte sich der wandernde Abenteurer damit, daß sie nun wieder in den Plan seines Lebens eingewebt war, und machte große Schritte, als wenn er durch diese Eilfertigkeit sie desto eher zu erreichen vermeinet hätte.

Schon befand er sich wieder an der niederländischen Gränze und langte unfern von Rheinberg bei Sonnenuntergang in einem kleinen Flecken an, Rummelsburg genannt, welcher nachher im dreißigjährigen Kriege ganz ist zerstört worden. Eine Karavane Lyker Fuhrleute hatte bereits das Wirthshaus angefüllt, also daß der Wirth keinen Platz hatte ihn zu beherbergen, und ihn auf's nächste Dorf verwies, besonders weil er wegen seiner jetzigen Landstreichergestalt zu ihm eben nicht das beste Vertrauen hegte und ihn für einen Diebsspion hielt, der auf das Lyker Fuhrmannsgut eine Absicht habe. Er mußte sich, der großen Ermüdung ungeachtet, zur weitern Wallfahrt rüsten und sein Reisebündel wieder auf den Rücken nehmen.

Indem er beim Abzuge einige bittere Klagen und Verwünschungen über die Hartherzigkeit des Wirthes zwischen den Zähnen hervormurmelte, schien dieser mit dem Zustande des Fremdlings einiges Mitleiden zu empfinden und rief ihm aus der Thür nach: Hört doch, junger Gesell, was ich Euch sagen mag; wenn Ihr hier zu rasten begehret, will ich euch wohl unterbringen. Hier oben im Schloße sind der ledigen Zimmer genug, wenn's Euch da nicht zu einsam ist; es wird nicht bewohnt und ich habe die Schlüssel dazu. Franz nahm den Vorschlag mit Freuden an, rühmte ihn als ein Werk der Barmherzigkeit, und bat nur um ein Dach und Fach und um ein Abendbrod, sei's gleich in einem Schloß oder in einer Bauernhütte. Der Wirth war aber ein heimlicher Schalk, den's wurmte, daß der Fremdling einige halblaute Schmähungen gegen ihn sich hatte entfallen lassen, und wollte sich dafür durch einen Plagegeist rächen, der in

der alten Bergfeste hauste und die Einwohner seit langen Jahren daraus vertrieben hatte.

Das Schloß lag nahe am Flecken auf einem schroffen Felsen, gerade dem Gasthof gegenüber, so daß es nur durch die Fahrstraße und einen kleinen Forellenbach davon geschieden wurde. Der angenehmen Lage halber wurde es noch immer im baulichen Stande erhalten, war auch mit allem Hausgeräthe wohl versehen und diente dem Eigenthümer zum Jagdschloß, der oft darin den Tag über bankettirte, aber so bald die Sterne am Himmel funkelten, mit seinem Gesinde davon zog, um den Anfechtungen des Poltergeistes, der die Nacht über darin tosete, zu entweichen, denn am Tage ließ das Gespenst sich nicht merken. So unangenehm für den Grundherrn der Verruf seines Schlosses mit dem nächtlichen Ungethüm war, so vortheilhaft war ihm der Spukgeist in Rücksicht der großen Sicherheit gegen Diebe. Der Graf hätte keinen treuern und wachsamern Hüter bestellen können, als eben das Nachtgespenst, das die verwegensten Diebesbanden in Respekt hielt. Daher wußte er keinen sichereren Ort zu Aufbewahrung seiner Kostbarkeiten, als dieses alte Bergschloß, in dem Flecken Rummelsburg bei Rheinberg gelegen.

Hinunter war der Sonnenschein, die finstere Nacht brach stark herein, als Franz mit einer Laterne in der Hand vor der Pfortenthür des Schlosses unter Geleitschaft des Wirthes anlangte, der in einem Korbe Lebensmittel trug, nebst einer Flasche Wein, die, wie er sagte, nicht in Rechnung kommen sollte. Auch hatte er ein Paar Leuchter und zwei Wachskerzen mitgenommen, denn im ganzen Schlosse war weder Licht noch Leuchter, weil man nie länger des Abends als bis zum Zwielichte daselbst verweilte. Unterwegs bemerkte Franz den knisternden schwer beladenen Korb und die Wachslichter, deren er nicht zu bedürfen und sie doch bezahlen zu müssen glaubte. Darum sprach er: Wozu dieser Ueberfluß, als wie bei einem Gastmahl? Das Licht in der Leuchte ist hinreichend, dabei zu sehen, bis ich mich auf's Lager strecke, und wenn ich erwache, wird die Sonne hoch herauf sein, denn ich fühle große Ermüdung und werde auf beiden Ohren schlafen. Ich will Euch nicht verhehlen, antwortete der Wirth, daß sich ein Gerücht umtreibt, es gehe irre im Schlosse und wohne ein Spukgeist darin. Ihr dürft Euch das gleichwohl nicht irren lassen, wir sind, wie Ihr sehet, nahe genug, daß Ihr uns errufen könnt, wenn Euch etwas Unnatürliches zustoßen sollte; ich werde mit meinem Gesinde flugs bei der Hand sein, Euch Beistand zu leisten. Unten im Hause wird's die ganze Nacht nicht ruhig und es bleibt immer Jemand wach. Ich wohne nun seit dreißig Jahren hier im Orte, kann aber gleichwohl nicht sagen, daß ich je was gesehen hätte. Wenn's ja zuweilen in der

Nacht Gepolter gibt, so sind's Katzen und Marder, die auf dem Kornboden rasaunen. Aus Vorsorge habe ich Euch mit Licht versehen, die Nacht ist doch keines Menschen Freund, und die Kerzen sind geweiht, so daß deren Schimmer die Gespenster, wenn welche im Schlosse vorhanden sind, gewiß scheuen werden.

Der Wirth sagte daran keine Unwahrheit, daß er nie von einem Gespenste im Schlosse was inne worden sei; bei Nacht hatte er sich wohl in Acht genommen, jemals einen Fuß hineinzusetzen, und bei Tage ließ sich der Geist nicht sehen; auch jetzt wagte der Schalk sich nicht über die Grenze. Nachdem er die Thür geöffnet hatte, reichte er dem Wanderer den Korb mit den Lebensmitteln, wies ihn zurechte und wünschte gute Nacht. Franz trat ohne Furcht und Scheu in das Vorhaus, und vermeinte, die Spukgeschichte sei leeres Geschwätz, oder eine mißverstandene Ueberlieferung irgend eines wirklichen Ereignisses, woraus die Phantasie ein unnatürliches Abenteuer gebildet hätte. Er gedachte an die Sage von dem wackern Ritter Eberhard Bronkhorst, vor dessen schwerem Arm ihm so bange gemacht worden, und bei welchem er dennoch eine so gastfreie Aufnahme genossen hatte. Darum hatte er sich's aus seinen Reiseerfahrungen zur Regel gemacht, von der gemeinen Sage gerade das Gegentheil zu glauben, und ließ das Körnlein Wahrheit, das nach der Meinung des weisen Junkers darin verborgen liegen sollte, ganz aus der Acht.

Nach Anweisung des Wirths stieg er die steinerne Wendeltreppe hinauf und kam vor eine verschlossene Thür, die er mit dem Schlüssel öffnete. Eine lange düstere Gallerie, wo sein Fußtritt wiederhallte, führte ihn in einen großen Saal, und aus diesem eine Seitenthür in eine Reihe Gemächer, die mit allen Geräthschaften zur Zierde und Bequemlichkeit reichlich versehen waren. Er wählte sich eines darunter zum Schlafgemach, wo er ein wohlgepolstertes Ruhebette fand, und aus dessen Fenstern er gerade unter sich in den Gasthof sah, auch jedes laute Wort, das daselbst geredet wurde, vernehmen konnte. Er zündete die Wachskerzen an, beschickte seine Tafel, und speiste mit solcher Gemächlichkeit und Wohlgeschmack, als ein Edelmann von Otaheite. Die gebauchte Flasche ließ ihn dabei keinen Durst leiden. So lange die Zähne in voller Arbeit waren, hatte er nicht Zeit an die angebliche Spukerei im Schlosse zu gedenken; wenn sich auch zuweilen etwas in der Ferne regte und ihm die Furchtsamkeit zurief: Horch auf! horch auf! jetzt kommt der Poltergeist, so antwortete die Herzhaftigkeit: Possen! es sind Katzen und Marder, die sich beißen und balgen. Aber in dem Verdauungsviertelstündchen nach der Mahlzeit, als der sechste Sinn, die Empfindung des Hungers und Durstes, die Seele nicht mehr beschäftigte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit unter

den fünf übrigen allein auf das Gehör, und da flüsterte die Furcht schon immer drei bängliche Gedanken dem Horcher in's Ohr, ehe die Herzhaftigkeit einmal darauf antwortete.

Gegen den ersten Anlauf schloß er die Thür ab, schob den Nachtriegel vor, und nahm seinen Rückzug auf den gemauerten Sitz des gewölbten Fensters. Er öffnete solches, sah, um sich in etwas zu zerstreuen, an den gestirnten Himmel, blickte in den Mond und zählte wie oft sich die Sterne putzten. Auf der Straße unter ihm wurde es öde, und ungeachtet der ihm angerühmten nächtlichen Lebhaftigkeit im Gasthofe wurden die Thüren verschlossen, die Lichter ausgethan, und es wurde darinnen so still, wie in einer Todtengruft. Dagegen stieß der Nachtwächter in's Horn und ließ sein „Hört Ihr Herren" über den ganzen Flecken erschallen, und sang auch zur Beruhigung des bangen Astronomen, der seine Augen noch immer an den funkelnden Sternen weidete, ein gellendes Abendlied gerade unter dem Fenster, also daß Franz leicht mit ihm Unterredung hätte pflegen können; welches er um der Geselligkeit willen auch gern gethan hätte, wenn er hätte vermuthen können, daß ihm der Wächter Rede stehen würde.

Mitternacht heißt die Stunde, wo die Geisterwelt Leben und Thätigkeit gewinnt, wenn die vergröberte menschliche Natur in tiefem Schlummer begraben liegt. Franz wünschte um deßwillen lieber diese bedenkliche Stunde zu verschlafen, als zu durchwachen; darum machte er das Fenster zu, ging nochmals die Runde im Zimmer, durchspähete Winkel und Ecken, zu sehen ob alles geheuer sei, schneuzte die Lichter, daß sie heller brannten, und streckte sich flugs auf's Ruhebette, welches seinem ermüdeten Körper gar sanft that. Dennoch konnte er nicht so bald, als er wünschte, in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen, welches er der Wallung im Blute von der Hitze des Tages zuschrieb, erhielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er unterließ nicht, diese Frist zu benutzen und einen so kräftigen Abendsegen zu beten, als er seit vielen Jahren nicht gebetet hatte; dieser that die gewöhnliche Wirkung, daß er sanft dabei einschlief. Nach Verlauf einer Stunde, seinem Bedünken nach, erwachte er mit einem plötzlichen Schreck, was bei einem unruhigen Blute eben nichts Ungewöhnliches ist. Dadurch wurde er ganz munter, horchte ob alles ruhig sei, und hörte nichts als die Glocke, die eben zwölf schlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf im ganzen Flecken mit lautem Gesange ankündigte. Franz lauschte noch eine Weile, legte sich auf's andere Ohr, und war eben im Begriff wieder einzuschlafen, da war's ihm, als knarre von ferne eine Thür, und gleich darauf schlug sie mit dumpfem Getöse zu. O Wehe! Wehe! raunte die Furcht ihm in's Ohr, das ist fürwahr der

Poltergeist! Es ist der Wind und weiter nichts, tröstete die Herzhaftigkeit. Doch bald kam's näher, immer näher, wie ein schwerer Mannestritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als rasselte ein Deliquent mit schweren Ketten, oder als ging der Pförtner mit seinem Schlüsselbund im Schloß umher. Das war kein Windspiel, die Herzhaftigkeit verstummte, und die bange Furcht trieb alles Blut dem Herzen zu, daß es pochte wie ein Schmiedehammer.

Jetzt war die Sache außerm Spaß. Wofern die Furcht die Herzhaftigkeit noch einmal hätte lassen zum Worte kommen, so würde diese den Verzagten an den Vertrag mit dem Wirthe erinnert und ihn angetrieben haben, die versprochene Hülfe laut aus dem Fenster herbeizurufen; aber da gebrach's an Entschließung. Der ängstlich Zagende nahm seine Zuflucht zur Matratze, der letzten Schutzwehr der Furchtsamen, und zog sie dicht übern Kopf, wie Vogel Strauß das Haupt hinter ein Sträuchlein birgt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Draußen ging's Thür auf, Thür zu, mit gräßlichem Gepolter, und nun kam's auch an's Schlafgemach. Es drehte rasch am Schloß, versuchte viele Schlüssel, bis es den rechten fand; doch hielt der Riegel noch die Thür fest, bis sie ein harter Schlag gleich einem Donnerschlag eröffnete, daß Niet und Riegel sprang. Da trat herein ein langer hagerer Mann mit einem schwarzen Barte, in alter Tracht und mit finsterem Angesicht, die Augenbrauen senkten sich zu tiefem Ernste von der Stirn herab. Um seine linke Schulter schlug er einen Scharlachmantel, und auf dem Haupt trug er einen spitzen Hut. Er zog mit schwerem Tritt dreimal das Zimmer schweigend auf und ab, besah die geweiheten Kerzen, und putzte sie, damit sie heller leuchteten. Darauf ließ er seinen Mantel fallen, schnürte einen Scheersack auf, den er darunter barg, kramte ein Barbierzeug aus, und strich flugs ein blankes Scheermesser auf dem breiten Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz schwitzte Todesschweiß unter der Matratze, befahl sich in den Schutz der heiligen Jungfrau und fragte sich ängstlich, was das Alles heißen sollte, da er nicht wissen konnte, ob's auf seine Gurgel oder auf den Bart abgesehen sei. Zu seiner Beruhigung goß das Gespenst aus einer silbernen Flasche Wasser in ein silbernes Becken und schlug mit beinerner Hand die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurechte und winkte mit ernster Miene den angstvollen Lauerer aus seinem Hinterhalt hervor.

Gegen diesen bedeutsamen Wink galt so wenig eine Einwendung, als gegen die strengen Befehle des Großherrn. Franz gehorchte dem em-

pfangenen Befehle, die Matratze begann sich zu heben, er sprang rasch vom Bette auf und nahm den ihm angewiesenen Platz auf dem Schemel ein.

Der spukende Barbier band seinem zitternden Bartkunden alsbald das Scheertüchlein vor, ergriff darauf Kamm und Scheere, und beschnitt ihm Haar und Bart. Dann seifte er ihn kunstmäßig ein, zuerst den Bart, hernach die Augenbraunen, zuletzt die Schläfe, Scheitel und das Hinterhaupt, und schor ihn von der Gurgel bis zum Nacken so glatt und kahl wie einen Todtenkopf. Als er mit diesem Geschäft zu Stande war, wusch er ihm das Haupt, trocknete es säuberlich, machte seine Reverenz und schnürte den Scheersack zu, hüllte sich in den Scharlachmantel und schickte sich zum Rückzug an. Die geweihten Kerzen brannten vortrefflich hell bei der ganzen Verhandlung, und Franz sah vermöge ihres Schimmers im Spiegel, daß ihn der Scheerer in einen chinesischen Pagoden verwandelt hatte. Er bedauerte herzlich den Verlust der schönen braunen Locken, gleichwohl schöpfte er nun wieder frischen Athem, da er merkte, es sei mit diesem Opfer alles abgethan und der Geist habe weiter keine Macht an ihm.

So verhielt sich's auch in der That, der Rothmantel ging nach der Thür, stillschweigend wie er gekommen war, ohne Gruß und Abschied, und schien ganz das Widerspiel seiner geschwätzigen Handwerksgenossen. Kaum war er aber drei Schritte zurück, so stand er still, sah sich mit trauriger Geberde nach seinem wohlbedienten Kunden um und strich mit der flachen Hand über den schwarzen Bart. Eben das that er zum andern Male, und nochmals, als er eben zur Thür hinausschreiten wollte. Franz gerieth dadurch auf die Vermuthung, daß das Gespenst etwas verlange, und glaubte, daß es vielleicht den nämlichen Dienst von ihm erwarte, den es ihm vorher geleistet habe; und er traf's damit wirklich ganz glücklich.

Da der Geist ungeachtet seines trübsinnigen Anblicks mehr zu Schimpf als Ernst aufgelegt schien, und seinen Gast geschabernackt, nicht aber gemißhandelt hatte, so war bei diesem jetzt fast alle Furcht verschwunden. Also wagte er den Versuch, und winkte dem Geist sich auf den Schemel zu setzen, welchen er eben verlassen hatte. Sogleich gehorchte das Gespenst, warf den rothen Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tisch und setzte sich auf den Stuhl in die Stellung eines Menschen, der sich will den Bart abnehmen lassen. Franz beobachtete sorgfältig die nämliche Procedur, die der Geist zuvor mit ihm vorgenommen hatte, stutzte ihm den Bart mit der Scheere, schnitt ihm das Haar ab, seifte ihm den Kopf ein, und das Gespenst hielt still wie ein Haubenstock. Der ungeschickte

Gesell wußte das Messer schlecht zu regieren, hatte noch nie eins in der Hand gehabt, und schor den Bart gerade gegen den Strich, wobei der Geist seltsame Grimassen machte. Dabei wurde dem unkundigen Pfuscher doch nicht wohl zu Muthe, er dachte mehr als ein Mal an den sinnreichen Spruch: Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Vorwitz, indessen zog er sich so gut er konnte aus der Sache und schor das Gespenst so kahl als er selbst war.

Bisher war die Verhandlung zwischen dem Geiste und dem Wanderer blos durch Zeichen abgehandelt worden, jetzt aber wurde sie gesprächsweise geführt. Fremdling, sprach jener mit freundlicher Geberde, habe Dank für den Dienst, den du mir geleistet hast; durch dich bin ich der langen Gefangenschaft nun ledig, die mich dreihundert Jahre in diese Mauern gekerkert hat, und zu welcher meine abgeschiedene Seele so lange einer Uebelthat halber verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben, und thun würde, was ich bei meinen Lebzeiten andern that.

Wisse, daß hier ehemals ein frecher Uebermüthiger wohnte, der sein Gespött mit Pfaffen und mit Laien trieb. Graf Hartmann hieß sein Name, war keines Menschen Freund, er kannte kein Gesetz und keinen Oberherrn, übte eitel Muthwillen und Schälkelei und schändete des Gastrechts Heiligkeit. Den Fremdling, der unter sein Dach einging, den Dürftigen, der ihn um eine milde Gabe bat, entließ er nie, ohne einen bösen Tück ihm zu beweisen. Ich war sein Schloßbarbier, trieb Liebedienerei, und that, was ihm gefiel. So manchen frommen Pilger, der vorüber ging, lockte ich mit Freundlichkeit in's Schloß, bereitete das Bad für ihn, und wenn er meinte, seiner wohl zu pflegen, schor ich ihn glatt und kahl, und wies ihn mit Hohn und Spott aus der Thür. Da schauete Graf Hartmann aus dem Fenster, und sah mit Lust, wie sich die Otternzucht der Knaben aus dem Flecken versammelt hatte, den Geschändeten zu höhnen, und über ihn, wie über den Propheten einst die freche Knabenrotte: Kahlkopf! Kahlkopf! schrie. Deß freute sich der Schadenfroh und lachte teuflisch darüber, daß er den Speckwanst hielt und ihm die Augen thränten.

Einst kam ein heiliger Mann aus fernen Landen, er trug gleich einem Büßenden ein schweres Kreuz auf seiner Schulter und hatte sich fünf Nägelmale an Händen, Füßen und der Seite eingenarbt; auf seinem Haupte stand ein Kranz von Haaren, gleich der Dornenkrone. Er sprach hier an, begehrte Wasser, seine Füße zu waschen, und einen Bissen Brod. Flugs brachte ich ihn in's Bad, um ihn nach meiner Weise zu bedienen, und respektirte nicht die heilige Glatze, sondern schor ihm die Krone rein

vom Haupte weg. Da sprach der fromme Pilger einen schweren Bannfluch über mich: Verruchter, wisse, daß nach dem Tode der Himmel und die Hölle und des Fegefeuers eherne Pforte deiner armen Seele verschlossen ist. Sie soll als Plagegeist so lange in diesen Mauern tosen, bis ungefordert, ungeheißen, ein Wanderer das Vergeltungsrecht an dir verüben wird.

Von Stund an wurde ich siech, das Mark in den Gebeinen vertrocknete, und ich verging wie ein Schatten. Mein Geist verließ den abgezehrten Leichnam und blieb an diesen Ort gebannt, wie ihm vom heiligen Mann auferlegt worden war. Vergebens harrte ich der Erlösung aus diesen qualvollen Fesseln, die mich noch an die Erde ketteten; denn du sollst wissen, daß, wenn die Seele von dem Körper scheidet, sie nach dem Ort der Ruhe verlangt, und diese heiße Sehnsucht macht ihr die Jahre zu Jahrtausenden, so lange sie in einem fremden Elemente schmachtet. Zu eigner Qual setzte ich das traurige Geschäft fort, das ich bei Leibesleben trieb. Ach, bald verödete mein Tosen dieses Haus! Nur sparsam kam ein Pilger, hier zu übernachten. Ob ich gleich allen that wie dir, so wollte mich dennoch keiner verstehen und mir wie du den Dienst erweisen, der meinen Geist aus dieser Sclaverei befreite. Hinfort wird sich kein Poltergeist in diesem Schloß mehr regen, ich gehe nun zur langgewünschten Ruhe ein. Darum, junger Fremdlung, nochmals meinen Dank, daß du mich nun erlöset hast. Wäre ich der Hüter tief verborgener Schätze, sie wären alle dein; doch Reichthum war im Leben nie mein Loos, es liegt in diesem Schlosse auch kein Schatz vergraben. Höre aber guten Rath. Verweile hier, bis Bart und Haupthaar Kinn und Glatze wieder decken, dann ziehe heim in deine Vaterstadt, und harre auf der Weserbrücke daselbst, zur Zeit, wenn Tag und Nacht im Herbst sich gleichen, auf einen Freund, der dir begegnen wird; der wird dir sagen was du thun sollst, daß dir's wohl ergehe auf Erden. Wenn aus dem güldnen Horn des Ueberflusses dir Segen und Gedeihen quillt, alsdann sei meiner eingedenk und lasse, so oft der Jahrestag wiederkehret, an welchem du mich des Verwünschungsfluches entbandest, zu meiner Seelenruhe jedesmal drei Messen lesen. — Nun fahre wohl, ich scheide jetzt davon.

Mit diesen Worten verschwand der Geist, und ließ seinen Befreier voll Verwunderung über das seltsame Abenteuer zurück. Er stand lange unbeweglich und war zweifelhaft, ob sich die ganze Geschichte wirklich begeben, oder ob ihn nur ein schwerer Traum getäuscht habe, allein sein kahl geschorener Kopf überzeugte ihn bald von der Wahrheit der Begebenheit. Er legte sich darauf zur Ruhe und schlief auf den überstandenen Schrecken bis in die Mittagsstunde. Der betrügliche Wirth hatte schon von frühem

Morgen an gelauert, wenn der Wanderer mit der Glatze zum Vorschein kommen würde, um ihn mit heimlichem Hohngelächter unter dem Anschein der Verwunderung über das nächtliche Abenteuer zu empfangen. Da ihm dieser aber zu lange zögerte und schon der Mittag herannahete, wurde ihm die Sache bedenklich, und er fing an zu fürchten, das Gespenst möchte etwas unsanft mit dem fremden Gaste verfahren sein, ihn erdrosselt oder in so übermäßige Furcht versetzt haben, daß er vor Entsetzen gestorben sei; und seine muthwillige Rache so weit zu treiben war gleichwohl seine Absicht nicht. Er schellete dem Gesinde, lief mit Knecht und Magd in aller Eile auf die Burg, und kam vor das Zimmer, in welchem er des Abends Licht bemerkt hatte. Er fand einen unbekannten Schlüssel an der Thür, aber diese war von innen verriegelt; denn nach Verschwinden des Geistes hatte Franz sie wieder verwahret. Er pochte mit so ängstlicher Heftigkeit an, daß die heiligen Siebenschläfer von dem Getöse würden aufgewacht sein. Franz wurde munter und meinte in der ersten Bestürzung, der Geist stände wieder vor der Thür und habe ihm einen nochmaligen Besuch zugedacht. Da er aber des Wirths Stimme vernahm, der nichts mehr verlangte, als daß sein Gast ein Zeichen des Lebens von sich geben sollte, raffte er sich auf und öffnete das Gemach.

Mit scheinbarem Entsetzen sprach der Wirth, indem er die Hände zusammen schlug: Bei Gott und allen Heiligen! der Rothmantel ist hier gewesen (unter diesem Namen war das Gespenst den Einwohnern bekannt) und hat Euch zum Kahlkopf geschoren, nun ist's vor Augen, daß die alte Sage kein Mährchen ist. Aber berichtet mich, wie sah der Poltergeist aus, was hat er geredet und wie hat er gethan? Franz, der den Frager vollkommen ausgemerkt hatte, antwortete: Der Geist glich einem Mann in einem rothen Mantel, wie er gethan hat, ist Euch nicht verborgen, und was er sprach, deß bin ich wohl eingedenk. Fremdling, sprach er, trau keinem Wirthe, der den Schalk im Schilde führt; was dir begegnen sollte, war ihm wohl bewußt. Gehab dich wohl, ich ziehe fort aus diesem alten Aufenthalte, denn meine Zeit ist aus. Hinfort wird hier kein Poltergeist mehr spuken, ich werde nun zum stillen Alp, will baß den Gastwirth plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wofern er seine Schuld nicht büßt, dir Dach und Fach und freie Zehrung gibt, bis um dein Haupt sich wieder braune Locken krümmen.

Der Wirth erbebte bei diesen Worten, schlug ein großes Kreuz vor sich, und gelobte bei der heiligen Jungfrau, dem Abenteurer freie Zeche, so lange er bei ihm verharren wollte, führte ihn in sein Haus und bediente ihn auf's Beste. Es fehlte wenig, daß der Fremdling nicht in den Ruf eines Geisterbanners kam, da sich das Gespenst von nun an nicht mehr

sehen ließ. Er übernachtete oft in der alten Burg, und ein Wagehals aus dem Orte hatte den Muth, ihm Gesellschaft zu leisten, ohne daß er zum Kahlkopf geschoren wurde. Da der Gutsherr erfuhr, daß der fürchterliche Rothmantel nicht mehr in Rummelsburg spuke, ward er darüber sehr froh, und ertheilte Befehl, des Fremdlings wohl zu pflegen, der ihn seiner Meinung nach weggebannt habe.

Um die Zeit, als der Wein sich färbte und der herannahende Herbst die Aepfel an den Bäumen röthete, kräuselten sich die braunen Locken wieder, der Wanderer schnürte sein Reisebündel, und seine Sinne und Gedanken waren auf die Weserbrücke gerichtet, um den Freund aufzusuchen, der ihm nach der Verheißung des nächtlichen Barbiers Anweisung geben sollte, wie er sein Glück machen könnte. Indem er sich vom Wirth verabschiedete, zog dieser ein Pferd mit Sattel und Zeug aus dem Stalle, womit der Gutsherr aus Dankbarkeit ihn beschenkte, daß er sein Schloß wieder bewohnbar gemacht hätte; auch ließ er ihm einen nachhaltigen Zehrpfennig reichen, und so kam Franz flink und wohlgemuth in seine Vaterstadt wieder angeritten, wie er vor Jahresfrist daraus gezogen war. Er suchte sein altes Quartier im engen Gäßchen auf, hielt sich aber gar still und eingezogen, und forschte nur unter der Hand wie's mit der schönen Meta stünde, ob sie noch lebe und unvermählt sei. Auf diese Frage erhielt er eine befriedigende Antwort und begnügte sich vor der Hand damit; denn er wagte es nicht, ehe sein Schicksal entschieden wäre, ihr unter die Augen zu treten, oder seine Ankunft in Bremen ihr vermerken zu lassen.

Mit heißer Sehnsucht erwartete er die Tag- und Nachtgleiche, seine Ungeduld machte ihm bis dahin jeden Tag zu einem Jahre. Endlich erschien der lang gewünschte Termin. Die Nacht vorher konnte er vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kein Auge zuthun; das Blut wallte und pochte in den Adern, wie im Schlosse Rummelsburg, da er des Besuchs von einem Poltergeiste sich versah. Um den unbekannten Freund nicht zu verfehlen, stand er schon vor Tagesanbruch auf, und begab sich in der ersten Morgendämmerung auf die Weserbrücke, die noch leer und ledig von Darübergehenden war. Er ging verschiedene Male einsam darauf hin und wieder, mit einem Vorgefühl freudiger Ahnung, das den eigentlichen Genuß aller irdischen Glückseligkeit in sich faßt: denn nicht die erreichten Wünsche, sondern die unbezweifelte Hoffnung, sie zu erreichen, gewähret dem menschlichen Geiste das volle Maaß des höchsten und innigsten Vergnügens. Er machte eine Menge Entwürfe, wie er sich im Besitz seines zu erwartenden Glückes bei der geliebten Meta zeigen wollte; ob es rathsamer sei, sich ihr in vollem Glanze vorzustellen, oder

nur im ersten Schimmer des Morgenlichtes aus seiner bisherigen Dunkelheit hervorzugehen, und sie nach und nach die glückliche Veränderung seiner Lage wahrnehmen zu lassen. Die Neugierde that bei dieser Gelegenheit tausend Fragen an den Verstand: Wer mag der Fremde sein, der mir auf der Weserbrücke begegnen soll? Ob's wohl einer meiner alten Bekannten ist, von denen ich seit meinem Verfall ganz vergessen bin? Wie wird er mir den Weg zum Glücke bahnen? Und wird dieser Weg kurz oder lang, bequem oder mühsam sein? Auf alles das wußte der Verstand, seines Sinnens ungeachtet, keine Antwort.

Nach Verlauf einer Stunde fing's an auf der Brücke lebhaft zu werden; es wurde darüber geritten, gefahren und gegangen, auch viel Kaufmannsgut hin und her gebracht. Die gewöhnliche Tagwache von Bettlern und preßhaften Personen besetzte nach und nach diesen zu ihrem Gewerbe wohlgelegenen Posten, um die Wohlthätigkeit der Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen; an Armenanstalten und Arbeitshäuser hatte die Polizei damals noch nicht gedacht. Der erste von der zerfetzten Kohorte, der den munteren Spaziergänger, welchem frohe Hoffnung aus den Augen lachte, um eine milde Gabe ansprach, war ein verabschiedeter Kriegsmann, der mit dem militärischen Ehrenzeichen eines hölzernen Stelzfußes versehen war, das ihm, als er weiland für's Vaterland focht, zum Lohn seiner Tapferkeit verliehen wurde, mit der Gerechtsame, zu betteln, wo er wollte, und der nun das Studium der Menschenkunde auf der Weserbrücke mit so gutem Erfolg trieb, daß er selten eine Fehlbitte um ein Almosen that. Auch dießmal irrte sich sein Beschauungsblick keineswegs, indem ihm Franz in der Freudigkeit seines Herzens einen blanken Engelgroschen in den Hut warf.

Zur Zeit der ersten Morgenstunden, wo nur der arbeitsame Handwerker thätig ist, der vornehmere Städter aber noch der trägen Ruhe pflegt, erwartete er die Erscheinung des verheißenen Freundes eigentlich noch nicht; er suchte ihn nicht in den niedrigsten Volksklassen und nahm daher von den Vorübergehenden wenig Notiz. Um die Stunde der Gerichtszeit aber, als die Rathsherren von Bremen in stattlichen Amtskleidern zu Rathe fuhren, und um die Börsenzeit war er ganz Aug und Ohr, spähete die Kommenden von ferne, und wenn ein rechtlicher Mann über die Brücke kam, gerieth sein Blut in Bewegung und er vermeinte an ihm den Schöpfer seines Glückes zu finden. Es verging indessen eine Stunde nach der andern, die Sonne rückte hoch herauf, bald machte die Mittagszeit einen Stillstand in den Geschäften, das Getümmel verlor sich, und der erwartete Freund zögerte noch immer mit seiner Ankunft. Franz spazierte jetzt ganz allein die Brücke auf und nieder, und hatte keine andere

Gesellschaft neben sich, als die Bettler, die sich ihre kalte Küche schmecken ließen, ohne den Platz zu verlassen. Er trug ebenfalls Bedenken, dieses zu thun, und weil er nicht mit Lebensmitteln versehen war, kaufte er einiges Obst und nahm sein Mittagsmahl während des Hin- und Hergehens ein.

Der ganzen Gesellschaft, die auf der Weserbrücke tafelte, fiel der junge Mann auf, der vom frühen Morgen an bis an den Mittag hier gelauert hatte, ohne mit Jemand Unterredung zu pflegen oder ein Geschäft auszurichten. Sie hielten ihn für einen Müssiggänger, und ungeachtet sie alle seine Mildthätigkeit erfahren hatten, entging er ihrem Spotte doch nicht; sie nannten ihn scherzweise den Brückenvogt. Der alte Soldat mit dem Stelzfuße aber bemerkte, daß seine Miene nicht mehr so heiter war, als in der Morgenstunde, er schien einer Sache ernstlich nachzudenken, hatte den Hut tief in's Gesicht gedrückt, seine Bewegung war langsam und bedächtlich, und er nagte lange Zeit an einem Apfelkröpse, ohne daß er dieses selbst zu wissen schien. Aus dieser Beobachtung vermeinte der Menschenspäher Vortheil zu ziehen, darum setzte er sein natürliches und sein hölzernes Bein in Bewegung, begab sich an das andere Ende der Brücke, und lauerte dem Denker auf, um unter dem Anscheine eines neuen Ankömmlings ihn nochmals um eine Beisteuer anzugehen; und dieser Fund gelang ihm auf's Beste. Der tiefsinnige Franz richtete keine Aufmerksamkeit auf den Bettler, griff mechanisch in die Tasche und warf ihm ein Sechsgrotstück in den Hut, um seiner los zu werden.

Nach der Mittagszeit kamen wieder tausend neue Gesichter zum Vorschein; der Harrende war nun des Verzugs seines unbekannten Freundes müde; demungeachtet hielt die Hoffnung noch immer seine Aufmerksamkeit gespannt; er trat jedem Vorübergehenden unter die Augen, und hoffte, daß ihn einer freundschaftlich umarmen sollte, aber alle gingen kaltsinnig ihres Weges, die Mehrsten bemerkten ihn gar nicht, und Wenige erwiederten seinen Gruß mit einem kleinen Kopfnicken. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, die Schatten wurden länger, die Lebhaftigkeit auf der Brücke nahm ab, und das Bettlerpiket zog nach und nach heim in seine Kasernen auf der Mattenburg. Eine tiefe Schwermuth überfiel den Hoffnungslosen, da er seine Erwartung und die herrliche Aussicht getäuscht sah. Er gerieth in eine Art mißmüthiger Verzweiflung, und war nahe dabei, über Bord zu springen und sich von der Brücke herab in die Weser zu stürzen. Nur der Gedanke an Meta hielt ihn zurück, und bewog ihn, dieses Vorhaben so lange aufzuschieben, bis er sie noch einmal gesehen hätte; er beschloß den folgenden Tag sie zu belauschen, wenn sie gehen würde Messe zu hören, zum letzten Mal aus ihrem Anblick Wonne zu

trinken und dann flugs die heiße Liebe in dem kalten Weserstrom auf ewig abzukühlen.

Indem er sich anschickte die Brücke zu verlassen, begegnete ihm der verabschiedete Lanzknecht mit dem Stelzfuß, der zum Zeitvertreib darüber nachgesonnen hatte, was des jungen Mannes Absicht sei, daß er vom frühen Morgen bis zum Abend die Brücke bewacht hätte. Er hatte um seinetwillen länger als gewöhnlich verzogen, um ihn auszuharren. Weil er's ihm aber zu lange machte, reizte ihn die Neugierde, sich an ihn selbst zu wenden und ihn darum zu befragen. Nichts für ungut, lieber Herr, redete er ihn an, vergönnt mir eine Frage. Franz, der nicht bei gesprächiger Laune war, und die Ansprache, die er von einem Freunde so sehnlich erwartet hatte, nun aus dem Munde eines Krüppels vernahm, antwortete etwas mürrisch: Nun, was ist's? alter Graubart, rede! Wir zwei beide, fuhr jener fort, sind heute die ersten hier auf dieser Brücke gewesen und sind nun auch die letzten. Was mich und andere meines Gelichters betrifft, uns führt der Beruf hierher, Almosen einzusammeln; aber Ihr seid doch wahrlich nicht von unserer Gilde, und habt gleichwohl hier den ganzen Tag gelauert. Lieber, sagt mir, wenn's kein Geheimniß ist, welche Ursache bringt Euch hierher, oder welcher Stein liegt Euch auf dem Herzen, den Ihr hier abwälzen wolltet? Was kann's frommen, Alter, sprach Franz launisch, ob du weißt, wo mich der Schuh drückt, oder welch Anliegen ich auf dem Herzen habe, dich wird's wenig kümmern. — Herr, ich will Euch wohl, darum, daß Ihr Eure Hand gegen mich aufgethan und mir zweimal Almosen gegeben habt, das Euch Gott belohne. Aber Euer Angesicht war am Abend nicht so heiter, wie am Morgen, und das frißt mir's Herz ab. — Diese gutmüthige Theilnahme des alten Kriegsknechtes gefiel dem Mißmuthigen, daß er nun das Gespräch gern unterhielt. Ei nun, antwortete er, wenn dir daran gelegen ist, zu erfahren, warum ich mich hier die Langeweile habe plagen lassen, so wisse, daß ich einen Freund suchte, der mich hieher beschied und nun vergeblich auf sich warten läßt. Mit Verlaub, entgegnete der Stelzfuß, daß ich frei reden mag, Euer Freund, sei er auch wer er sei, ist ein Schurke, daß er Euch so am Narrenseile führt. Thät er mir das, so sollte er wahrlich meine Krücken fühlen, wo er mir unter die Augen träte. War er verhindert, Wort zu halten, sollte er es kund thun und Euch nicht wie einen Knaben äffen. Ich kann ihm, entschuldigte Franz, sein Ausbleiben gleichwohl nicht verargen; er hat mir nichts versprochen; es war nur ein Traum, der mir verhieß, hier meinen Freund zu treffen. — Die Gespenstergeschichte war ihm zu erzählen zu weitläufig, darum hüllte er sie in einen Traum. — Das ist ein Anderes, sprach der Alte, wenn Ihr auf Träume

baut, so wundert's mich nicht, daß Euch Eure Hoffnung betrügt. Mir hat in meinem Leben viel tolles Zeug geträumt, aber ich bin nie ein solcher Thor gewesen, darauf zu achten. Hätte ich alle die Schätze, die mir im Traume sind beschert gewesen, die ganze Stadt Bremen wollte ich damit kaufen, wenn sie feil geboten würde. Aber ich habe nie an Träume geglaubt, und auch weder Hand noch Fuß geregt, ihren Werth oder Unwerth zu prüfen, denn ich wußte wohl, daß es vergebene Mühe damit sei. Ha! ich muß Euch in's Gesicht lachen, daß Ihr um eines leeren Traumes willen einen schönen Lebenstag verschleudert, den Ihr bei einem fröhlichen Gelag besser zugebracht hättet. — Der Erfolg beweist, daß du Recht hast, Alter, und daß Träume öfters trügen. Aber, vertheidigte sich Franz, ich träumte so lebhaft und umständlich vor länger als drei Monden, daß ich an eben diesem Tage und an diesem Orte einen Freund antreffen sollte, der mir Dinge von großer Wichtigkeit zu sagen habe, daß es wohl der Mühe lohnte, zu erfahren, ob der Traum zutreffen würde. — O, versetzte der Stelzfuß, Niemand träumt lebhafter als ich! Einen Traum vergeß ich doch in meinem Leben nicht. Träumte mir, weiß nicht, vor wie viel Jahren, mein Schutzengel stünde an meinem Bette in Gestalt eines Jünglings, mit goldgelockten Haaren und zwei silberfarbenen Fittichen auf dem Rücken, und sprach zu mir: Berthold, vernimm die Worte meiner Rede, daß keines verloren gehe aus deinem Herzen. Es ist dir ein Schatz beschieden, den du heben sollst, um dir davon gütlich zu thun die übrige Zeit deines Lebens. Morgen Abend, wenn die Sonne zum Untergange sich neiget, nimm Schippe und Spaten auf deine Schulter, gehe aus von der Mattenburg über die Tieber rechter Hand nach der Balgenbrücke, an dem Johanniskloster hin bis zum großen Roland. Dann nimm deinen Weg über den Domhof durch den Schlüsselkorb, daß du gelangest außer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß eine Steige von vier steinernen Stufen von der Straße hinunter zu dessen Eingang führet. Harre hier abseits im Verborgenen bis die Mondsichel dir leuchtet, dann stämme dich mit Manneskraft gegen die leicht verwahrte Thür, die dir nur schwach widerstehen wird. Tritt getrost ein in den Garten und wende dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beschattet, hinter demselben linker Hand überragt ein hoher Aepfelbaum das niedrige Gebüsch; tritt an den Stamm dieses Baumes, das Angesicht gerade gegen den Mond gekehrt, schaue drei Ellen breit vor dich auf die Erde, so wirst du zwei Zimmtrosensträuche erblicken, dort schlage ein und grabe drei Spannen tief, bis du eine steinerne Platte findest, darunter liegt der Schatz begraben in einer eisernen Truhe voll Gold und Geldeswerth. Ob sie wohl schwer und unbehülflich ist, so scheue doch die Arbeit nicht, sie aus

der Gruft zu heben; sie wird deine Mühe wohl lohnen, wenn du den Schlüssel suchest, der unter der Truhe verwahrt ist.

Vor Verwunderung starrte und staunte Franz den Träumer an über das, was er hörte, und würde seine Verwirrung nicht haben verbergen können, wenn nicht die nächtliche Dämmerung ihm zu Statten gekommen wäre. Er erkannte aus allen angegebenen Merkzeichen seinen eignen, vom Vater ererbten Garten, der des guten Mannes Steckenpferd bei seinem Leben gewesen war. Vater Melchior hatte den Garten ganz in seinem eignen Geschmacke angelegt, so bunt und seltsam wie man es nur selten sieht. Er hatte zwar keine gemalte Menagerie darin zur Schau ausgestellt, aber er unterhielt gleichwohl eine sehr zahlreiche daselbst von springenden Rossen, geflügelten Löwen, Adlern, Greifen, Einhörnern und andern Wunderthieren, allesammt aus reinem Gold geprägt, die er aber vor Jedermann's Augen sorgfältig verhehlte und unter die Erde verbarg. Diesen Garten hatte der verschwenderische Sohn zur Zeit seiner Wildfangs-Epoche um ein Spottgeld verschleudert.

Jetzt wurde ihm der Stelzfuß auf einmal höchst anziehend, da er merkte, daß eben dieser der Freund war, an den ihn das Nachtgespenst im Rummelsburg gewiesen hatte. Gern hätte er ihn umarmen und im ersten Entzücken Freund und Vater nennen mögen, doch hielt er sich zurück und fand rathsamer, sich gegen ihn über die mitgetheilte Nachricht nicht weiter auszulassen. Darum sprach er, das laß ich mir einen umständlichen Traum sein! Aber Alter, was thatest du am Morgen beim Erwachen? Befolgtest du nicht, wozu der Schutzengel dich ermahnte? Ei wie sollte ich, antwortete der Träumer, vergebene Arbeit thun? Es war ja nichts als ein leidiger Traum. Wenn mir mein Schutzengel erscheinen wollte, so habe ich der schlaflosen Nächte in meinem Leben gar viele gehabt, wo er mich wachend hätte finden können; aber er hat sich wohl nie sehr um mich bekümmert, sonst würde ich nicht zu seiner Schande auf diesem Stelzfuß hinken. Franz zog sein letztes Silberstück hervor, das er bei sich trug; nimm, sprach er, alter Vater, diese Gabe noch von mir zu einem Schoppen Wein für den Abendtrunk, dein Gespräch hat meine üble Laune verscheucht. Verabsäume nicht, dich fleißig auf dieser Brücke einzufinden, wir sprechen, hoffe ich, uns hier wieder. Der lahme Greis hatte seit langer Zeit kein so reiches Almosen eingesammelt, als an diesem Tag, er segnete dafür seinen Wohlthäter, krückte sich in ein Wirthshaus und that sich eine Güte; Franz aber eilte von neuer Hoffnung belebt seiner Wohnung im Gäßchen zu.

Am folgenden Tage setzte er alles in Bereitschaft, was zum Schatzgraben erforderlich ist. Die außerwesentlichen Bedürfnisse, Beschwörungs-

formeln, Zaubersagen, Zaubergürtel, hieroglyphische Charaktere und dergleichen mangelten ihm gänzlich; sie sind aber auch entbehrlich, wenn nur die drei Haupterfordernisse nicht fehlen, Schippe, Spaten, und vor allen Dingen der Schatz unter der Erde. Das nöthige Arbeitszeug schaffte er kurz vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle, und verbarg es einstweilen in eine Hecke; was aber den Schatz selbst betraf, so hatte er den festen Glauben, daß der Geist im Schlosse und der Freund auf der Brücke an ihm nicht würden zum Lügner werden. Mit sehnlichem Verlangen erwartete er nun den Aufgang des Mondes, und als dieser seine Silberhörner durch's Gebüsch streckte, begab er sich frisch an die Arbeit, beobachtete alles genau, was ihn der alte Invalid gelehrt hatte und hob den Schatz glücklich, ohne ein Abenteuer zu bestehen, und ohne daß ihn ein schwarzer Hund erschreckt, oder ein blaues Flämmlein dazu geleuchtet hätte.

Vater Melchior, der aus weiser Vorsicht diesen Nothpfennig hier vergrub, hatte keineswegs die Absicht, seinem Sohne diesen beträchtlichen Theil der Erbschaft zu entziehen; der Verstoß lag nur darin, daß Freund Hein auf eine andere Manier den Erblasser aus der Welt geleitete, als dieser vermuthet hatte. Er war gänzlich überzeugt, daß er alt und lebenssatt mit allen Formalitäten eines ordentlichen Krankenlagers das Zeitliche gesegnen würde, wie ihm in der Jugend war prophezeit worden. Da wollte er nun, wenn er nach Kirchengebrauch die letzte Oelung empfangen hätte, seinen geliebten Sohn an's Sterbebette zu sich rufen, nachdem er alle Umstehenden zuvor entlassen hätte, ihm den väterlichen Segen ertheilen und zum Valet den im Garten vergrabenen Schatz nachweisen. Es wäre auch Alles in seiner Ordnung gegangen, wenn das Lebenslicht des guten Alten ausgelöscht wäre, wie ein brennender Docht, dem es an Oel gebricht; da es aber der Tod hinterlistiger Weise auf einem Gastmahle ausputzte, so nahm er wider Willen sein Geheimniß mit in's Grab.

Mit unermeßlicher Freude nahm Franz die unförmlichen spanischen Barren in Empfang, die der eiserne Kasten nebst einer großen Anzahl anderer Sorten von feinem Gepräge getreulich verwahrt hatte. Nachdem der Taumel der ersten Wonnetrunkenheit etwas verraucht war, überlegte er, wie der Schatz unbemerkt und sicher in's enge Gäßchen zu schaffen sein möchte. Die Bürde war zu schwer, sie ohne Gehülfen fortzubringen, daher wachten mit dem Besitz des Reichthums auch alle damit verknüpften Sorgen auf. Der neue Crösus wußte sich nicht anders zu rathen, als sein Kapital einem hohlen Baume, der hinterm Garten auf einer Wiese stand, auf Treu und Glauben anzuvertrauen; den ausgeleerten Kasten vergrub er wieder in das Rosengebüsch und ebnete den Platz so gut er

konnte. In Zeit von drei Tagen war der Schatz aus dem hohlen Baume wohlbehalten in's enge Gäßchen eingelootset, und nun glaubte der Inhaber, mit Ehren sich wieder zeigen zu können. Er kleidete sich auf's Beste, ließ die Vorbitte in der Kirche abstellen und begehrte dagegen eine christliche Danksagung für einen Reisenden bei der Wiederkehr in seine Vaterstadt nach glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte. Er verbarg sich in der Kirche in einen Winkel, wo er unbemerkt die schöne Meta beobachten konnte, verwendete von ihr kein Auge und trank aus ihrem Anblick alles das Entzücken, dessen Vorempfindung ihn von dem Sprunge von der Weserbrücke zurückhielt. Wie's an die Danksagung kam, blickte frohe Theilnehmung aus allen ihren Gesichtszügen und die jungfräulichen Wangen glüheten vor Freude. Die gewöhnliche Begegnung auf dem Heimwege war so sprechend, daß sie auch dem dritten Mann, der darauf gemerkt hätte, wäre verständlich gewesen.

Franz erschien nun wieder auf der Börse, fing ein Gewerbe an, das in wenig Wochen schon in's Große ging, und da sein Wohlstand täglich mehr in die Augen fiel, urtheilte Freund Neidhard, der Lästerzüngler, er müsse bei Einkassirung der alten Schulden mehr Glück als Verstand gehabt haben. Er miethete ein großes Haus, dem Roland gegenüber, auf dem Markte, nahm Buchhalter und Handelsdiener an, und trieb sein Geschäfte unverdrossen. Da handhabte das leidige Völklein der Schmarotzer wieder fleißig die Klingel an der Thür, kamen zu Haufen, erdrückten ihn schier mit Freundschaftsversicherungen und Glückwünschen zu erneuertem Wohlergehen, und vermeinten ihn wieder mit ihren räuberischen Klauen zu erfassen. Aber er war durch Erfahrung klug geworden, bezahlte sie mit ihrer eigenen Münze, speiste ihre falsche Freundlichkeit mit glatten Worten ab und ließ sie mit leerem Magen abziehen, welches gute Mittel das lästige Geschmeiß der Gutschmecker und Schranzen zu vertreiben die beabsichtigte Wirkung that, daß sie wegblieben.

In Bremen war der neuemporschwebende Franz das Mährchen des Tages, das Glück, welches er auf eine unbegreifliche Art in der Fremde, wie man glaubte, gemacht hatte, war der Inhalt aller Gespräche auf Ehrengelagen, vor Gerichtsschranken und auf der Börse.

Franz kümmerte sich aber um all das Geschwätz nicht, sondern dachte nun ernstlich daran, Meta, die lange herzlich geliebte, als sein Eheweiblein in sein Haus einzuführen. Er begab sich zu Mutter Brigitta, die jetzt an dem schmucken Freier nichts mehr auszusetzen fand, hielt geziemend um Meta's Hand an, und bekam sie mit Freuden zugesagt.

Jetzt war Niemand glücklicher in der Welt als das junge Brautpaar, und schwer wurde es dem Bräutigam, sich von der schönen Meta zu

trennen. Er hatte aber noch einen nothwendigen Gang zu thun, den er in Person zu verrichten sich nicht entbrechen wollte, daher wurde es endlich Zeit, sich zu beurlauben.

Dieser Gang war auf die Weserbrücke, zum Freund Stelzfuß, der ihm noch unvergessen war, ob er gleich lange verzogen hatte, demselben Wort zu halten. So scharf der spähende Graukopf seit dem Zusammentreffen mit dem freigebigen Franz nach ihm ausgeschaut hatte, so wenig konnte er seiner doch wieder ansichtig werden, ob er ihm gleich einen anderweiten Besuch verheißen hatte. Seine Gestalt war ihm indessen noch nicht aus dem Gedächtniß verschwunden. Sobald er den schöngeputzten Mann von fern erblickte, kam er auf ihn zu und bewillkommte ihn freundlich. Franz erwiederte des Alten Gruß und sprach: Freund, kannst du mit mir wohl einen Gang in die Neustadt thun, um ein Gewerbe auszurichten? deine Mühe soll nicht unvergolten bleiben. — Warum das nicht? antwortete der Altvater, ob ich gleich ein hölzernes Bein habe, so kann ich doch damit so rüstig schreiten, als der lahme Zwerg die Stadtflur umkrochen hat*); denn der hölzerne Fuß, sollt Ihr wissen, hat die Eigenschaft, daß er niemals ermüdet. Aber verzieht noch kurze Zeit, bis das Grauröcklein vorüber ist, das zwischen Tag und Nacht nicht verfehlt, über die Brücke zu wandeln. — Was ist's mit dem Grauröcklein? frug Franz, laß mich wissen, welche Beschaffenheit es damit habe? — Das Grauröcklein bringt mir täglich einen Silbergroschen um die Abendzeit, weiß nicht von wannen. Es frommet auch nicht, jedem Ding viel nachzugrübeln, darum laß ich's bleiben. Fällt mir bisweilen ein, das Grauröcklein sei gar der Teufel, der meine Seele mit dem Geld erkaufen wollte. Doch sei er's, oder sei er's nicht, was kümmert's mich? Ich bin in den Kauf nicht eingegangen, so kann er auch nicht gelten. — Ich denke wohl, sprach Franz mit lachendem Munde, dem Grauröcklein läuft der Schalk hinter drein. Folge du mir, der Silbergroschen soll dir darum nicht fehlen.

Der Stelzfuß machte sich auf und hinkte seinem Geleitsmanne nach. Dieser führte ihn Straß' auf Straß' ab in eine entlegene Gegend der Stadt nahe am Walle, blieb vor einem kleinen neuerbauten Hause stehen und klopfte an die Thür. Da solche aufgethan wurde, sprach er: Freund, du hast mir einen heitern Abend im Leben gemacht, es ist billig, daß ich dir den Abend deines Lebens auch heiter mache. Dieses Haus mit allem

*) Laut einer alten Sage verhieß eine benachbarte Gräfin den Bremern scherzweise so viel Land zu schenken, als ein Krüppel, der sie eben um ein Almosen bat, in einem Tage würde umkriechen können. Man hielt sie beim Wort, und der Krüppel kroch so gut, daß die Stadt große Bürgerweide dadurch bekam.

Zubehör und dem Garten, worauf es stehet, ist dein Eigenthum, Küche und Keller ist gefüllt, ein Aufwärter bestellt, dein zu pflegen, und den Silbergroschen obendrein wirst du jeden Mittag unter deinem Teller finden. Es soll dir daneben unverholen bleiben, daß das Grauröcklein mein Diener ist, den ich sandte, dir täglich ein ehrliches Almosen zu reichen, bis ich diese Wohnung für dich zubereiten ließ. Willst du, so magst du mich für deinen guten Engel halten, weil's dein Schutzengel dir nicht zu Dank gemacht hat.

Er führte den Alten darauf in seine Wohnung ein, wo der Tisch bereitet und alles zu seiner Bequemlichkeit und Leibespflege angeordnet war. Der Graukopf war von seinem Glück so überrascht, daß er's nicht fassen konnte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen sich also erbarmen sollte, und es fehlte wenig, daß er nicht die ganze Begebenheit für Blendwerk hielt; Franz aber benahm ihm allen Zweifel. Ein Strom dankbarer Zähren floß von des Greises Angesicht und sein Wohlthäter begnügte sich daran, ohne abzuwarten, daß sich dieser von seiner Bestürzung erholte, um ihm mit Worten zu danken. Er schwand nach dieser ausgerichteten Engelbotschaft dem Altvater aus den Augen, wie die Engel pflegen, und überließ ihm die Sache zu reimen wie er konnte.

Am folgenden Morgen war's in der Wohnung der lieblichen Braut wie Jahrmarkt. Franz schickte Kaufleute, Juweliere, Putzmacherinnen, Spitzenhändler, Schneider, Schuster und Nähterinnen zu ihr, theils allerlei Waaren, theils ihre guten Dienste ihr anzubieten. Sie brachte den ganzen Tag damit zu, Stoffe, Spitzen und andere Erfordernisse zum Brautstaat auszuwählen und sich das Maß zu neuen Kleidungsstücken nehmen zu lassen. Der Bräutigam ging indessen, das Aufgebot zu bestellen, und ehe drei Wochen verliefen, führte er die Braut zum Altare.

Mutter Brigitta genoß die Wonne, der tugendsamen Meta den Brautkranz aufzuschmücken, und erreichte den Wunsch vollkommen, ihre alten Tage bei gutem Wohlstand zu verleben.

Legenden von Rübezahl.

Erste Legende.

Auf den oft besungenen Sudeten hauset der verrufene Berggeist, Rübezahl genannt, der das Riesengebirge weit und breit berühmt gemacht hat. Dieser Fürst der Gnomen besitzt zwar auf der Oberfläche der Erde nur ein kleines Gebiet von wenig Meilen im Umfang, mit einer Kette von Bergen umschlossen und theilt dieß Eigenthum noch mit zwei mächtigen Monarchen, die sein Herrscherrecht nicht einmal anerkennen. Aber wenige Lachter unter der urbaren Erdrinde hebt seine Alleinherrschaft an, die kein Mensch zu schmälern vermag, und erstreckt sich auf achthundert sechzig Meilen in die Tiefe, bis zum Mittelpunkt der Erde. Zuweilen gefällt es dem unterirdischen Fürsten, seine weitgedehnten Provinzen in dem Abgrunde zu durchkreuzen, die unerschöpflichen Schatzkammern edler Fälle und Flötze zu beschauen, die Knappschaft der Gnomen zu mustern und in Arbeit zu setzen, theils um die Gewalt der Feuerströme im Eingeweide der Erde durch feste Dämme aufzuhalten, theils mineralische Dämpfe zu fahen, mit reichhaltigem Schwaden taubes Gestein anzufüllen und es in edles Erz zu verwandeln. Zuweilen entschlägt er sich aller unterirdischen Regierungssorgen, erhebt sich zur Erholung auf die Grenzfeste seines Gebiets, hat sein Wesen auf dem Riesengebirge, und treibt da Spiel und Spott mit den Menschenkindern, wie ein froher Uebermüthler, der, um einmal zu lachen, seinen Nachbar zu Tode kitzelt.

Denn Freund Rübezahl, sollt ihr wissen, ist seltsam geartet, launisch, ungestüm, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden; stolz, eitel, wankelmüthig; heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zu Zeiten gutmüthig, edel und empfindsam; aber mit sich selbst in stetem Widerspruch, albern und weise, oft weich und hart in zween Augenblicken, wie ein Ei, das in siedend Wasser fällt; schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam; nach der Stimmung, wie ihn Laune und innerer Drang beim ersten Anblick jedes Ding ergreifen läßt.

Von Olims Zeiten her, ehe noch Japhets Nachkömmlinge soweit nordwärts gedrungen waren, daß sie diese Gegenden wirthbar machten,

tosete Rübezahl schon in dem wilden Gebirge, hetzte Bären und Auerochsen an einander, daß sie zusammen kämpften, oder scheuchte mit grausendem Getöse das scheue Wild vor sich her und stürzte es von den steilen Felsenklippen hinab in's tiefe Thal. Dieser Jagden müde, zog er wieder seine Straße durch die Regionen der Unterwelt und weilte da Jahrhunderte, bis ihm von neuem die Lust anwandelte, sich an die Sonne zu legen und des Anblicks der äußern Schöpfung zu genießen. Wie nahm's ihn Wunder, als er einst bei seiner Rückkehr, von dem beschneiten Gipfel des Riesengebirges umherschauend, die Gegend ganz verändert fand! Die düstern und undurchdringlichen Wälder waren ausgehauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt, wo reiche Erndten reiften. Zwischen den Pflanzungen blühender Obstbäume ragten die Strohdächer geselliger Dörfer hervor, aus deren Schlot friedlicher Hausrauch in die Luft wirbelte; hier und da stand eine einsame Warte auf dem Abhang eines Berges zu Schutz und Schirm des Landes; in den blumenreichen Auen weideten Schaafe und Hornvieh, und aus den lichten Hainen tönten melodische Schalmeien.

Die Neuheit der Sache und die Annehmlichkeit des ersten Anblicks ergötzten den verwunderten Gebirgsherrn so sehr, daß er über die eigenmächtigen Pflanzer, die ohne seine Vergünstigung hier wirthschafteten, nicht unwillig ward, noch in ihrem Thun und Wesen sie zu stören begehrte, sondern sie so ruhig im Besitz ihres angemaßten Eigenthums ließ, wie ein gutmüthiger Hausvater der geselligen Schwalbe, oder selbst dem überlästigen Spatz unter seinem Obdach Aufenthalt gestattet. Sogar ward er Sinnes, mit den Menschen Bekanntschaft zu machen, ihre Art und Natur zu erforschen und mit ihnen Umgang zu pflegen. Er nahm die Gestalt eines rüstigen Ackerknechts an und verdung sich bei dem ersten besten Landwirth in Arbeit. Alles was er unternahm gedieh wohl unter seiner Hand, und Rips, der Ackerknecht, war für den besten Arbeiter im Dorfe bekannt. Aber sein Brodherr war ein Prasser und Schlemmer, der den Erwerb des treuen Knechts verschwendete, und ihm seine Mühe und Arbeit wenig Dank wußte; darum schied er von ihm, und kam zu dessen Nachbar, der ihm seine Schaafheerde untergab; er wartete dieser fleißig, und trieb sie in Einöden und auf steile Berge, wo gesunde Kräuter wuchsen. Die Heerde gedieh gleichfalls unter seiner Hand und mehrte sich, kein Schaaf stürzte vom Felsen herab das Genick, und keins zerriß der Wolf. Aber sein Brodherr war ein karger Filz, der seinen treuen Knecht nicht lohnte, wie er sollte; denn er stahl den besten Widder aus der Heerde und kürzte dafür das Hirtenlohn. Darum entlief er dem Geizhals und diente

dem Richter als Herrenknecht, ward die Geißel der Diebe, und fröhnte der Justiz mit strengem Eifer. Aber der Richter war ein ungerechter Mann, beugte das Recht, richtete nach Gunst und spottete der Gesetze. Weil Rips nun nicht das Werkzeug der Ungerechtigkeit sein wollte, sagte er dem Richter den Dienst auf und ward in den Kerker geworfen, aus welchem er jedoch auf dem gewöhnlichen Wege der Geister, durch's Schlüsselloch, leicht einen Ausgang fand.

Dieser erste Versuch, das Studium der Menschenkunde zu treiben, konnte ihn unmöglich zur Menschenliebe erwärmen; er kehrte mit Verdruß auf seine Felsenzinne zurück, überschaute von da die lachenden Gefilde, welche die menschliche Thätigkeit verschönert hatte, und wunderte sich, daß die Mutter Natur ihre Spenden an solches Gesindel verlieh. Demungeachtet wagte er noch eine Ausflucht in's Land für's Studium der Menschheit, nahm die Gestalt eines schönen Jünglings an, spaltete die Felsen durch einen Wink und eilte hinaus in die Welt, die im lieben Sonnenschein lustig und freundlich vor ihm lag. Bald gelangte er an ein prächtiges Schloß, das einem mächtigen und reichen Grafen gehörte. Und als er es betrachtete, hörte er aus dem Schloßgarten ein lustiges Geschrei und Gekicher erschallen, ward neugierig, und drang durch Zäune und Gebüsch in den Garten ein. Leise schlich er der Stelle zu, von wo das Geräusch erschallte, und erblickte bei einem Wasserfall, der seine Silberfluth in ein kunstvolles Becken ergoß, sieben Jungfrauen, welche sehr vergnügt schienen, und sich bei heitern Spielen ergötzten. Lange sah der Geist des Gebirges unbemerkt dem fröhlichen Treiben zu, bewunderte die Schönheit der Jungfrauen, und war besonders von Emma, des Königs Tochter, entzückt, deren wunderbarer Liebreiz Alles überstrahlte, was der Geist jemals Schönes und Herrliches erblickt hatte.

Und je länger er stand, und den Spielen zuschaute, desto heftiger ward seine Sehnsucht nach Emma, und er meinte, am Ende nicht mehr leben zu können, wenn er sich nicht ihres Besitzes erfreute. Eine unüberwindliche Schüchternheit hielt ihn jedoch ab, sich mit Gewalt der holden Jungfrau zu bemächtigen, welche bald nachher den Lustort verließ und mit ihren Gespielinnen verschwand, ohne daß der Berggeist es über sich gewinnen konnte, ihre Entfernung zu verhindern.

Aber von Stund an war er nun in den Garten gebannt, und harrte von Tage zu Tage der Wiederkehr der schönen Emma. Lange zögerte sie; doch in der Mittagstunde eines schwülen Sommertages besuchte sie wieder mit ihrem Gefolge die kühlen Schatten am Wasserfalle. Ihre Verwunderung ging über alles, da sie den Ort ganz verändert fand; die rohen Felsen waren mit Marmor und Alabaster bekleidet, das Wasser stürzte

nicht mehr in einem wilden Strom von der steilen Bergwand, sondern rauschte, durch viele Abstufungen gebrochen, mit sanftem Gemurmel in ein weites Marmorbecken herunter, aus dessen Mitte ein reicher Wasserstrahl emporstrebte, und, in einen dichten Platzregen verwandelt, den ein laues Lüftchen bald auf diese, bald auf jene Seite warf, in den Wasserbehälter zurückplätscherte. Maßlieben, Zeitlosen und das Blümlein Vergißmeinnicht blüheten an dessen Rande; Rosenhecken, mit wildem Jasmin und Silberblüthen vermengt, zogen sich in einiger Entfernung umher, und bildeten das angenehmste Luststück. Rechts und links der Kaskade öffnete sich der doppelte Eingang einer prächtigen Grotte, deren Wände und Bogengewölbe mit Mosaikbekleidung prangten, von farbigen Erzstufen, Bergkrystall und Frauenglas, alles funkelnd und flimmernd, daß der Abglanz davon das Auge blendete. In verschiedenen Nischen waren die niedlichsten Erfrischungen aufgetischt, deren Anblick zum Genuß einlud.

Die Prinzessin stand lange in stummer Verwunderung da, und wußte nicht, ob sie ihren Augen trauen, diesen bezauberten Ort betreten, oder fliehen sollte. Aber sie war neugierig, und konnte der Begierde nicht widerstehen, alles zu beschauen und von den herrlichen Früchten zu kosten, die für sie aufgetragen zu sein schienen. Nachdem sie mit ihrem Gefolge in diesem kleinen Tempel sich sattsam erlustigt und alles fleißig durchgemustert hatte, lüstete ihr, in dem Bassin zu baden. Sie befahl den Dirnen, Wacht zu halten, und schlüpfte in leichtem Gewande in das Bad. Kaum aber hatte sie das Wasser berührt, so sank sie in eine endlose Tiefe, obgleich der betrügliche Silberkies, der aus dem seichten Grunde hervorschien, keine Gefahr vermuthen ließ. Schneller, als die herzueilenden Jungfrauen das goldgelbe Haar der blonden Gebieterin erfassen konnten, hatte die gefräßige Fluth sie schon verschlungen. Laut ließ die bange Schaar der erschrockenen Mädchen Klage, Ach und Weh erschallen, als ihr Fräulein vor ihren sichtbaren Augen dahin schwand; sie rangen und wanden die schneeweißen Hände, flehten die Najaden vergebens um Erbarmung an, und liefen ängstlich am marmornen Gestade hin und wieder, indeß das Springwasser recht geflissentlich sie mit einem Platzregen nach dem andern übergoß. Doch wagte es keine, der Entschwommenen nachzuspringen, außer Brinhild, ihre liebste Gespielin, die nicht säumte, in den bodenlosen Strom sich zu stürzen, gleiches Schicksal mit ihrem geliebten Fräulein erwartend. Aber sie schwamm als ein leichter Kork auf dem Wasser, und alles Bestrebens ungeachtet, war sie nicht vermögend, unter zu tauchen.

Hier war kein anderer Rath, als dem Könige die traurige Begebenheit von seiner Tochter zu hinterbringen. Wehklagend begegneten ihm

die zagenden Dirnen, da er eben mit seinen Jägern zu Walde zog. Der König zerriß sein Kleid vor Betrübniß und Entsetzen, nahm die goldene Krone vom Haupte, verhüllte sein Angesicht mit dem Purpurmantel, und weinte und stöhnte laut über den Verlust der schönen Emma.

Nachdem er der Vaterliebe den ersten Thränenzoll entrichtet hatte, stärkte er seinen Muth, und eilte, das Abenteuer am Wasserfalle selbst zu beschauen. Aber der angenehme Zauber war verschwunden, die rohe Natur stand wieder da in ihrer vorigen Wildheit; da war keine Grotte, kein Marmorbad, kein Rosengehege, keine Jasminlaube. Dem guten König ahnete zum Glück nichts von der Entführung seiner Tochter durch irgend einen irrenden Ritter, denn Entführungen waren damals noch nicht Sitte im Lande; also erpreßte er von den Dirnen weder durch Drohungen noch Folter ein Geständniß von dem plötzlichen Verschwinden der Prinzessin, das glaubwürdiger gewesen wäre, als die Wahrheit. Vielmehr nahm er ihren Bericht auf Treu und Glauben an, und meinte, Thor oder Wodan, oder sonst einer der Götter, sei bei dieser wunderbaren Begebenheit mit im Spiel gewesen, setzte darauf die Jagdparthie fort und tröstete sich über seinen Verlust, so gut er konnte.

Unterdessen befand sich Emma nicht übel. Der Berggeist hatte sie durch das Gaukelspiel einer theatermäßigen Versenkung den Augen ihres Gefolges entzogen, und führte sie durch einen unterirdischen Weg in einen prächtigen Palast, mit welchem die väterliche Residenz in keine Vergleichung kam. Als sich die Lebensgeister der Prinzessin wieder erholt hatten, befand sie sich auf einem gemächlichen Sopha, angethan mit einem Gewand von rosenfarbenem Sammet und einem jungfräulichen Gürtel von himmelblauer Seide. Ein junger Mann von schönem Angesicht lag zu ihren Füßen, und bot ihr seine Hand zum ewigen Bunde.

Mit Erröthen hörte ihn Emma an. Da sie aber des Geistes Wünsche nicht erfüllen konnte, indem sie schon lange mit dem böhmischen Fürsten Ratibor verlobt war, so sah sie augenblicklich ein, daß nur Verstellung ihr ihre trübselige Lage erleichtern könne, und bat sich Bedenkzeit aus, ohne die Hoffnungen des Berggeistes ganz und gar zu vernichten. Der entzückte Gnome unterrichtete sie hierauf von seinem Stand und seiner Herkunft, von den unterirdischen Staaten, die er beherrschte, führte sie durch die Zimmer und Säle des Schlosses, und zeigte ihr alle Pracht und Reichthum desselben. Ein herrlicher Lustgarten umgab das Schloß von drei Seiten, der mit seinen Blumenstücken und Rasenplätzen, auf deren grüner Fläche ein kühler Schatten schwamm, dem Fräulein vornehmlich zu behagen schien. Alle Obstbäume trugen purpurothe, mit Gold gesprengte oder zur Hälfte übergüldete Aepfel, und das Gebüsch war mit Sangvögeln

angefüllt, die ihre hundertstimmigen Symphonien hervortönten. Emma ging schwermüthig neben dem Geiste her, und dieser bestrebte sich vergebens, durch tausend Liebkosungen die Wolken von der Stirn seiner anmuthigen Begleiterin zu zerstreuen, und ihr liebliches Antlitz aufzuheitern. Der Mensch, dachte er bei sich selbst, ist ein geselliges Thier, wie die Biene und Ameise; der schönen Sterblichen gebrichts an Unterhaltung. Mann und Weib mag wohl in die Länge eine todte Gesellschaft sein. Wem soll sich die arme Jungfrau mittheilen? für wen ihren Putz ordnen? mit wem darüber zu Rathe gehen, und was soll ihre Eitelkeit nähren? Flugs ging er hinaus in's Feld, zog aus einem Acker ein Dutzend Rüben aus, legte sie in einen zierlich geflochtenen Deckelkorb, und brachte diesen der schönen Emma, die traurig einsam in der beschatteten Laube eine Rose entblätterte. Schönste der Erdentöchter, redete sie der Gnome an, verbanne allen Trübsinn aus deiner Seele und öffne dein Herz der geselligen Freude; du sollst nicht mehr die Einsamtrauernde in meiner Wohnung sein. In diesem Korbe ist Alles, was du bedarfst, diesen Aufenthalt dir angenehm zu machen. Nimm den kleinen buntgeschälten Stab und gib durch die Berührung mit demselben den Erdgewächsen im Korbe die Gestalten, welche dir gefallen.

Hierauf verließ er die Prinzessin, und sie weilte keinen Augenblick, mit dem Zauberstabe laut Anweisung zu verfahren, nachdem sie den Deckelkorb geöffnet hatte. Brinhild, rief sie, liebe Brinhild, erscheine! und Brinhild lag zu ihren Füßen, umfaßte die Kniee ihrer Gebieterin, benetzte ihren Schooß mit Freudenzähren, und liebkoste sie freundlich, wie sie sonst zu thun pflegte. Die Täuschung war so vollkommen, daß Fräulein Emma selbst nicht wußte, wie sie mit ihrer Schöpfung dran war; ob sie die wahre Brinhild hergezaubert hatte, oder ob ein Blendwerk das Auge betrog. Sie überließ sich indessen ganz den Empfindungen der Freude, ihre liebste Gespielin um sich zu haben, lustwandelte mit ihr Hand in Hand im Garten umher, ließ sie dessen herrliche Anlagen bewundern, und pflückte ihr goldgesprenkelte Aepfel von den Bäumen. Hierauf führte sie ihre Freundin durch alle Zimmer im Palast bis in die Kleiderkammer, wo sie so viel zu betrachten und zu bewundern fanden, daß sie bis zu Sonnenuntergang darin verweilten. Alle Schleier, Gürtel, Ohrenspangen wurden gemustert und anprobirt. Brinhild wußte sich dabei so gut zu benehmen, und zeigte so viel Geschmack in der Wahl und Anordnung des weiblichen Putzes, daß, wenn sie ihrer Natur und Wesen nach nichts als eine Rübe war, ihr wenigstens Niemand den Ruhm absprechen konnte, die Krone ihres Geschlechts zu sein.

Der spähende Gnome war entzückt über den Tiefblick, den er in das

weibliche Herz gethan zu haben vermeinte, und freute sich über den guten Fortgang in der Menschenkunde. Die schöne Emma dünkte ihm jetzt schöner, freundlicher und heiterer als jemals zu sein. Sie unterließ nicht, ihren ganzen Rübenvorrath mit dem Zauberstabe zu beleben, gab ihnen die Gestalt der Jungfrauen, die ihr vordem aufzuwarten pflegten, und weil noch zwo Rüben übrig waren, bildete sie die eine zu einer Cyperkatze um, und aus der andern schuf sie einen niedlichen Schooßhund. Sie richtete nun ihren Hofstaat wieder ein, theilte einer jeden der aufwartenden Dirnen ein gewisses Geschäfte zu, und nie wurde eine Herrschaft besser bedient; das Gesinde kam ihren Wünschen zuvor, gehorchte auf den Wink, und vollstreckte ihre Befehle ohne den mindesten Widerspruch. Einige Wochen lang genoß sie die Wonne des gesellschaftlichen Vergnügens ungestört; Reihentänze, Sang und Saitenspiel wechselten vom Morgen bis zum Abend, nur merkte das Fräulein nach Verlauf einiger Zeit, daß die frische Gesichtsfarbe ihrer Gesellschafterinnen etwas erbleichte. Der Spiegel im Marmorsaal ließ sie zuerst bemerken, daß sie allein wie eine Rose aus der Knospe frisch hervorblühte, während die geliebte Brinhild und die übrigen Jungfrauen welkenden Blumen glichen; gleichwohl versicherten sie alle, daß sie sich wohl befänden, und der freigebige Gnome ließ sie an seiner Tafel auch keinen Mangel leiden. Dennoch zehrten sie sichtbarlich ab, Leben und Thätigkeit schwand von Tag zu Tag mehr dahin, und alles Jugendfeuer erlosch.

Als die Prinzessin an einem heitern Morgen, durch gesunden Schlaf gestärkt, fröhlich in's Gesellschaftszimmer trat, wie schauderte sie zurück, da ihr ein Haufen eingeschrumpfter Matronen an Stäben und Krücken entgegenzitterte, mit Dumpf- und Keuchhusten beladen, unvermögend, sich aufrecht zu erhalten. Der schäkernde Schooßhund hatte alle Viere von sich gestreckt, und der schmeichelnde Cyper konnte sich vor Kraftlosigkeit kaum noch regen und bewegen. Bestürzt eilte die Prinzessin aus dem Zimmer, der schaudervollen Gesellschaft zu entfliehen, trat heraus auf den Söller des Portals, und rief laut den Gnomen, welcher alsbald in demüthiger Stellung auf ihr Geheiß erschien. Boshafter Geist, redete sie ihn zornmüthig an, warum mißgönnst du mir die einzige Freude meines harmvollen Lebens, die Schattengesellschaft meiner ehemaligen Gespielinnen? ist die Einöde nicht genug, mich zu quälen, willst du sie noch in ein Spital verwandeln? Augenblicklich gib meinen Dirnen Jugend und Wohlgestalt wieder, oder Haß und Verachtung sollen deinen Frevel rächen. Schönste der Erdentöchter, gegenredete der Gnome, zürne nicht über die Gebühr! alles, was in meiner Gewalt ist, steht in deiner Hand; aber das Unmögliche fordre nicht von mir. Die Kräfte der Natur gehorchen

mir, doch vermag ich nichts gegen ihre unwandelbaren Gesetze. So lange vegetirende Kraft in den Rüben war, konnte der magische Stab ihr Pflanzenleben nach deinem Gefallen verwandeln; aber ihre Säfte sind nun vertrocknet, und ihr Wesen neigt sich nach der Zerstörung hin; denn der belebende Elementargeist ist verraucht. Jedoch das soll dich nicht kümmern, Geliebte, ein frischgefüllter Deckelkorb kann den Schaden leicht ersetzen; du wirst daraus alle die Gestalten wieder hervorgerufen, die du begehrst. Gib jetzt der Mutter Natur ihre Geschenke zurück, die dich so angenehm unterhalten haben; auf dem großen Rasenplatze im Garten wirst du bessere Gesellschaft finden. Der Gnome entfernte sich darauf, und Fräulein Emma nahm ihren buntgeschälten Stab zur Hand, berührte damit die gerunzelten Weiber, las die eingeschrumpften Rüben zusammen, und that damit, was Kinder, die eines Spielzeugs müde sind, zu thun pflegen; sie warf den Plunder in's Kehricht, und dachte nicht mehr daran.

Leichtfüßig hüpfte sie nun über die grünen Matten dahin, den frischgefüllten Deckelkorb in Empfang zu nehmen, den sie gleichwohl nirgends fand. Sie ging in dem Garten auf und nieder, und schaute umher, aber es wollte kein Korb zum Vorschein kommen. Am Traubengeländer kam ihr der Gnome entgegen mit so sichtbarer Verlegenheit, daß sie seine Bestürzung schon von ferne wahrnahm. Du hast mich getäuscht, sprach sie, wo ist der Deckelkorb geblieben? Ich suche ihn schon seit einer Stunde vergebens. Holde Gebieterin meines Herzens, antwortete der Geist, wirst du mir meinen Unbedacht verzeihen? Ich versprach mehr, als ich geben konnte, ich habe das Land durchzogen, Rüben aufzusuchen, aber sie sind längst geerntet und welken in dumpfen Kellern. Die Fluren trauern, unten im Thale ist's Winter, nur deine Gegenwart hat den Frühling an diesen Felsen gefesselt, und unter deinem Fußtritt sprossen Blumen hervor. Harre nur drei Mondenwechsel in Geduld aus, dann soll dir's nie an Gelegenheit gebrechen, mit deinen Puppen zu spielen. Ehe noch der beredtsame Gnome mit dieser Rede zu Ende war, drehte ihm Emma unwillig den Rücken und begab sich in ihr Kloset, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er aber hob sich von dannen in die nächste Marktstadt innerhalb seines Gebietes, und kaufte, als ein Pächter gestaltet, einen Esel, den er mit schweren Säcken Sämerei belud, womit er einen ganzen Morgen Landes besäete. Dabei bestellte er einen seiner dienstbaren Geister als Hüter, dem er aufgab, ein unterirdisches Feuer anzuschüren, um die Saat von unten herauf mit linder Wärme zu treiben, wie Ananaspflanzen in einem Lohkasten.

Die Rübensaat schoß lustig auf, und versprach in kurzer Zeit eine reiche Ernte; Fräulein Emma ging täglich hinaus auf ihr Ackerfeld,

welches zu besehen sie mehr lüstete, als die goldenen Aepfel, die aus dem Garten des Hesperiden in den ihrigen verpflanzt zu sein schienen. Aber fortwährender Mißmuth trübte ihre kornblumfarbenen Augen. Sie weilte am liebsten in einem düstern melancholischen Tannenwäldchen, am Rande eines Quellbachs, der sein silberhelles Gewässer in's Thal rauschen ließ, und warf Blumen hinein, die in den Odergrund hinabflossen.

Der Gnome sahe wohl, daß bei dem sorgfältigsten Bestreben, durch tausend kleine Gefälligkeiten sich in der schönen Emma Herz zu stehlen, ihr keine Liebe abzugewinnen war. Demungeachtet ermüdete seine hartnäckige Geduld nicht, durch die pünktlichste Erfüllung ihrer Wünsche sie auszuharren und ihren spröden Sinn zu überwinden. Aber der Neuling in der Menschenkunde hatte keine Gedanken von der wahren Ursache dieser Widerspenstigkeit seiner Herzensgebieterin; er nahm als etwas Ausgemachtes an, daß ihr Herz so frei und unbefangen sei, als das seine, und war der Meinung, dieses noch unberührte Grundstück gehöre nach allen Rechten ihm, als dem ersten Besitznehmer, zu.

Doch das war ein großer Irrthum. Wie schon erwähnt, hatte der junge böhmische Fürst Ratibor bereits das Herz Emma's zu gewinnen gewußt, und die Hochzeit stand nahe bevor, als die schöne Braut mit einem Male so plötzlich verschwand. Diese peinliche Nachricht verwandelte den liebenden Ratibor in einen rasenden Roland. Er verließ seine Residenz, zog menschenscheu in einsamen Wäldern umher, und klagte den Felsen sein Unglück. Die treue Emma seufzte unterdessen ihren geheimen Gram in dem anmuthigen Gefängniß aus, verschloß aber ihre Herzensgefühle so fest in ihrem Busen, daß der spähende Gnome nicht enträthseln konnte, was für Empfindungen sich darin regten. Lange schon hatte sie darauf gesonnen, wie sie ihn überlisten und der lästigen Gefangenschaft entrinnen möchte. Nach mancher durchwachten Nacht sann sie endlich einen Plan aus, der des Versuches würdig schien, ihn auszuführen.

Der Lenz kehrte in die Thäler zurück; der Gnome ließ das unterirdische Feuer in seinem Treibhaus abgehen, und die Rüben, die durch Einflüsse des Winters in ihrem Wachsthum nicht waren gehindert worden, gediehen zur Reife. Die schlaue Emma zog täglich einige davon aus und machte damit Versuche, ihnen allerhand beliebige Gestalten zu geben, dem Anschein nach sich damit zu belustigen; aber ihre Absicht ging weiter. Sie ließ eines Tages eine kleine Rübe zur Biene werden, um sie abzuschicken, Kundschaft von ihrem Geliebten einzuziehen. Fleuch, liebes Bienchen, gegen Aufgang, sprach sie, zu Ratibor, dem Fürsten des Landes, und sumse ihm sanft in's Ohr, daß Emma noch für ihn lebt, aber eine Sclavin ist des Fürsten der Gnomen, der das Gebirge bewohnet; verlier



P. C. Geissler gez.

kein Wort von diesem Gruße, und bring mir Botschaft von seiner Liebe. Die Biene flog alsbald von dem Finger ihrer Gebieterin, wohin sie beordert war: aber kaum hatte sie ihren Flug begonnen, so stach eine gierige Schwalbe auf sie herab, und verschlang zum großen Leidwesen des Fräuleins die Botschafterin mit allen ihren Aufträgen. Darauf formte sie vermöge des wunderbaren Stabes eine Grille, lehrte ihr gleichen Spruch und Gruß: hüpfe, kleine Grille, über das Gebirge zu Ratibor, dem Fürsten des Landes, und zirpe ihm in's Ohr, die getreue Emma begehre Entledigung ihrer Banden durch seinen starken Arm. Die Grille flog und hüpfte so schnell, als sie konnte, um auszurichten, was ihr befohlen war; aber ein langbeiniger Storch spazierte eben an dem Wege, darauf die Zirpe zog, erfaßte sie mit seinem langen Schnabel, und begrub sie in das Verließ seines weiten Kropfes.

Diese mißlungenen Versuche schreckten die entschlossene Emma nicht ab, einen neuen zu wagen; sie gab der dritten Rübe die Gestalt einer Elster: schwanke hin, beredtsamer Vogel, sprach sie, von Baum zu Baum, bis du gelangest zu Ratibor, meinem Verlobten, sag ihm an meine Gefangenschaft, und gib ihm Bescheid, daß er meiner harre mit Roß und Mann, den dritten Tag von heute, an der Grenze des Gebirges im Maienthale, bereit, den Flüchtling aufzunehmen, der seine Ketten zu zerbrechen wagt und Schutz von ihm begehrt. Die zweifarbige Elster gehorchte, flatterte von einem Ruheplatze zum andern, und die sorgsame Emma begleitete ihren Flug, so weit das Auge trug. Der harmvolle Ratibor irrte noch immer melancholisch in den Wäldern umher; die Rückkehr des Lenzes und die wieder auflebende Natur hatten seinen Kummer nur gemehret. Er saß unter einer schattenreichen Eiche, dachte an seine Prinzessin, und erseufzte laut: Emma! Alsbald gab das vielstimmige Echo ihm diesen Namen zurück; aber zugleich rief auch eine unbekannte Stimme den seinigen aus. Er horchte hoch auf, sahe Niemand, wähnte eine Täuschung und hörte den nämlichen Ruf wiederholen. Kurz darauf erblickte er eine Elster, die auf den Zweigen hin und wieder flog, und ward inne, daß der gelehrige Vogel ihn beim Namen rief. Armer Schwätzer, sprach er, wer hat dich gelehrt, diesen Namen auszusprechen, der einem Unglücklichen zugehört, welcher wünscht, von der Erde vertilgt zu sein, wie sein Gedächtniß? Hierauf faßte er wüthig einen Stein und wollte ihn nach dem Vogel schleudern, als dieser den Namen Emma hören ließ. Dieser Talisman entkräftete den Arm des Prinzen, und der Sprecher auf dem Baum begann mit der dem Elstergeschlechte eignen Wohlredenheit den Spruch, der ihm gelehrt war. Fürst Ratibor vernahm nicht sobald diese fröhliche Botschaft, so ward's hell in seiner Seele; der tödtliche Gram, der die

Sinne umnebelt und die Federkraft der Nerven erschlafft hatte, verschwand; er kam wieder zu Gefühl und Besinnung, und forschte mit Fleiß von der Glücksverkünderin nach dem Schicksal der holden Emma; aber die gesprächige Elster konnte nichts als mechanisch ihre Lection ohne Aufhören wiederholen, und flatterte davon. Schnellfüßig eilte Ratibor zu seinem Hoflager zurück, rüstete eilig das Geschwader der Reisigen, saß auf und zog mit ihnen hin an's Vorgebirge seiner guten Hoffnung, das Abenteuer zu bestehen.

Fräulein Emma hatte unterdessen mit weiblicher Schlauheit alles vorbereitet, ihr Vorhaben auszuführen. Sie ließ ab, den duldsamen Gnomen mit tödtendem Kaltsinn zu quälen, ihr Auge sprach Hoffnung, und ihr spröder Sinn schien beugsamer zu werden. Der Berggeist war davon ganz entzückt, er wiederholte seine Bitte um Emma's Hand, und die Jungfrau widerstrebte nicht länger, seine Gemahlin zu werden. Doch bat sie Wohlstands halber noch um einen Tag Bedenkzeit, welchen ihr der wonnetrunkne Gnome bereitwillig zugestand.

Den folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, trat die schöne Emma geschmückt wie eine Braut hervor, mit allem Geschmeide belastet, das sie in ihrem Schmuckkästlein gefunden hatte. Ihr blondes Haar war in einen Knoten geschürzt, welchen eine Myrtenkrone überschattete; der Besatz ihres Kleides flinkerte von Juwelen, und da ihr der harrende Gnome auf der großen Terrasse im Lustgarten entgegen wandelte, bedeckte sie züchtiglich mit dem Ende des Schleiers ihr Angesicht. Doch war sie freundlich und zärtlich gegen den Berggeist, wie sie noch nie gewesen war; und versprach ihm offen Herz und Hand, wenn er ihr noch einen einzigen Beweis seiner beharrlichen Liebe und Treue gegeben haben würde. Der bethörte Geist versprach hoch und theuer, Alles zu erfüllen, was Emma begehren werde, und flehte auf seinen Knieen um die Gunst, daß sie ihm sogleich sagen möge, was sie verlange. Es sei also! sagte die schlaue Emma, ich heische nur einen Beweis deiner Gefälligkeit. Gehe hin und zähle die Rüben alle auf dem Acker; mein Hochzeitstag soll nicht ohne Zeugen sein, ich will sie beleben, damit sie mir zu Kränzeljungfern dienen; aber hüte dich, mich zu täuschen, und verzähle dich nicht um eine, denn das ist die Probe, woran ich deine Treue prüfen will.

So ungern der Gnome in diesem Augenblick von seiner Braut schied, so gehorchte er doch sonder Verzug, machte sich rasch an sein Geschäfte, und hüpfte hurtig unter den Rüben herum. Er war durch diese Geschäftigkeit mit seinem Additionsexempel bald zu Stande; doch um der Sache recht gewiß zu sein, wiederholte er die Zählung nochmals, und fand zu seinem Verdruß einen Fehler in der Rechnung, welcher ihn nöthigte, zum

dritten Mal die Rüben durchzumustern. Aber auch dies Mal ergab sich eine neue Differenz, und der Berggeist mußte sein Geschäft abermals von vorn anfangen.

Die verschmitzte Emma hatte indeß ihren Verfolger nicht so bald aus den Augen verloren, als sie zur Flucht Anstalt machte. Sie hielt eine saftvolle wohlgenährte Rübe in Bereitschaft, welche sie flugs in ein muthiges Roß mit Sattel und Zeug verwandelte. Rasch schwang sie sich in den Sattel, flog über die Haiden und Steppen des Gebirges dahin, und der flüchtige Pegasus wiegte sie, ohne zu straucheln, auf seinem Rücken hinab in's Maienthal, wo sie dem geliebten Ratibor, welcher der Kommenden ängstlich entgegenharrte, sich fröhlich in die Arme warf.

Der geschäftige Gnome hatte sich indessen so in seine Zahlen vertieft, daß er von dem, was um und neben ihm geschah, nicht das Mindeste wußte. Nach langer Mühe und Anstrengung seiner Geisteskraft war's ihm endlich gelungen, die wahre Zahl aller Rüben auf dem Ackerfelde, klein und groß mit eingerechnet, gefunden zu haben.

Er eilte nun froh zurück, sie seiner Herzensgebieterin gewissenhaft zu berechnen, und sie durch die pünktliche Erfüllung ihrer Befehle zu überzeugen, daß er der gefälligste und unterwürfigste Gemahl sein werde, den jemals die Welt gesehen hat. Mit Selbstzufriedenheit trat er auf den Rasenplatz; aber da fand er nicht, was er suchte; er lief durch die bedeckten Lauben und Gänge, auch da war nicht, was er begehrte; er kam in den Palast, durchspähte alle Winkel desselben, rief den holden Namen Emma aus, den ihm die einsamen Hallen zurücktönten, begehrte einen Laut von dem geliebten Munde; doch da war weder Stimme noch Rede. Das fiel ihm auf, er merkte Unrath; flugs warf er das schwerfällige Phantom der Verkörperung ab, wie ein träger Rathsherr seinen Schlafrock, wenn vom Thurme der Feuerwächter Lärm bläst, schwang sich hoch in die Luft und sah den geliebten Flüchtling in der Ferne, als eben der rasche Gaul über die Grenze setzte. Wüthend ballte der ergrimmte Geist ein paar friedlich vorüberziehende Wolken zusammen und schleuderte einen kräftigen Blitz der Fliehenden nach, der eine tausendjährige Grenzeiche zersplitterte; aber jenseit derselben war des Gnomen Rache unkräftig, und die Donnerwolke zerfloß in einen sanften Heiderauch.

Nachdem er die oberen Luftregionen verzweiflungsvoll durchkreuzt, sein unglückliches Schicksal den vier Winden geklagt und seine stürmende Leidenschaft ausgetobt hatte, kehrte er trübsinnig in den Palast zurück, schlich durch alle Gemächer und erfüllte sie mit Seufzen und Stöhnen. Nachher besuchte er noch einmal den Lustgarten; doch diese ganze Zauberschöpfung hatte keinen Reiz mehr für ihn; ein einziger Fußstapfen der

Ungetreuen, in den Sand gedrückt, welchen er bemerkte, beschäftigte seine Aufmerksamkeit mehr, als die goldenen Aepfel an den Bäumen und die buntfarbige Ausfüllung der Buchsbaumschnörkel auf den Blumenstöcken. Bald hernach brach sein Unmuth in gräßliche Verwünschungen aus, und er vermaß sich höchlich, der Menschenkenntniß ganz zu entsagen, und von diesem argen betrüglichen Geschlechte fernerhin weiter keine Notiz zu nehmen. In dieser Entschließung stampfte er dreimal auf die Erde, und der ganze Zauberpalast mit all' seiner Herrlichkeit kehrte in sein ursprüngliches Nichts zurück. Der Abgrund sperrte seinen weiten Rachen auf, und der Gnome fuhr hinab in die Tiefe bis an die entgegengesetzte Grenze seines Gebietes, in den Mittelpunkt der Erde, und nahm seinen Aerger und Menschenhaß mit dahin.

Während dies Alles im Gebirge geschah, war Fürst Ratibor geschäftig, die herrliche Beute seiner Wegelagerung in Sicherheit zu bringen. Er führte die schöne Emma an den Hof ihres Vaters zurück, vollzog daselbst seine Vermählung, theilte mit ihr den Thron seines Erbes, und erbaute die Stadt Ratibor, die noch seinen Namen trägt bis auf diesen Tag. Das sonderbare Abenteuer der Prinzessin, das ihr auf dem Riesengebirg begegnet war, ihre kühne Flucht und glückliche Entrinnung wurde das Mährchen des Landes, pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort bis in die entferntesten Zeiten, und zog dem unglücklichen Berggeiste den Spottnamen Rübezahl zu, welchen er tragen und sich gefallen lassen muß bis heute, und gewiß noch so lange, wie noch ein Stückchen von seinem Reiche übrig ist. Das aber wird nicht vergehen, ehe nicht die ganze Welt untergeht.

Zweite Legende.

Das tiefe Innere der Erde war also von jeher der Zufluchtsort, wohin sich der Unglückliche barg. Die armen Wichte unter den Adamskindern, welche Wunsch und Hoffnung täuscht, öffnen sich unter solchen Umständen den Weg dahin durch Strick und Dolch, durch Blei und Gift, durch Darrsucht und Bluthusten, oder sonst auf eine unbequeme Art. Aber die Geister bedürfen all der Umständlichkeiten nicht, und genießen überdies des Vortheils, daß sie nach Belieben in die Oberwelt zurückkehren können, wenn sie ausgetrotzt, oder ihre Leidenschaft ausgetobt haben; wohingegen den Sterblichen der Weg zur Rückkehr auf ewig verschlossen ist. Der unmuthsvolle Gnome verließ die Oberwelt mit dem Entschluß, nie

wieder das Tageslicht zu schauen: doch die wohlthätige Zeit verwischte nach und nach die Eindrücke seines Grams; gleichwohl erforderte es einen Zeitraum von neunhundert neunundneunzig Jahren, ehe die alte Wunde ausheilte. Endlich, da ihn die Beschwerde der Langeweile drückte, und er einstmals sehr übel aufgeräumt war, brachte sein Hofschalksnarr in der Unterwelt, ein drolliger Kobold, eine Lustparthie auf's Riesengebirge in Vorschlag, welches Seiner Herrlichkeit zu gefallen nicht ermangelte. Es brauchte nicht mehr, als den Zeitblick einer Minute, so war die weite Reise vollendet, und er befand sich mitten auf dem großen Rasenplatze seines ehemaligen Lustgartens, dem er nebst dem übrigen Zubehör die vorige Gestalt gab; doch blieb Alles für menschliche Augen verborgen: die Wanderer, die über's Gebirge zogen, sahen nichts als eine fürchterliche Wildniß. Der Anblick dieser Gegenstände, die er in der ehemaligen Zeit nur in einem rosenfarbenen Lichte schimmern sah, erneuerte alle Gedanken an die verjährte Leidenschaft, und ihm dünkte, die Geschichte mit der schönen Emma sei erst seit ehegestern vorgefallen, ihr Bild schwebte ihm noch so deutlich vor, als stünde sie neben ihm. Aber die Erinnerung, wie sie ihn überlistet und hintergangen hatte, machte seinen Groll gegen die ganze Menschheit wieder rege. Unseliges Erdengewürm, rief er aus, indem er aufschaute, und vom hohen Gebirge die Thürme der Kirchen und Klöster in Städten und Flecken erblickte, du treibst, sehe ich, dein Wesen noch immer unten im Thale. Hast mich baß geäfft durch Tücke und Ränke, sollst mir nun büßen; will dich auch hetzen und wohl plagen, daß dir soll bange werden vor dem Treiben des Geistes im Gebirge.

Kaum hatte er dies Wort gesagt, so vernahm er aus der Ferne Menschenstimmen. Drei junge Gesellen wanderten durch's Gebirge, und der keckste unter ihnen rief ohne Unterlaß: Rübezahl, komm herab! Rübezahl, Mädchendieb! Von undenklichen Jahren her hatte die Lästerchronik die Geschichte des Berggeistes in mündlichen Ueberlieferungen getreulich aufbewahrt, sie wie gewöhnlich mit lügenhaften Zusätzen vermehrt, und jeder Reisende, der das Riesengebirge betrat, unterhielt sich mit seinem Gefährten von den Abenteuern desselben. Man trug sich mit unzähligen Spukhistörchen, die sich niemals begeben hatten, machte damit zaghafte Wanderer zu fürchten, und die starken Geister, die am hellen Tage und in zahlreicher Gesellschaft keine Gespenster glauben und sich darüber lustig machen, pflegten aus Uebermuth, oder um ihre Herzhaftigkeit zu beweisen, den Geist oft zu citiren, aus Schäckerei bei seinem Ekelnamen zu rufen, und auf ihn zu schimpfen. Man hatte nie gehört, daß dergleichen Beleidigungen von dem friedsamen Berggeiste wären gerügt worden, denn in den Tiefen des Abgrundes erfuhr er von diesem muthwilligen Hohn kein Wort. Desto mehr

war er betroffen. Wie der Sturmwind raste er durch den düstern Fichtenwald, und war schon im Begriff, den armen Tropf, der sich ohne böse Absicht über ihn lustig gemacht hatte, zu erdrosseln, als er in dem Augenblicke bedachte, daß eine so fürchterliche Rache großes Geschrei im Lande erregen, alle Wanderer aus dem Gebirge wegbannen und ihm die Gelegenheit rauben würde, sein Spiel mit den Menschen zu treiben. Darum ließ er ihn nebst seinen Gesellen geruhig die Straße ziehen, mit dem Vorbehalt, seinen verübten Muthwillen ihm doch nicht ganz ungerochen hingehen zu lassen.

Auf dem nächsten Scheidewege trennte sich der Hohnsprecher von seinen beiden Kameraden, und gelangte dießmal mit heiler Haut in Hirschberg, seiner Heimath, an. Aber der unsichtbare Geleitsmann war ihm bis zur Herberge gefolgt, um ihn zu gelegener Zeit dort zu finden. Jetzt trat er seinen Rückweg in's Gebirge an, und sann auf Mittel, sich zu rächen. Von ungefähr begegnete ihm auf der Landstraße ein reicher Israelit, der nach Hirschberg wollte; da kam ihm in den Sinn, diesen zum Werkzeug seiner Rache zu gebrauchen. Also gesellte er sich zu ihm in Gestalt des losen Gesellen, der ihn gefoppt hatte, und kosete freundlich mit ihm, führte ihn unvermerkt seitab von der Straße, und da sie in's Gebüsche kamen, fiel er dem Juden mörderisch in den Bart, zausete ihn weidlich, riß ihn zu Boden, knebelte ihn und raubte ihm seinen Seckel, worin er viel Geld und Geschmeide trug. Nachdem er ihn mit Faustschlägen und Fußtritten zum Abschied noch gar übel tractirt hatte, ging er davon und ließ den armen geplünderten Juden halbtodt im Busche liegen.

Als sich der Israelit von seinem Schrecken erholet hatte, und wieder Leben in ihm war, fing er an zu wimmern und laut um Hülfe zu rufen, denn er fürchtete in der grausenvollen Einöde zu verschmachten. Da trat ein feiner, ehrbarer Mann zu ihm, dem Ansehen nach ein Bürger aus einer der umliegenden Städte, fragte, warum er also jammere, und, als er ihn geknebelt fand, lösete er ihm die Bande von Händen und Füßen und leistete ihm alles das, was der barmherzige Samariter im Evangelium dem Manne that, der unter die Mörder gefallen war. Nachher labte er ihn mit einem herrlichen Schluck Kordialwasser, das er bei sich trug, führte ihn wieder auf die Landstraße und geleitete ihn freundlich, wie der Engel Raphael den jungen Tobias, bis er ihn brachte gen Hirschberg an die Thür der Herberge, dort reichte er ihm einen Zehrpfennig und schied von ihm. Wie erstaunte der Jud, da er beim Eintritt in den Krug seinen Räuber am Zechtisch erblickte, so frei und unbefangen, als ein Mensch sein kann, der sich keiner Uebelthat bewußt ist. Er saß hinter einem Schoppen Landwein, trieb Scherz und gute Schwänke mit

andern lustigen Zechbrüdern, und neben ihm lag der nämliche Watsack, in welchen er den geraubten Seckel geborgen hatte. Der bestürzte Jude wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, schlich sich in seinen Winkel und ging mit sich selbst zu Rathe, wie er wieder zu seinem Eigenthume gelangen möchte. Es schien ihm unmöglich, sich in der Person geirrt zu haben, darum drehete er unbemerkt sich zur Thür hinaus, ging zum Richter und brachte seinen Diebesgruß an.

Die Hirschberger Justiz stand damals in dem Rufe, daß sie schnell und thätig sei, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, wenn's was einzunehmen gab; wo sie aber unentgeldlich ihrer Pflicht Genüge leisten mußte, ging sie, wie anderwärts, ihren Schneckengang. Der erfahrene Israelit war mit dem gewöhnlichen Gange derselben schon bekannt und verwies den unentschlossenen Richter, der lange zögerte, die Anzeige niederzuschreiben, auf das blendende Corpus delicti; und diese güldene Hoffnung unterließ nicht, einen Verhaftungsbefehl auszuwirken. Häscher bewaffneten sich mit Spießen und Stangen, umringten das Schenkhaus, griffen den unschuldigen Verbrecher und führten ihn vor die Schranken der Rathsstube, wo sich die weisen Väter indeß versammelt hatten. Wer bist du? frug der ernste Stadtrichter, als der Inquisit hereintrat, und von wannen kommst du? Er antwortete freimüthig und unerschrocken: Ich bin ein ehrlicher Schneider meines Handwerls, Benedix genannt, komme von Liebenau und stehe hier in Arbeit bei meinem Meister.

Hast du nicht diesen Juden im Walde mörderisch überfallen, übel geschlagen, gebunden und seines Seckels beraubt?

Ich habe diesen Juden nie mit Augen gesehen, hab' ihn auch weder geschlagen, noch gebunden und seines Seckels beraubt. Ich bin ein ehrlicher Zünftler und kein Straßenräuber.

Womit kannst du deine Ehrlichkeit beweisen?

Mit meiner Kundschaft und dem Zeugniß meines guten Gewissens.

Weis' auf deine Kundschaft.

Benedix öffnete getrost den Watsack, denn er wußte wohl, daß er nichts als sein wohlerworbenes Eigenthum darin verwahrte. Doch wie er ihn ausleerte, siehe da! da klingelt's unter dem herausstürzenden Plunder wie Gold. Die Häscher griffen hurtig zu, störten den Kram aus einander, und zogen den schweren Seckel hervor, welchen der erfreute Jud alsbald als sein Eigenthum, das Corpus delicti, reklamirte. Der Wicht stand da, wie vom Donner gerührt, wollte vor Schrecken umsinken, ward bleich um die Nase, die Lippen bebten, die Kniee wankten, er verstummte und sprach kein Wort. Des Richters Stirn verfinsterte sich, und eine drohende Geberde weissagte einen strengen Bescheid.

Wie nun, Bösewicht! donnerte der Stadtvogt, erfrechst du dich noch, den Raub zu läugnen?

Erbarmen, gestrenger Herr Richter! winselte der Arme auf den Knieen, mit aufgehobenen Händen. Alle Heiligen rufe ich zum Zeugen an, daß ich unschuldig bin an dem Raube, weiß nicht, wie des Juden Seckel in meinen Watsack gekommen ist, Gott weiß es.

Du bist überwiesen, redete der Richter fort, der Seckel zeihet dich genugsam des Verbrechens, thue Gott und der Obrigkeit die Ehre und bekenne freiwillig, ehe der Peiniger kommt, dir das Geständniß der Wahrheit abzufoltern.

Der geängstigte Benedix konnte nichts als auf seine Unschuld bestehen; aber er predigte tauben Ohren: man hielt ihn für einen hartnäckigen Gaudieb, der sich nur aus der Halsschlinge herauslügen wollte. Meister Hämmerling, der fürchterliche Wahrheitsforscher, wurde herbeigerufen, um durch die stählernen Argumente seiner Beredtsamkeit ihn zu vermögen, Gott und der Obrigkeit die Ehre anzuthun, sich um den Hals zu bekennen. Jetzt verließ den armen Wicht die standhafte Freudigkeit seines guten Gewissens, er bebte zurück vor den Qualen, die seiner warteten. Da der Peiniger im Begriff war, ihm die Daumenstöcke anzulegen, bedachte er, daß diese Operation ihn untüchtig machen würde, jemals wieder mit Ehren die Nadel zu führen, und ehe er wollte ein verdorbener Kerl bleiben sein Lebelang, meinte er, sei es besser, der Marter mit einem Mal abzukommen, und gestand das Bubenstück ein, davon sein Herz nichts wußte. Der Kriminalproceß wurde hierauf kurz abgethan, der Inquisit, ohne daß sich das Gericht theilte, von Richter und Schöppen zum Strange verurtheilt, welcher Rechtsspruch, zu Pflegung prompter Justiz und zu Ersparung der Atzungskosten, gleich Tags darauf bei frühem Morgen vollzogen werden sollte.

Alle Zuschauer, welche das hochnothpeinliche Halsgericht herbeigelockt hatte, fanden das Urtheil des wohlweisen Magistrats gerecht und billig; doch keiner rief den Richtern lautern Beifall zu, als der barmherzige Samariter, der sich mit in die Kriminalstube eingedrängt hatte und nicht satt werden konnte, die Gerechtigkeitsliebe der Herren von Hirschberg zu erheben; und in der That hatte auch Niemand nähern Antheil an der Sache, als eben dieser Menschenfreund, der mit unsichtbarer Hand des Juden Seckel in des Schneiders Watsack verborgen hatte, und kein anderer als Rübezahl selbst war. Schon am frühen Morgen lauerte er am Hochgericht in Rabengestalt auf den Leichenzug, der das Opfer seiner Rache dahin begleiten sollte, und es regte sich bereits in ihm der Rabenappetit, dem neuen Ankömmling die Augen auszuhacken; aber dies Mal

harrte er vergebens. Ein frommer Ordensbruder, der von dem Werthe der Bekehrungen auf dem Rabensteine das Beste glaubte, bat das Kriminalgericht um einen dreitägigen Aufschub, den er dem frommen Magistrat nicht ohne große Mühe und nur unter Androhung des Kirchenbannes endlich abzwang. Als Rübezahl davon hörte, flog er in's Gebirge, den Executionstermin daselbst zu erwarten.

In diesem Zwischenraume durchstrich er nach Gewohnheit die Wälder, und erblickte auf dieser Streiferei eine junge Dirne, die sich unter einem schattenreichen Baume gelagert hatte. Ihr Haupt sank schwermüthig auf die Brust herab, und sie unterstützte solches mit einem schwanenweißen Arm; ihre Kleidung war nicht kostbar, aber reinlich, und der Zuschnitt daran bürgerlich. Von Zeit zu Zeit verwischte sie mit der Hand eine herabrollende Thräne von den Wangen, und stöhnende Seufzer quollen aus der Brust hervor. Schon ehemals hatte der Gnome die mächtigen Eindrücke jungfräulicher Zähren empfunden; auch jetzt war er so gerührt davon, daß er von dem Gesetz, welches er sich auferlegt hatte, alle Adamskinder, die durch's Gebirge ziehen würden, zu tücken und zu quälen, die erste Ausnahme machte, die Empfindung des Mitleidens sogar als ein wohlthuend Gefühl erkannte, und Verlangen trug, die Schöne zu trösten. Er gestaltete sich wieder als ein reputirlicher Bürger, trat die junge Dirne freundlich an und sprach: Mägdlein, warum trauerst du hier in der Wüste so einsam? Verhehle mir nicht deinen Kummer, daß ich zusehe, wie dir zu helfen stehe.

Die Dirne, die ganz in Schwermuth versenkt war, schreckte auf, da sie diese Stimme hörte, und erhob ihr Haupt. Zwei helle Thränen glänzten in ihren blauen Augen wie Karfunkeln, und das holde jungfräuliche Antlitz war mit dem Ausdruck banger Schmerzensgefühle übergossen. Da sie den ehrsamen Mann vor sich stehen sah, öffnete sie den Purpurmund und sprach: Was kümmert Euch mein Schmerz, guter Mann, sintemal mir nicht zu helfen stehet: ich bin eine Unglückliche, eine Mörderin, habe den Mann meines Herzens gemordet, und will abbüßen meine Schuld mit Jammer und Thränen, bis mir der Tod das Herz zerbricht.

Der ehrbare Mann staunte. Du eine Mörderin? rief er, bei diesem himmlischen Gesicht trügst du die Hölle im Herzen? Unmöglich! — Zwar die Menschen sind aller Ränke und Bosheit fähig, das weiß ich; gleichwohl ist mir's hier ein Räthsel.

So will ich's Euch lösen, erwiderte die trübsinnige Jungfrau, wenn Ihr es zu wissen begehrt.

Er sprach: Sag' an!

Ich hatte einen Gespielen von Jugend an, den Sohn einer tugendsamen Wittib, meiner Nachbarin, der mich zu seiner Braut erkor, als er heranwuchs. Er war so lieb und gut, so treu und bieder, liebte so standhaft und herzig, daß ich ihm ewige Treue gelobte. — Ach, das Herz des lieben Jungen habe ich Natter vergiftet, hab' ihn der Tugendlehren seiner frommen Mutter vergessen gemacht, und ihn zu einer Uebelthat verleitet, wofür er das Leben verwirkt hat!

Der Gnome rief: Du?

Ja, Herr, sprach sie, ich bin seine Mörderin, hab' ihn gereizt, einen Straßenraub zu thun und einen schelmischen Juden zu plündern; da haben ihn die Herren von Hirschberg gegriffen, Halsgericht über ihn gehegt, und, o Herzeleid! morgen wird er abgethan.

Und was hast du verschuldet? frug verwundert Rübezahl.

Ja, Herr! Ich hab's auf meinem Gewissen das junge Blut.

Wie das?

Er zog auf die Wanderschaft über's Gebirge, und als er beim Abschied an meinem Halse hing, sprach er: Fein Liebchen, bleib' mir treu. Wenn der Apfelbaum zum dritten Male blühet und die Schwalbe zum Neste trägt, kehr' ich von der Wanderschaft zurück, dich heimzuholen als mein junges Weib: und das gelobte ich ihm zu werden durch einen theuren Eid. Nun blühete der Apfelbaum zum dritten Mal, und die Schwalbe nistete, da kam Benedix wieder, erinnerte mich meiner Zusage und wollte mich zur Trauung führen. Ich aber neckt' und höhnt' ihn, wie die Mädchen oft den Freiern thun, und sprach: Dein Weib kann ich nicht werden, denn du hast weder Herd noch Obdach. Schaff' dir erst blanke Batzen an, dann frage wieder zu. Der arme Junge wurde durch diese Rede sehr betrübt. Ach, Klärchen! seufzte er tief, mit einer Thräne im Auge, steht dir dein Sinn nach Geld und Gut, so bist du nicht das biedre Mädchen mehr, das du vormals warest! Schlugst du nicht ein in diese Hand, da du mir deine Treue schwurest? Und was hatte ich mehr als diese Hand, dich einst damit zu nähren? Woher dein Stolz und spröder Sinn? Ach Klärchen, ich verstehe dich; ein reicher Mann hat mir dein Herz entwendet; lohnst du mir also, Ungetreue? Drei Jahre habe ich also mit Sehnsucht und Harren traurig verlebt, habe jede Stunde gezählt bis auf diesen Tag, da ich kam, dich heimzuführen. Wie leicht und rasch machte meinen Fuß Hoffnung und Freude, da ich über's Gebirge wandelte, und nun verschmähst du mich! Er bat und flehete, doch ich blieb fest auf meinem Sinn: Mein Herz verschmäht dich nicht, o Benedix! antwortete ich, nur meine Hand versag' ich dir für jetzt; zieh' hin, erwirb' dir Gut und

Geld, und hast du das, so komm, dann will ich dir gern meine Hand am Altare reichen. Wohlan, sprach er mit Unmuth, du willst es so, ich gehe in die Welt, will laufen, will rennen, will betteln, stehlen, schmarozen, sorgen, und eher sollst du mich nicht wieder sehen, bis ich erlange den schnöden Preis, um den ich dich erwerben muß. Leb' wohl, ich fahre hin, Ade! So hab' ich ihn bethört, den armen Benedix; er ging, ergrimmt davon, da verließ ihn sein guter Engel, daß er that, was nicht recht war, und was sein Herz gewiß verabscheute.

Der ehrsame Mann schüttelte den Kopf über die Rede und rief nach einer Pause mit nachdenklicher Miene: Wunderbar! Hierauf wendete er sich zur Dirne: Warum, frug er, erfüllst du aber hier den leeren Wald mit deinen Wehklagen, die dir und deinen Buhlen nicht nützen noch frommen können?

Lieber Herr, fiel sie ihm ein, ich war auf dem Wege nach Hirschberg, da wollte mir der Jammer das Herz abdrücken, darum weilte ich unter diesem Baume.

Und was willst du in Hirschberg thun?

Ich will dem Blutrichter zu Fuße fallen, will mit meinem Klaggeschrei die Stadt erfüllen, und die Töchter der Stadt sollen mir wehklagen helfen, ob das die Herren erbarmen möchte, dem unschuldigen Blut das Leben zu schenken; und so mir's nicht gelingt, meinen Bräutigam dem schmählichen Tode zu entreißen, will ich freudig mit ihm sterben.

Der Geist wurde durch diese Rede so bewegt, daß er von Stund an seiner Rache ganz vergaß und der Trostlosen ihren Freund wiederzugeben beschloß. Trockne ab deine Thränen, sprach er mit theilnehmender Geberde, und laß deinen Kummer schwinden. Ehe die Sonne zu Rüste gehet, soll dein Benedix frank und frei sein. Morgen um das erste Hahnengeschrei sei wach und horchsam, und wenn ein Finger an's Fenster klopft, so thu' auf die Thür zu deinem Kämmerlein; denn es ist Benedix, der davor stehet. Hüte dich, ihn wieder wild zu machen durch deinen spröden Sinn. — Du sollst auch wissen, daß er das Bubenstück nicht begangen hat, dessen du ihn zeihest, und du hast des gleichfalls keine Schuld; denn er hat sich durch deinen Eigensinn zu keiner bösen That reizen lassen.

Die Dirne, verwundert über diese Rede, sah ihm starr und steif in's Gesicht, und weil darin das Fältlein der Schälkelei oder des Trugs sich nicht veroffenbarte, gewann sie Zutrauen, ihre trübe Stirn klärte sich auf, und sie sprach mit froher Zweifelmüthigkeit: Lieber Herr, wenn Ihr mein nicht spottet, und dem also ist wie Ihr saget, so müßt Ihr ein Seher oder der gute Engel meines Buhlen sein, daß Ihr das alles so wisset.

Sein guter Engel? versetzte Rübezahl betroffen, nein, der bin ich wahrlich nicht; aber ich kann's werden, und du sollst's erfahren! Ich bin ein Bürger aus Hirschberg, habe mit zu Rathe gesessen, als der arme Sünder verurtheilt wurde; aber seine Unschuld ist an's Licht gebracht, fürchte nichts für sein Leben. Ich will hin, ihn seiner Banden zu entledigen, denn ich vermag viel in der Stadt. Die Dirne machte sich alsbald auf und gehorchte, obgleich Furcht und Hoffnung in ihrer Seele kämpften.

Der ehrwürdige Pater Graurock hatte sich's die drei Tage des Aufschubs blutsauer werden lassen, den Delinquenten gehörig zu beschicken, um seine arme Seele der Hölle zu entreißen, der sie, seiner Meinung nach, verpfändet war von Jugend auf. Denn der gute Benedix war ein unwissender Laie, der um Nadel und Scheere ungleich bessern Bescheid wußte, als um den Rosenkranz. Den Engelgruß und das Paternoster mengte er stets durcheinander, und vom Credo wußte er keine Sylbe; der eifrige Mönch hatte alle Mühe von der Welt, ihm das letztere zu lehren, und brachte mit dieser Arbeit zwei volle Tage zu. Denn wenn er sich die Formel aufsagen ließ und das Gedächtniß des armen Sünders auch nicht strauchelte, so unterbrach doch oft ein Gedanke an das Irdische und der halblaute Seufzer: ach Klärchen! die ganze Lection, darum es der fromme Bruder zuträglich fand, dem verlornen Schafe die Hölle recht heiß zu machen; und das gelang ihm auch dergestalt, daß der geängstigte Benedix kalten Todesschweiß schwitzte, und zur Freude seines Bekehrers Klärchen rein darüber vergaß. Aber die Vorstellung der angedroheten Martern in der Hölle folterte ihn so unabläßig, daß er nichts als bocksfüßige gehörnte Teufel vor Augen sah, die mit Kärsten und Hacken die Schaaren verdammter Seelen in den ungeheuren Wallfischrachen des höllischen Feuerschlundes hineinlootseten. Diesen qualvollen Zustand seines Seelenpfleglings ließ der eifrige Ordensmann in so weit sich zu Herzen gehen, daß er der Klugheit gemäß erachtete, den Vorhang im Hintergrunde fallen zu lassen, und die gräßliche Teufelsscene zu verbergen. Dagegen hitzte er den Schmelzofen des Fegefeuers nun desto stärker, was für den feuerscheuen Benedix nur ein leidiger Trost war.

Deine Missethat, mein Sohn, ist groß, sprach er, aber verzage darum nicht, die Flammen des Fegefeuers werden dich davon reinigen. Wohl dir, daß du das Verbrechen nicht an einem rechtgläubigen Christen verübt hast; denn da würdest du tausend Jahre in dem siedenden Schwefelpfuhle bis an den Hals versenkt dafür büßen müssen. Weil du aber nur einen Juden geplündert hast, so wird in hundert Jahren deine Seele rein, wie ausgebranntes Silber sein, und ich will so viel Seelenmessen für dich

lesen, daß du nicht tiefer als bis an den Gürtel in der unauslöschlichen Lava waten sollst. Obgleich sich nun Benedix völlig unschuldig wußte, so glaubte er doch so fest an den Binde- und Löseschlüssel seines Beichtigers, daß er auf die Revision seines Prozesses in jener Welt gar nicht rechnete, und in dieser Welt nochmals darauf zu bestehen, schreckte ihn die Furcht vor der Folter ab. Darum legte er sich auf's Bitten, flehte seinen geistlichen Vater um Barmherzigkeit an, und suchte von den Qualen des Fegefeuers so viel abzudingen als möglich, wodurch sich denn der strenge Mönch bewogen fand, ihn endlich nur bis an die Kniee in's Feuerbad zu versenken. Aber dabei hatte es sein Verbleiben; denn aller Klagen ungeachtet ließ er sich weiter keinen Zoll breit abdingen.

Eben verließ der unerbittliche Sündenrüger den Kerker, nachdem er dem trostlosen Delinquenten zum letzten Male gute Nacht gewünscht hatte, als ihm Rübezahl unsichtbarerweise beim Eingange begegnete, noch unentschlossen, wie er sein Vorhaben, den armen Schneider in Freiheit zu setzen, so auszuführen vermöchte, daß den Herren von Hirschberg der Spaß nicht verdorben würde, einen Actus ihrer verjährten Kriminalgerichtsbarkeit auszuüben; denn der Magistrat hatte sich durch die schnelle Gerechtigkeitspflege bei ihm in guten Kredit gesetzt. In dem Augenblick gerieth er auf einen Einfall, der recht nach seinem Sinne war. Er schlich dem Mönche in's Kloster nach, stahl aus der Kleiderkammer ein Ordenskleid, fuhr hinein und begab sich in Gestalt des Bruder Graurocks in's Gefängniß, welches ihm der Kerkermeister ehrerbietig öffnete.

Das Heil deiner Seelen, redete er den Gefangenen an, treibt mich nochmals hierher, da ich dich kaum verlassen habe. Sag an, mein Sohn, was hast du noch auf deinem Herzen und Gewissen, damit ich dich tröste. Ehrwürdiger Vater, antwortete Benedix, mein Gewissen beißt mich nicht; aber euer Fegefeuer bangt und ängstet mich und preßt mir das Herz zusammen, als läg's zwischen den Daumenstöcken. Freund Rübezahl hatte von kirchlichen Lehrmeinungen sehr unvollständige und verworrene Begriffe, daher war ihm die Querfrage: Wie meinst du das? wohl zu verzeihen. Ach, gegenredete Benedix, in dem Feuerpfuhl bis an die Kniee zu waten, Herr, das halt' ich nicht aus! Narr, versetzte Rübezahl, so bleib davon, wenn dir das Bad zu heiß ist. Benedix ward an dieser Rede irre, und sah dem Pfaffen so starr in's Gesicht, daß dieser merkte, er habe irgend eine Unschicklichkeit vorgebracht; darum lenkte er ein: davon ein ander Mal; denkst du auch noch an Klärchen? liebst du sie noch als deine Braut? Und hast du ihr etwas vor deiner Hinfahrt zu sagen, so vertraue es mir. Benedix staunte bei diesem Namen noch mehr; der Gedanke an sie, den er mit großer Gewissenhaftigkeit in seiner Seele zu

erſticken bemüht geweſen war, wurde auf einmal wieder ſo heftig angefacht, beſonders da vom Abſchiedsgruße die Rede war, daß er überlaut anfing zu weinen und zu ſchluchzen, und kein Wort vorzubringen vermögend war. Dieſe herzbrechende Geberdung jammerte den mitleidigen Pfaffen alſo, daß er beſchloß, dem Spiel ein Ende zu machen. Armer Benedix, ſprach er, gib dich zufrieden, und ſei getroſt und unverzagt, du ſollſt nicht ſterben. Ich habe in Erfahruug gebracht, daß du unſchuldig biſt an dem Raube und deine Hand mit keinem Laſter befleckt haſt, darum bin ich kommen, dich aus dem Kerker zu reißen und der Banden zu entledigen. Er zog einen Schlüſſel aus der Taſche; laß ſehen, fuhr er fort, ob er ſchließe. Der Verſuch gelang, der Entfeſſelte ſtand da frank und frei, das Geſchmeide fiel ab von Händen und Füßen. Hierauf wechſelte der gutmüthige Pfaff mit ihm die Kleider und ſprach: Gehe gemachſam wie ein frommer Mönch durch die Schaar der Wächter vor der Thür des Gefängniſſes, und durch die Straßen, bis du der Stadt Weichbild hinter dir haſt; dann ſchürze dich hurtig und ſchreite rüſtig zu, daß du gelangeſt in's Gebirge, und raſte nicht, bis du in Liebenau vor Klärchens Thür ſteheſt; dort klopfe leiſe an, dein Liebchen harret deiner mit ängſtlichem Verlangen.

Der gute Benedix wähnte, das Alles ſei nur ein Traum, rieb ſich die Augen, zwickte ſich in die Arme und Waden, um zu verſuchen, ob er wache oder ſchlafe, und da er inne ward, daß ſich Alles ſo verhalte, fiel er ſeinem Befreier zu Fuße und umfing ſeine Kniee, wollte eine Dankſagung ſtammeln und lag da in ſtummer Freude, denn die Worte verſagten ihm. Der liebreiche Pfaff trieb ihn endlich fort, und reichte ihm noch ein Laib Brod und eine Knackwurſt zur Zehrung auf den Weg. Mit wankendem Kniee ſchritt der Entledigte über die Schwelle des traurigen Kerkers und fürchtete immer erkannt zu werden. Aber ſein ehrwürdiger Rock gab ihm einen ſolchen Wohlgeruch von Frömmigkeit und Tugend, daß die Wächter nichts von Deliquentenſchaft darunter witterten.

Klärchen ſaß indeſſen bänglich einſam in ihrem Kämmerlein, horchte auf jedes Rauſchen des Windes, und ſpähete jeden Fußtritt der Vorübergehenden. Oft dünkte ihr, es rege ſich was am Fenſterladen, oder es klinge der Pfortenring; ſie ſchreckte auf mit Herzklopfen, ſahe durch die Luke, und es war Täuſchung. Schon ſchüttelten die Hähne in der Nachbarſchaft die Flügel, und verkündeten durch ihr Krähen den kommenden Tag; das Glöcklein im Kloſter läutete zur Frühmetten, das ihr wie Todtenruf und Grabesklang tönte; der Wächter ſtieß zum letzten Mal in's Horn und weckte die ſchnarchenden Bäckermägde zu ihrem frühen Tagewerke. Klärchens Lämpchen fing an dunkel zu brennen, weil's ihm an

Oel gebrach, ihre Unruhe mehrte sich mit jedem Augenblick und ließ ihr nicht die herrliche Rose von guter Vorbedeutung bemerken, die an dem glimmenden Dochte brannte. Sie saß auf ihrer Bettlade, weinte bitterlich und erseufzete: Benedix! Benedix! Was für ein bänglicher Tag für dich und mich dämmert jetzt heran! Sie lief an's Fenster, ach! blutroth war der Himmel nach Hirschberg hin, und schwarze Nebelwolken schwebten wie Trauerflor und Leichentücher hin und wieder am Horizonte. Ihre Seele bebte vor diesem ahnungsvollen Anblick zurück, sie sank in dumpfes Hinbrüten, und Todtenstille war um sie her.

Da pocht's dreimal leise an das Fenster, als ob sich's eignete. Ein froher Schauer durchlief ihre Glieder, sie sprang auf, that einen lauten Schrei: denn die Stimme flüsterte durch die Luke: fein Liebchen bist du wach? — Husch war sie an der Thür. — Ach Benedix, bist du's oder ist's dein Geist? Wie sie aber den Bruder Graurock erblickte, sank sie zurück und starb vor Entsetzen hin. Da umschlang sie sanft sein treuer Arm und seine schmeichelnden Worte brachten sie bald wieder in's Leben.

Nachdem die stumme Scene des Erstaunens und die Ergießungen der ersten freudigen Herzensgefühle vorüber waren, erzählte ihr Benedix seine wunderbare Errettung aus dem peinlichen Kerker; doch die Zunge klebte ihm am Gaumen vor großem Durst und Ermattung. Klärchen ging ihm einen Trunk frisch Wasser zu holen, und nachdem er sich damit gelabt hatte, fühlte er Hunger, aber sie hatte nichts zum Imbiß als Salz und Brod. Da gedachte Benedix an seine Knackwurst, zog sie aus der Tasche und wunderte sich baß, daß sie schwerer war, als ein Hufeisen. Er brach sie von einander, siehe! da fielen eitel Goldstücke heraus, worüber Klärchen nicht wenig erschrak, denn sie meinte, das Gold sei eine schändliche Reliquie von dem Raube des Juden, und Benedix sei nicht so unschuldig, als ihn der ehrsame Mann gemacht habe, der ihr im Gebirge erschienen war. Allein der truglose Gesell betheuerte höchlich, daß der fromme Ordensmann ihm diesen verborgenen Schatz vermuthlich als eine Hochzeitsteuer verliehen habe, und sie glaubte seinen Worten. Drauf segneten beide mit dankbarem Herzen dem edelmüthigen Wohlthäter, verließen ihre Vaterstadt und zogen gen Prag, wo Meister Benedix mit Klärchen, seinem Weibe, lange Jahre als ein wohlbehaltener Mann in friedlicher Ehe bei reichem Kindersegen lebte. Die Galgenscheu war so tief bei ihm eingewurzelt, daß er seinen Kunden nie etwas veruntreute, und, wider Natur und Brauch seiner Zunftgenossen, auch nicht den kleinsten Abschnitt in die Hölle warf.

In der frühen Morgenstunde, da Klärchen mit schauervoller Freude

den Finger ihres Bräutigams am Fenster vermerkte, klopfte auch in Hirschberg ein Finger an die Thür des Gefängnisses. Das war der Bruder Graurock, der, von frommem Eifer aufgeweckt, den Anbruch des Tages kaum erwarten konnte, die Bekehrung des armen Sünders zu vollenden und ihn als einen halben Heiligen dem gewaltsamen Arm des Henkers zu überantworten. Rübezahl hatte einmal die Delinquentenrolle übernommen, und war entschlossen sie zur Ehre der Justiz rein auszuspielen. Er schien wohlgefaßt zum Sterben zu sein, und der fromme Mönch freute sich darüber und erkannte diese Standhaftigkeit alsbald für die gesegnete Frucht seiner Arbeit an der Seele des armen Sünders, darum ermangelte er nicht, ihn in dieser Gemüthsverfassung durch seinen geistlichen Zuspruch zu erhalten, und beschloß seinen Sermon mit dem tröstlichen Weihespruch: So viel Menschen du bei deiner Ausführung erblicken wirst, die dich an die Gerichtsstätte geleiten, siehe, so viel Engel stehen schon bereit, deine Seele in Empfang zu nehmen und sie einzuführen in's schöne Paradies. Drauf ließ er ihn der Fessel entledigen, wollte ihn Beicht hören und dann absolviren; doch fiel ihm ein, vorher noch die gestrige Lektion zu rekapituliren, damit der arme Sünder unterm Galgen, im geschlossenen Kreise, sein Glaubensbekenntniß frei und ohne Anstoß zur Erbauung der Zuschauer hersagen möchte. Aber wie erschrak der Ordensmann, da er inne ward, daß der ungelehrige Delinquent sein Credo die Nacht über völlig ausgeschwitzt hatte! Der fromme Mönch war völlig der Meinung, der Satanas sei hier im Spiel, und wolle dem Himmel die gewonnene Seele entreißen, darum fing er kräftig an zu exorcisiren; aber der Teufel wollte sich nicht austreiben und das Credo nicht in des Malefikanten Kopf hineinzwingen lassen.

Die Zeit war darüber verlaufen; das peinliche Gericht hielt dafür, daß es nun an der Stunde sei den Leib zu tödten, und kümmerte sich nicht weiter um den Seelenzustand seines Schlachtopfers. Ohne der Exekution länger Aufschub zu gestatten, wurde der Stab gebrochen, und obwohl Rübezahl als ein verstockter Sünder ausgeführt wurde, so unterwarf er sich doch allen übrigen Formalitäten der Hinrichtung ganz willig. Wie er von der Leiter gestoßen wurde, zappelte er am Strange nach Herzenslust und trieb das Spiel so arg, daß dem Henker dabei übel zu Muthe ward; denn es erhob sich ein plötzliches Getöse im Volk und einige schrieen, man solle den Hangmann steinigen, weil er den armen Sünder über Gebühr martere. Um also Unglück zu verhüten, streckte sich Rübezahl lang aus und stellte sich an, als sei er todt. Da sich aber das Volk verlaufen hatte, und nachher einige Leute in der Gegend des Hochgerichts hin und herwandelten, aus Vorwitz hinzutraten und den Leichnam be-

schauen wollten, fing der Scherztreiber am Galgen sein Spiel von neuem an, und erschreckte die Beschauer durch fürchterliche Grimassen. Daher lief gegen Abendzeit in der Stadt ein Gerücht um, der Gehangene könne nicht ersterben und tanze noch immer am Hochgericht, welches den Senat bewog, des Morgens in aller Frühe durch einige Deputirte die Sache genau untersuchen zu lassen. Wie sie nun dahin kamen, fanden sie nichts als ein Wischlein Stroh am Galgen mit alten Lumpfen bedeckt, als man pflegt, in die Erbsen zu stellen, um die genäschigen Spatzen damit zu scheuchen. Worüber sich die Herren von Hirschberg baß wunderten, ließen in aller Stille den Strohmann abnehmen und breiteten aus, der große Wind habe zur Nachtzeit den leichten Schneider vom Galgen über die Grenze gewehet.

Dritte Legende.

Nicht immer war Rübezahl bei der Laune, denen, die er durch seine Neckereien in Schaden und Nachtheil gebracht hatte, einen so edelmüthigen Ersatz zu geben; oft machte er nur den Plagegeist aus boshafter Schadenfreude, und kümmerte sich wenig darum, ob er einen Schurken oder Biedermann foppte. Oft gesellte er sich zu einem einsamen Wanderer als Geleitsmann, führte unvermerkt den Fremdling irre, ließ ihn an dem Absturz einer Bergzinne oder in einem Sumpfe stehen, und verschwand mit höhnendem Gelächter. Zuweilen erschreckte er die furchtsamen Marktweiber durch abenteuerliche Gestalten wildfremder chimärischer Thiere. Oft lähmte er den Reisigen das Roß, daß es nicht von der Stelle konnte, zerbrach den Fuhrleuten ein Rad oder eine Achse am Wagen, oder ließ vor ihren Augen ein abgerissenes Felsenstück in einen Hohlweg hinabrollen, das sie mit unendlicher Mühe auf die Seite räumen mußten, um sich freie Bahn zu machen. Oft hielt eine unsichtbare Kraft einen ledigen Wagen, daß sechs rasche Pferde ihn nicht fortzuziehen vermochten; und ließ der Fuhrmann merken, daß er eine Neckerei von Rübezahl wähne, oder brach er aus Unwillen in Schimpfreden gegen den Berggeist aus, so hatte er ein Hornissen-Heer, das die Pferde wüthend machte, einen Steinhagel, oder eine reichhaltige Bastonade von unsichtbarer Hand zu gewarten.

Mit einem alten Schäfer, der ein gerader treuherziger Mann war, hatte Rübezahl Bekanntschaft gemacht, und sogar eine Art von vertraulicher Freundschaft errichtet. Er gestattete ihm, mit der Heerde bis an die Hecken seiner Gärten zu treiben, was ein anderer nicht hätte waghalsen

dürfen. Der Geist hörte dem Graukopf bisweilen mit Vergnügen zu, wenn ihm dieser seinen unbedeutenden Lebenslauf erzählte. Demungeachtet versah's der Alte doch einmal. Da er eines Tages nach Gewohnheit seine Heerde in des Gnomen Gehege trieb, brachen einige Schafe durch die Hecken und weideten auf den Grasplätzen des Gartens; darüber ergrimmte Freund Rübezahl dergestalt, daß er alsbald ein panisches Schrecken auf die Heerde fallen ließ, und sie im wilden Getümmel den Berg hinabscheuchte, wodurch sie größtentheils verunglückten, und der Nahrungsstand des alten Schäfers in solchen Verfall kam, daß er sich darüber zu Tode grämte.

Ein Arzt aus Schmiedeberg, der auf dem Riesengebirge zu botanisiren pflegte, genoß gleichfalls zuweilen die Ehre, mit seiner prahlerischen Gesprächigkeit den Gnomen unbekannterweise zu unterhalten, der bald als Holzhauer, bald als Reisender sich zu ihm fand, und dem schmiedeberger Aesculap seine Wunderkuren mit Vergnügen sich vordociren ließ. Er war zu Zeiten so gefällig, das schwere Kräuterbündel ihm ein gut Stück Weges nachzutragen, und ihm manche noch unbekannte Heilkräfte derselben kund zu machen. Der Arzt, der sich in der Kräuterkunde weiser dünkte als ein Holzhauer, empfand einst diese Belehrung übel und sprach mit Unwillen: der Schuster soll bei seinem Leisten bleiben, und der Holzhauer soll den Arzt nicht lehren. Weil du aber der Kräuter und Pflanzen kundig bist, vom Isop an, der auf der Mauer wächst, bis auf die Ceder zu Libanon, so sag' mir doch, du weiser Salomon, was war eher, die Eichel oder der Eichbaum? Der Geist antwortete: doch wohl der Baum, denn die Frucht kommt vom Baume. Narr, sprach der Arzt, wo kam denn der erste Baum her, wenn er nicht aus dem Samen sproßte, der in der Frucht verschlossen liegt? Der Holzhauer erwiederte: das ist, seh' ich, eine Meisterfrage, die mir schier zu hoch ist. Aber ich will euch auch eine Frage vorlegen: wem gehört dieser Erdengrund zu, darauf wir stehen, dem Könige von Böhmen oder dem Herrn vom Berge? (so nannten die Nachbarn den Berggeist, nachdem sie waren gewitziget worden, daß der Name Rübezahl im Gebirge conterband war und nur Stöße und blaue Male einbrachte.) Der Arzt bedachte sich nicht lange: Ich vermeine, dieser Grund und Boden gehöre meinem Herrn, dem König von Böhmen, zu; denn Rübezahl ist nur ein Hirngespinnste, ein Nonens oder Popanz, die Kinder damit fürchten zu machen. Kaum war das Wort aus seinem Munde, so verwandelte sich der Holzhauer in einen scheußlichen Riesen mit feuerfunkelnden Augen und wüthiger Geberde, schnautzte den Arzt grimmig an, und sprach mit rauher Stimme: Hier ist Rübezahl, der dich nonensen wird, daß dir sollen die Rippen krachen; er-

wischt ihn drauf beim Kragen, stieß ihn gegen die Bäume und Felsenwände, riß und warf ihn hin und her, wie der Teufel dem Doctor Faust in der Komödie thät, schlug ihm letztlich ein Auge aus und ließ ihn für todt auf dem Platze liegen, so daß sich der Arzt nachher hoch vermaß, nie wieder in's Gebirge botanisiren zu gehen.

So leicht war's, Rübezahls Freundschaft zu verscherzen; doch eben so leicht war's auch, sie zu gewinnen. Einem Bauer in der Amtspflege Reichenberg hatte ein böser Nachbar sein Hab und Gut abgerechtet, und nachdem sich die Justiz seiner letzten Kuh bemächtiget hatte, blieb ihm nichts übrig als ein abgehärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder, davon er gern den Gerichten die Hälfte für sein letztes Stückchen Vieh verpfändet hätte. Zwar gehörten ihm noch ein Paar rüstige gesunde Arme zu, aber sie waren nicht hinreichend, sich und die Seinigen davon zu ernähren. Es schnitt ihm durch's Herz, wenn die jungen Raben nach Brod schrieen, und er nichts hatte, ihren quälenden Hunger zu stillen. Mit hundert Thalern, sprach er zu dem kummervollen Weibe, wär' uns geholfen, unsern zerfallenen Haushalt wieder einzurichten, und fern von dem streitsüchtigen Nachbar ein neues Eigenthum zu gewinnen. Du hast reiche Vettern jenseit des Gebirges, ich will hin und ihnen unsere Noth klagen; vielleicht daß sich einer erbarmet und aus gutem Herzen von seinem Ueberfluß uns auf Zinsen leiht, so viel wir bedürfen.

Das niedergedrückte Weib willigte mit schwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs in diesen Vorschlag, weil sie keinen bessern wußte. Der Mann gürtete frühe seine Lenden, und indem er Weib und Kinder verließ, sprach er ihnen Trost ein: Weinet nicht! Mein Herz sagt es mir, ich werde einen Wohlthäter finden, der uns förderlicher sein wird, als die vierzehn Nothhelfer, zu welchen ich so oft vergeblich gewallfahrtet bin. Hierauf steckte er eine harte Brodrinde zur Zehrung in die Tasche und ging davon. Müde und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, gelangte er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollte ihn kennen, keiner wollte ihn herbergen. Mit heißen Thränen klagt' er ihnen sein Elend; aber die hartherzigen Filze achteteten nicht darauf, sondern kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprichwörtern. Einer sprach: Junges Blut, spar' dein Gut; der Andere: Hoffahrt kommt vor dem Fall, der Dritte: Wie du's treibst, so geht's, der Vierte: Jeder ist seines Glückes Schmied. So höhnten und spotteten sie seiner, nannten ihn einen Prasser und Faulenzer, und endlich stießen sie ihn gar zur Thür hinaus. Einer solchen Aufnahme hatte sich der arme Vetter zu der reichen Sippschaft seines Weibes nicht versehen; stumm und traurig schlich er von dannen, und weil er

nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuschober im Felde übernachten. Hier wartete er schlaflos des zögernden Tages, um sich auf den Heimweg zu begeben.

Da er nun wieder in's Gebirge kam, übernahm ihn Harm und Bekümmerniß so sehr, daß er der Verzweiflung nahe war. Zwei Tage Arbeitslohn verloren, dacht' er bei sich selber, matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne Trost, ohne Hoffnung! wenn du nun heimkehrest und die sechs armen Würmer dir entgegenschmachten, ihre Hände aufheben, von dir Labsal zu begehren, und du für einen Bissen Brod ihnen einen Stein bieten mußt, Vaterherz! Vaterherz! wie kannst du's tragen! Brich entzwei, armes Herz, eh' du diesen Jammer fühlest! Hierauf warf er sich unter einen Schlehenbusch, seinen schwermüthigen Gedanken nachzuhangen.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anstrengt, ein Rettungsmittel auszukundschaften, jede Hirnfaser auf- und niederläuft, alle Winkel der Phantasie durchspähet, Schutz oder Frist für den hereinbrechenden Untergang zu suchen; gleich einem Bootsmann, der sein Schiff sinken sieht, schnell die Strickleiter hinaufrennt, sich in den Mastkorb zu bergen, oder wenn er unter Verdeck ist, aus der Luke springt, in der Hoffnung, ein Brett oder eine ledige Tonne zu erhaschen, um sich über Wasser zu halten; so verfiel unter tausend nichtigen Anschlägen und Einfällen der trostlose Veit auf den Gedanken, sich an den Geist des Gebirges in seinem Anliegen zu wenden. Er hatte viel abenteuerliche Geschichten von ihm gehört, wie er die Reisenden getrillt und gehudelt, ihnen manchen Tort und Dampf angethan, doch auch mitunter Gutes erwiesen habe. Es war ihm nicht unbekannt, daß er sich bei seinem Spottnamen nicht ungestraft rufen lasse, dennoch wußte er ihm auf keine andere Weise beizukommen; also wagt' er's auf eine Prügelei, und rief so sehr er konnte: Rübezahl! Rübezahl!

Auf diesen Ruf erschien alsbald eine Gestalt gleich einem rußigen Köhler mit einem fuchsrothen Bart, der bis an den Gürtel reichte, feurigen, stieren Augen, und mit einer Schürstange bewaffnet, gleich einem Weberbaum, die er mit Grimm erhob, den frechen Spötter zu erschlagen. Mit Gunst, Herr Rübezahl, sprach Veit ganz unerschrocken, verzeiht, wenn ich Euch nicht recht titulire, hört mich nur an, dann thut was Euch gefällt. Diese dreiste Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Muthwillen noch Vorwitz deutete, besänftigten den Zorn des Geistes in etwas: Erdenwurm, sprach er, was treibt dich, mich zu beunruhigen? Weißt du auch, daß du mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen mußt? Herr, antwortete Veit, die Noth treibt

mich zu Euch, und ich habe eine Bitte, die Ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr sollt mir hundert Thaler leihen, ich zahl' sie mit landüblichen Zinsen in drei Jahren wieder, so wahr ich ehrlich bin! Thor, sprach der Geist, bin ich ein Wucherer oder ein Jude, der auf Zinsen leiht? Geh hin zu deinen Menschenbrüdern und borge da so viel dir noth thut, mich aber laß in Ruh. Ach! erwiederte Veit, mit der Menschenbrüderschaft ist's aus! Auf mein und dein gilt keine Brüderschaft. Hierauf erzählte er ihm seine Geschichte nach der Länge und schilderte ihm sein drückendes Elend so rührend, daß ihm der Gnome seine Bitte nicht versagen konnte; und wenn der arme Tropf auch weniger Mitleid verdient hätte, so schien doch dem Geist das Unterfangen, von ihm ein Kapital zu leihen, so neu und sonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren. Komm, folge mir, sprach er, und führte ihn darauf waldeinwärts, in ein abgelegenes Thal zu einem schroffen Felsen, dessen Fuß ein dichter Busch bedeckte.

Nachdem sich Veit nebst seinem Begleiter mit Mühe durch's Gesträuche gearbeitet hatte, gelangten sie zum Eingang einer finsteren Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zu Muthe, da er so im Dunkeln tappen mußte; es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab, und seine Haare sträubten sich empor. Rübezahl hat schon Manchen betrogen, dacht' er, wer weiß, was für ein Abgrund mir vor den Füßen liegt, in welchen ich beim nächsten Schritte hinabstürze; dabei hörte er ein fürchterliches Brausen als eines Tagwassers, das sich in den tiefen Schacht ergoß. Je weiter er fortschritt, je mehr engten ihm Furcht und Grausen das Herz ein. Doch bald sah er zu seinem Troste in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen, das Berggewölbe erweiterte sich zu einem großen Saale, das Flämmchen brannte helle und schwebte als ein Hangeleuchter in der Mitte der Felsenhalle. Auf dem Pflaster derselben fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, mit eitel harten Thalern bis an den Rand gefüllt. Da Veit den Geldschatz erblickte, schwand alle seine Furcht dahin und das Herz hüpfte ihm vor Freuden. Nimm, sprach der Geist, was du bedarfst, es sei wenig oder viel, nur stelle mir einen Schuldbrief aus, wofern du der Schreiberei kundig bist. Der arme Veit bejahete das, und zählte sich gewissenhaft die hundert Thaler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geist schien auf das Zählungsgeschäft gar nicht zu achten, drehete sich weg und suchte indeß seine Schreibmaterialien hervor. Veit schrieb den Schuldbrief so bündig als ihm möglich war; der Gnome schloß solchen in einen eisernen Schatzkasten und sagte zum Valet: Zieh hin, mein Freund, und nütze dein Geld mit arbeitsamer Hand. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner bist und merke

dir den Eingang in das Thal und diese Felsenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verflossen ist, zahlst du mir Kapital und Zins zurück; ich bin ein strenger Gläubiger, hältst du nicht ein, so fordere ich es mit Ungestüm. Der ehrliche Veit versprach auf den Tag gute Zahlung zu leisten, versprach's mit seiner biedern Hand, doch ohne Schwur; verpfändete nicht seine Seele und Seeligkeit, wie lose Bezahler zu thun pflegen, und schied mit dankbarem Herzen von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Thaler wirkten bei ihm so mächtig auf Seele und Leib, daß ihm nicht anders zu Muthe war, wie er das Tageslicht wieder erblickte, als ob er Balsam des Lebens in der Felsenkluft eingesogen habe. Freudig und gestärkt an allen Gliedern schritt er nun seiner Wohnung zu, und trat in die elende Hütte, indem sich der Tag zu neigen begann. Sobald ihn die abgezehrten Kinder erblickten, schrieen sie ihm einmüthig entgegen: Brod, Vater, einen Bissen Brod! hast uns lange darben lassen. Das abgehärmte Weib saß in einem Winkel und weinte, fürchtete nach der Denkungsart der Kleinmüthigen das Schlimmste, und vermuthete, daß der Ankömmling eine traurige Litanei anstimmen werde. Er aber bot ihr freundlich die Hand, hieß sie Feuer anschüren auf dem Heerde; denn er trug Grütze und Hirsen aus Reichenberg im Zwergsack, davon die Hausmutter einen steifen Brei kochen mußte, daß der Löffel innen stand. Nachher gab er ihr Bericht von dem guten Erfolg seines Geschäftes. Deine Vettern, sprach er, sind gar rechtliche Leute, sie haben mir nicht meine Armuth vorgerückt, haben mich nicht verkannt, oder mich schimpflich vor der Thür abgewiesen; sondern mich freundlich beherberget, Herz und Hand mir eröffnet, und hundert baare Thaler vorschußweise auf den Tisch gezählt. Da fiel dem guten Weib ein schwerer Stein vom Herzen, der sie lange gedrückt hatte. Wären wir, sagte sie, eher vor die rechte Schmiede gegangen, so hätten wir uns manchen Kummer ersparen können. Hierauf rühmte sie ihre Freundschaft, zu der sie sich vorher so wenig Gutes versehen hatte, und that recht stolz auf die reichen Vettern.

Der Mann ließ ihr nach so vielen Drangsalen gern die Freude, die ihrer Eitelkeit so schmeichelhaft war. Da sie aber nicht aufhörte, von den reichen Vettern zu kosen, und das viele Tage so antrieb, wurde Veit des Lobposaunens der Geizdrachen satt und müde, und sprach zum Weibe: Als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du, was mir der Meister Schmied für eine weise Lehre gab? Sie sprach: Welche? Jeder, sagte er, sei seines Glückes Schmied, und man müsse das Eisen schmieden, weil's heiß sei: drum laß uns nun die Hände rühren und unserm Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorschuß

nebst den Zinsen abzahlen können, und aller Schuld quitt und ledig seien. Drauf kaufte er einen Acker und einen Heuschlag, dann wieder einen und noch einen, dann eine ganze Hufe; es war ein Segen in Rübezahls Gelde, als wenn ein Heckethaler darunter wäre. Veit säete und erntete, wurde schon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und sein Seckel vermochte noch immer ein klein Kapital zur Erweiterung seines Eigenthums. Im dritten Sommer hatte er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Gewinn brachte; kurz, er war ein Mann, dem Alles, was er that, zu gutem Glück gedieh.

Der Zahlungstermin kam nun heran, und Veit hatte so viel erübrigt, daß er ohne Beschwerde seine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurechte, und an dem bestimmten Tage war er früh auf, weckte das Weib und alle seine Kinder, hieß sie sich waschen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die scharlachnen Mieder und Brusttücher, die sie noch nicht auf den Leib gebracht hatten. Er selbst holte seinen Gottestischrock herbei und rief zum Fenster hinaus: Hans, spann' an! Mann, was hast du vor? fragte die Frau, es ist heute weder Feiertag noch ein Kirchweihfest, was macht dich so guten Muthes, daß du uns ein Wohlleben bereitet hast, und wo gedenkst du uns hinzuführen? Er antwortete: Ich will mit euch die reichen Vettern jenseits des Gebirges heimsuchen, und dem Gläubiger, der mir durch seinen Vorschub wieder aufgeholfen hat, Schuld und Zins bezahlen, denn heute ist der Zahltag. Das gefiel der Frau wohl, sie putzte sich und die Kinder stattlich heraus, und damit die reichen Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlstande bekämen und sich ihrer nicht schämen dürften, band sie eine Schnur gekrümmter Dukaten um den Hals. Veit rüttelte den schweren Geldsack zusammen, nahm ihn zu sich, und da Alles in Bereitschaft war, saß er auf mit Frau und Kind. Hans peitschte die vier Hengste an, und sie trabten muthig über das Blachfeld nach dem Riesengebirge zu.

Vor einem steilen Hohlwege ließ Veit den Rollwagen halten, stieg ab und hieß die Andern Gleiches thun, dann gebot er dem Knechte: Hans, fahr' gemachsam den Berg hinan, oben bei den drei Linden sollst du unser warten, und ob wir verziehen, so laß dich's nicht anfechten, laß die Pferde verschnaufen und einstweilen grasen, ich weiß hier einen Fußpfad, er ist etwas um, doch lustig zu wandeln. Darauf schlug er sich in Geleitschaft des Weibes und der Kinder Waldein durch dicht verwachsenes Gebüsch, und spekulirte hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe sich verirrt, ermahnte ihn darum, zurückzukehren und der Landstraße zu folgen. Veit aber hielt plötzlich still, versammelte seine sechs Kinder um sich her

und redete also: Du wähnst, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundschaft ziehen, dahin steht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern sind Knauser und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armuth Trost und Zuflucht bei ihnen suchte, mich gefoppt, gehöhnt und mit Uebermuth von sich gestoßen haben. — Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unsern Wohlstand verdanken, der mir auf's Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand so wohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich her beschieden, Zins und Kapital ihm wieder zu erstatten. Wißt ihr nun, wer unser Schuldherr ist? Der Herr vom Berge, Rübezahl genannt! Das Weib entsetzte sich heftig über diese Rede, schlug ein groß Kreuz vor sich, und die Kinder bebten und geberdeten sich ängstlich vor Furcht und Schrecken, daß sie der Vater vor Rübezahl führen wollte. Sie hatten oft in den Spinnstuben von ihm gehört, daß er sei ein scheußlicher Riese und Menschenfresser. Veit erzählte ihnen sein ganzes Abenteuer, wie ihm der Geist in Gestalt eines Köhlers auf sein Rufen erschienen sei, was er mit ihm verhandelt habe in der Höhle, und pries seine Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und mit so inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die freundlichen rothbraunen Backen herabträufelten. Verzieht hier, fuhr er fort, jetzt geh' ich in die Höhle, mein Geschäft auszurichten. Fürchtet nichts, ich werde nicht lange aus sein, und wenn ich's vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bring' ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, eurem Wohlthäter treuherzig die Hand zu schütteln, ob sie gleich schwarz und rußig ist; er thut euch nichts zu Leide und freuet sich seiner guten That und unsers Danks gewiß! seid nur beherzt, er wird euch goldne Aepfel und Pfeffernüsse austheilen.

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden hatte, und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten, und, da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen sich anstemmten, so riß er sich doch mit Gewalt von ihnen in den dicht verwachsenen Busch, und gelangte zu den wohlbekannten Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich wohl in's Gedächtniß gepräget hatte; die alte, halb erstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stand noch, wie sie vor drei Jahren gestanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit versucht's auf alle Weise, sich den Eingang in den Berg zu eröffnen, er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen; er sollte, meint' er, sich aufthun; er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Thalern und rief, so laut er nur konnte: Geist des Gebirges, nimm hin, was dein ist; doch der Geist ließ sich weder hören noch sehen. Also mußte der ehrliche Schuldner sich entschließen, mit seinem Seckel

wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudevoll entgegen; er war mißmüthig und sehr bekümmert, daß er seine Bezahlung nicht an die Behörde abliefern konnte, setzte sich zu den Seinen auf einen Rasenrain und überlegte, was nun zu thun sei. Da kam ihm sein altes Wagstück wieder ein; ich will, sprach er, den Geist bei seinem Ekelnamen rufen; wenn's ihn auch verdreußt, mag er mich bläuen und zupfen, wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß; und schrie darauf aus Herzenskraft: Rübezahl! Rübezahl! Das angstvolle Weib bat ihn, zu schweigen, und wollt' ihm den Mund zuhalten; er aber ließ sich nicht wehren und trieb's immer ärger. Plötzlich drängte sich jetzt der jüngste Bube an die Mutter an und schrie bänglich: Ach der schwarze Mann! Getrost fragte Veit: wo? Dort lauscht er hinter jenem Baume hervor! und alle Kinder krochen in einen Haufen zusammen, bebten vor Furcht und schrieen jämmerlich. Der Vater blickte hin und sah nichts; es war eine Täuschung, nur ein leerer Schatten, kurz Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Die Familie trat nun den Rückweg an, und Vater Veit ging ganz betrübt und schwermüthig auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher, und der Wind schüttelte die weit ausgestreckten Aeste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalmen vor sich her, und kreiselte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauspiel die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und nach den Blättern haschten, womit der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet, auf welches der kleine Geisterseher Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf und führte es weiter, daß er's nicht erlangen konnte. Drum warf er seinen Hut darnach, der's endlich bedeckte; weil's nun ein schöner, weißer Bogen war, und der ökonomische Vater jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte, so brachte ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieser das zusammengerollte Papier aufschlug, um zu sehen, was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeist ausgestellt hatte, von oben hereingerissen, und unten stand geschrieben: Zu Dank bezahlt.

Wie das Veit inne ward, rührt's ihn tief in der Seele, und rief mit freudigem Entzücken: Freue dich, liebes Weib, und ihr Kinder allesammt freuet euch; er hat uns gesehen, hat unsern Dank gehört! Unser guter Wohlthäter, der uns unsichtbar umschwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher

Mann ist. Ich bin meiner Zusage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren. Eltern und Kinder weinten noch viele Thränen der Freude und des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten, und weil die Frau groß Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern zu beschämen — denn der Bericht des Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauser rege gemacht — so rollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft und hielten bei dem nämlichen Bauernhofe an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgestoßen worden. Er pochte dießmal ganz herzhaft an und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirthschaftet hätten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte war davon gegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeinde. Veit übernachtete nebst seiner Rollwagengesellschaft bei dem gastfreien Hauswirth, der ihm und seinem Weibe Alles weitläufiger erzählte, kehrte Tages darauf in seine Heimath und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern, und blieb ein rechtlicher, wohl behaltener Mann sein Lebenlang.

Vierte Legende.

So sehr sich auch des Gnomen Günstling hatte angelegen sein lassen, den wahren Ursprung seines Glücks zu verhehlen, um nicht ungestüme Bittsteller anzureizen, den mächtigen Gebirgsgeist um ähnliche Spenden mit dreister Zudringlichkeit zu überlaufen, so wurde die Sache doch endlich ruchbar; denn wenn das Geheimniß des Mannes der Frau zwischen den Lippen schwebt, weht es das kleinste Lüftchen fort, wie eine Seifenblase vom Strohhalm. Veitens Frau vertraut's einer vertrauten Nachbarin, diese ihrer Gevatterin, diese ihrem Pathen, dem Dorfbarbier, und der allen seinen Bartkunden, so kam's im Dorfe und hernach im ganzen Kirchspiel herum. Da spitzten die verdorbenen Hauswirthe, die Lungerer und Müssiggänger das Ohr, zogen schaarenweise in's Gebirge, riefen den Gnomen, hoben an, ihn zu citiren und zu beschwören; zu ihnen gesellten sich Schatzgräber und Landfahrer, die das Gebirge durchkreuzten, allenthalben einschlugen und den Schatz in der Braupfanne zu heben vermeinten. Rübezahl ließ sie eine Zeit lang ihr Wesen treiben, wie sie Lust hatten, achtet's der Mühe nicht werth, sich über die Gauche zu erzürnen, trieb nur seinen Spott mit ihnen, ließ zur Nachtzeit da und dort ein blaues Flämmchen

auflodern, und wenn die Laurer kamen, ihre Mützen und Hüte darauf warfen, ließ er sie manchen schweren Geldtopf ausgraben, den sie mit Freuden heimtrugen, neun Tage lang stillschweigend verwahrten, und wenn sie nun hinkamen, den Schatz zu besehen, fanden sie Stank und Unrath im Topf, oder Scherben und Steine. Gleichwohl ermüdeten sie nicht, das alte Spiel wieder anzuheben und Unfug zu treiben. Darüber wurde der Geist endlich unwillig, stäubte das lose Gesindel durch einen kräftigen Steinhagel aus seinem Gebiete hinaus, und wurde gegen alle Wanderer so barsch und grämlich, daß keiner ohne Furcht das Gebirge betrat, auch selten ohne Staupe entrann, und der Name Rübezahl wurde nicht mehr gehört im Gebirge bei Menschen Gedenken.

Eines Tages sonnete sich der Geist an der Hecke seines Gartens; da kam ein Weiblein ihres Weges daher in großer Unbefangenheit, die durch ihren sonderbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie hatte ein Kind an der Brust, eins trug sie auf dem Rücken, eins leitete sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rechen; denn sie wollte eine Last Laub für's Vieh laden. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes Geschöpf, schleppt sich mit vier Kindern und wartet dabei ihres Berufs ohne Murren, wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müssen; das heißt die Freuden der Ehe theuer bezahlen! Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, die ihn geneigt machte, sich mit der Frau in eine Unterredung einzulassen. Sie setzte ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Büschen: indeß wurde den Kleinen die Zeit lang, und sie fingen an, heftig zu schreien. Alsbald verließ die Mutter ihr Geschäft, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in den Schlaf und ging wieder an ihre Arbeit. Bald darauf stachen die Mücken die kleinen Schläfer, sie fingen ihr Geschrei von Neuem an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, sie lief in's Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel dem Gnomen ungemein wohl. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte sich durch nichts befriedigen lassen, war ein störrischer, eigensinniger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter darreichte, von sich warf und dazu schrie, als wenn er gespießt wäre. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld aus: Rübezahl, rief sie, komm und friß mir den Schreier! Augenblicks versichtbarte sich der Geist in der Köhlergestalt, trat zum Weibe und sprach: Hie bin ich, was ist dein Begehr? Die Frau gerieth über diese Erscheinung in großen Schrecken; da sie aber ein frisches, herzhaftes Weib war, sammelte sie sich bald und faßte Muth. Ich rief

dich nur, sprach sie, meine Kinder schweigen zu machen; nun sie ruhig sind, bedarf ich deiner nicht, sei bedankt für deinen guten Willen. Weißt du auch, gegenredete der Geist, daß man mich hier nicht ungestraft ruft? Ich halte dich beim Wort, gib mir deinen Schreier, daß ich ihn fresse; so ein leckerer Bissen ist mir lange nicht vorgekommen. Darauf streckte er die rußige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Weih hoch über dem Dache in den Lüften schwebt, oder der schäkerhafte Spitz auf dem Hofe hetzt, mit ängstlichem Glucksen vorerst ihre Küchlein in den sichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporsträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem stärkern Feinde einen ungleichen Kampf beginnt: so fiel das Weib dem schwarzen Köhler wüthig in den Bart, ballte die kräftige Faust und rief: Ungethüm! das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leibe reißen, eh' du mir mein Kind raubest. Eines so muthvollen Angriffs hatte sich Rübezahl nicht versehen, er wich gleichsam schüchtern zurück; dergleichen handfeste Erfahrung in der Menschenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an und sagte: Entrüste dich nicht! ich bin kein Menschenfresser, wie du wähnest, will dir und deinen Kindern auch kein Leids thun: aber laß mir den Knaben; der Schreier gefällt mir, will ihn halten wie einen Junker, will ihn in Sammet und Seide kleiden und einen wackern Kerl aus ihm ziehen, der Vater und Bruder einst nähren soll. Fordere hundert Schreckenberger, ich zahle sie dir.

Ha! lachte das rasche Weib, gefällt Euch der Junge? Ja das ist ein Junge, wie'n Daus, der wäre mir nicht um aller Welt Schätze feil.

Thörin! versetzte Rübezahl, hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Ueberdruß machen? Mußt sie kümmerlich nähren, und dich mit ihnen plagen Tag und Nacht.

Das Weib: Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter, muß thun, was meines Berufes ist. Kinder machen Ueberlast, aber auch manche Freude.

Der Geist: Schöne Freude! sich mit Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, zu säubern, ihre Unart und Geschrei zu ertragen!

Sie: Wahrlich, Herr, Ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger freundlicher Anblick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unschuldigen Würmer. — Seht mir nur den Goldjungen da, wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun, ist er's nicht gewesen, der geschrieen hat? — Ach hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!

Der Geist: So! hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?

Sie: O ja, die hat er! er rührt sie auch und ich fühl's zuweilen.

Der Geist, aufgebracht: Wie? dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen dich aufzuheben? gegen solch' ein Weib! das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder!

Sie, lachend: Da hättet Ihr traun viel Hälse zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halse büßen sollten, die sich an der Frau vergreifen. Die Männer sind eine schlimme Nation, drum heißt's: Ehstand, Wehstand; muß mich drein ergeben, warum hab' ich gefreit.

Der Geist: Nun ja, wenn du wußtest, daß die Männer eine schlimme Nation sind, so war's auch ein dummer Streich, daß du freitest.

Sie: Mag wohl! Aber Steffen war ein flinker Kerl, der guten Erwerb hatte, und ich eine arme Dirne ohne Heirathsgut. Da kam er zu mir, begehrte mich zur Eh', gab mir einen Wildemannsthaler auf den Kauf, und der Handel war gemacht. Nachher hat er mir den Thaler wieder abgenommen, aber den wilden Mann hab' ich noch.

Der Geist lächelte. Vielleicht hast du ihn wild gemacht durch deinen Starrsinn.

Sie: O, den hat er mir schon ausgetrieben! Aber Steffen ist ein Knauser, wenn ich ihm einen Engelgroschen abfordere, so rasaunt er im Hause ärger, als Ihr zu Zeiten im Gebirge, wirft mir meine Armuth vor, und da muß ich schweigen. Wenn ich ihm eine Aussteuer zugebracht hätte, wollt' ich ihm schon den Daumen auf's Auge halten.

Der Geist: Was treibt dein Mann für ein Gewerbe?

Sie: Er ist ein Glashändler, muß sich seinen Erwerb auch lassen sauer werden; schleppt der arme Tropf die schwere Bürde aus Böhmen herüber Jahr aus Jahr ein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ich's und die armen Kinder freilich entgelten; aber Liebesschläge thun nicht weh.

Der Geist: Du kannst den Mann noch lieben, der dir so übel mitspielt?

Sie: Warum nicht lieben? Ist er nicht Vater meiner Kinder? Die werden Alles gut machen und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind.

Der Geist: Leidiger Trost! Die Kinder danken auch der Eltern Müh' und Sorgen! Werden dir die Jungen den letzten Heller aus dem Schweißtuch pressen, wenn sie der Kaiser zum Heere schickt in's ferne Ungarland, daß die Türken sie erschlagen.

Das Weib: Ei nun, das kümmert mich auch nicht; werden sie

erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und für's Vaterland in ihrem Beruf; können aber auch Beute machen und der alten Eltern pflegen.

Hierauf erneuerte der Geist den Knabenhandel nochmals, doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier mit der Leibschnur fest, und Rübezahl wandte sich, als wollt' er fürder gehen. Weil aber die Bürde so schwer war, daß das Weib nicht aufkommen konnte, rief sie ihn zurück: Ich hab' Euch einmal gerufen, sprach sie, helft mir nun auch auf, und wenn Ihr ein Uebriges thun wollt, so schenkt dem Knaben, der Euch gefallen hat, ein Gutfreitagsgröschel zu einem Paar Semmeln; morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrod aus Böhmen mitbringen. Der Geist antwortete: Aufhelfen will ich dir wohl, aber gibst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben. Auch gut! versetzte das Weib, und ging ihres Weges.

Je weiter sie ging, je schwerer wurde der Korb, daß sie unter der Last schier erlag, und alle zehn Schritte verschnaufen mußte. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen; sie wähnte, Rübezahl habe ihr einen Possen gespielt und eine Last Steine unter das Laub practicirt; darum setzte sie den Korb ab auf dem nächsten Rande und stürzte ihn um. Doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine. Also füllte sie ihn wieder zur Hälfte, und raffte noch so viel Laub in's Vortuch, als sie darein fassen konnte; aber bald ward ihr die Last von Neuem zu schwer, und sie mußte nochmals ausleeren, was die rüstige Frau groß Wunder nahm, denn sie hatte gar oft hochgepanste Graslasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Demungeachtet beschickte sie bei ihrer Heimkunft den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrod, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen, und schlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröthe und der wache Säugling, der mit lauter Stimme sein Frühstück heischte, weckten das geschäftige Weib zu ihrem Tagewerk aus dem gesunden Schlaf. Sie ging zuerst mit dem Melkfasse ihrer Gewohnheit nach zum Ziegenstalle. Welch' schreckensvoller Anblick! das gute nahrhafte Hausthier, die alte Ziege, lag da rohhart und steif, hatte alle Viere von sich gestreckt und war verschieden; die Hipplein aber verdrehten die Augen gräßlich im Kopfe, streckten die Zunge weit von sich, und gewaltsame Zuckungen verriethen, daß sie der Tod ebenfalls schüttelte. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, seitdem sie wirthschaftete: ganz betäubt von Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der Sterblinge nicht ansehen, und erseufzte tief: Ich unglückliches Weib, was

fang' ich an, und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt? Ach hin ist mein ganzer Gottessegen auf dieser Welt! — Augenblicklich strafte sie das Herz dieses Gedankens wegen. Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist denn Steffen und was sind deine Kinder? Sie schämte sich ihrer Uebereilung; laß fahren dahin aller Welt Reichthum, dachte sie, hast du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder. Ist doch die Milchquelle für den lieben Säugling noch nicht versiegt, und für die übrigen Kinder ist noch Wasser im Brunnen. Wenn's auch einen Strauß mit Steffen absetzt, und er mich übel schlägt, was ist's mehr als ein böses Ehestündlein? habe ich doch nichts verwahrloset. Die Erndte steht bevor, da kann ich schneiden gehen, und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht; eine Ziege wird ja wohl noch zu erwerben sein, und habe ich die, so wird's auch nicht an Hipplein fehlen.

Indem sie das bei sich gedachte, ward sie wieder frohen Muthes, trocknete ab ihre Thränen, und wie sie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättlein, das flitterte und blinkte so hell, so hochgelb, wie gediegen Gold; sie hob es auf, lief damit zu ihrer Nachbarin, der Judenfrau, zeigte ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannte es für reines Gold, schacherte es ihr ab und zählte ihr dafür zween Dickthaler baar auf den Tisch. Vergessen war nun all ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Baarschaft hatte das arme Weib noch nie im Besitz gehabt. Sie lief zum Bäcker, kaufte Strözel und Butterkringel, und eine Hammelkeule für Steffen, die sie zurichten wollte, wenn er müde und hungrig auf den Abend von der Reise käme. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da sie hereintrat, und ihnen ein so ungewohntes Frühstück austheilte. Sie überließ sich ganz der mütterlichen Freude, die hungrige Kinderschaar abzufüttern; und nun war ihre erste Sorge, das ihrer Meinung nach von einer Unholdin gesterbte Vieh bei Seite zu schaffen, und dieses häusliche Unglück vor dem Manne so lange als möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erstaunen ging über Alles, als sie von ungefähr in den Futtertrog sah und einen ganzen Haufen goldener Blätter darin erblickte. Ihr ahnete etwas; darum schärfte sie das Küchenmesser, brach den Ziegenleichnam auf, und fand im Magenschlunde einen Klumpen Gold, so groß als einen Paulinerapfel, und so auch nach Verhältniß in den Mägen der Zicklein.

Jetzt wußte sie ihres Reichthums kein Ende; doch mit der Besitznehmung empfand sie auch die drückenden Sorgen desselben; sie wurde unruhig, scheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht, ob sie den Schatz in die Lade verschließen oder im Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe und

Schatzgräber, und wollte auch den Knauser Steffen nicht gleich alles wissen lassen, aus gerechter Besorgniß, daß er, vom Wuchergeist angetrieben, den Mammon an sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben lassen mögte. Sie sann lange, wie sie's klug genug damit anstellen mögte, und fand keinen Rath.

Der Pfaff im Dorfe war der Schutzpatron aller bedrängten Weiber, der aus Gutmüthigkeit oder aus Neigung dem weibischen, als dem schwächsten Werkzeug, seine gebührende Ehre gab und durchaus nicht gestattete, daß bengelhafte Eheconsorten seine Beichttöchter mißhandelten; sondern er legte den ungestümen Haustyrannen, wenn Klage einlief, schwere Bußen auf und nahm der Weiber Parthei; auch hatte er die Pönitenz bei dem mürrischen Steffen nie geschont, zu Nutz und Frommen des guten Weibes den Zankteufel aus der Ehekammer damit wegzuräuchern. Sie nahm also ihre Zuflucht zu dem trostreichen Seelsorger, berichtete ihm unverholen das Abenteuer mit Rübezahl, wie er ihr zu großem Reichthum verholfen, und was sie dabei für Anliegen habe, belegte auch die Wahrheit der Sache mit dem ganzen Schatze, den sie bei sich trug. Der Pfaff kreuzte sich über das Wunderbare dieser Begebenheit mächtig, freute sich gleichwohl über das Glück des armen Weibes, und rückte darauf sein Käpplein hin und her, für sie guten Rath zu suchen, um ohne Spuk und Aufsehen sie im ruhigen Besitz ihres Reichthums zu erhalten, und auch Mittel auszufinden, daß der zähe Steffen sich desselben nicht bemächtigen könne.

Nachdem er lange nachgedacht hatte, redete er also: Hör an, meine Tochter, ich weiß guten Rath für Alles. Wäge mir das Gold zu, daß ich's dir getreulich aufbewahre; dann will ich einen Brief schreiben in wälscher Sprache, der soll dahin lauten: dein Bruder, der vor Jahren in die Fremde ging, sei in der Venediger Dienst nach Indien geschifft und daselbst gestorben, und habe all sein Gut dir im Testament vermacht mit dem Beding, daß der Pfarrer des Kirchspiels dich bevormunde, damit es dir allein und keinem Andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn noch Dank dafür; nur gedenke, daß du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für den Segen, den dir der Himmel bescheert hat, und gelobe ein reiches Meßgewand in die Sakristei. Dieser Rath behagte dem Weibe herrlich; sie gelobte dem Pfarrer das Meßgewand; er wog in ihrem Beisein das Gold gewissenhaft bis auf ein Quentchen aus, legte es in den Kirchenschatz, und das Weib schied mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Rübezahl war nicht minder Weiberpatron als der gutmüthige Pfarrer zu Kirsdorf, doch mit Unterschied. Der Letztere verehrte das weibliche Geschlecht überhaupt, weil, wie er sagte, die heilige Jungfrau dazu ge-

höre; jener im Gegentheil haßte das ganze Geschlecht um eines Mädchens willen, das ihn überlistet hatte, ob ihn gleich seine Launen zuweilen auf den milden Ton stimmten, ein einzelnes Weiblein in Schutz zu nehmen und ihr gefällig zu sein. So sehr die wackere Dörferin mit ihren Gesinnungen und Benehmen seine Gewogenheit erworben hatte, so ungehalten war er auf den barschen Steffen, und trug groß Verlangen, das biedere Weib an ihm zu rächen, ihm einen Possen zu spielen, daß ihm Angst und Weh dabei würde, um ihn dadurch so kirre zu machen, daß er der Frau unterthan würde und sie ihm nach Wunsch den Daumen auf's Auge halten könne. Zu diesem Behufe sattelte er den raschen Morgenwind, saß auf und galoppirte über Berg und Thal, spionirte wie ein Abenteurer auf allen Landstraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wandrer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm her und forschte mit dem Scharfblick eines Korbbeschauers nach seiner Ladung. Zum Glück führte kein Wanderer, der diese Straße zog, Glaswaaren, sonst hätte er für Schaden und Spott nicht sorgen dürfen, ohne einen Ersatz zu hoffen, wenn er auch gleich der Mann nicht gewesen wäre, den Rübezahl suchte.

Bei diesen Anstalten konnte ihm der schwer beladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Vesperzeit kam ein rüstiger frischer Mann angeschritten, mit einer großen Bürde auf dem Rücken. Unter seinem festen sichern Tritt ertönte jedesmal die Last, die er trug. Der Laurer freute sich, sobald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun seine Beute gewiß war, und rüstete sich, seinen Meisterstreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erstiegen; nur die letzte Anhöhe war zu gewinnen, dann ging es bergab, nach der Heimath zu; darum sputete er sich, den Gipfel zu erklimmen; aber der Berg war steil und die Last war schwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, stützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht desselben zu mindern, und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen auf der Stirne stand. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreichte er endlich die Zinne des Berges, und ein schöner grader Pfad führte zu dessen Abhang.

Mitten am Wege lag ein abgesägter Fichtenbaum und der Ueberrest des Stammes daneben, kerzengrade und aufrecht, oben geebnet wie ein Tischblatt. Rings umher grünte Tunkagras, Schwallengras und Marienflachs. Dieser Anblick war dem ermüdeten Lastträger so anlockend und zu einem Ruheplatz so bequem, daß er alsbald den schweren Korb auf den Klotz absetzte, und sich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras streckte. Hier übersann er, wie viel reinen Gewinn ihm seine Waare diesmal einbringen würde, und fand nach genauem Ueberschlag, daß, wenn er keinen

Groschen in's Haus verwendete, und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleidung sorgen ließe, er grade so viel lösen würde, auf dem Markte zu Schmiedeberg sich einen Esel zu kaufen und zu befrachten. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden und gemächlich nebenher gehen würde, war ihm zu der Zeit, wo seine Schultern wund gedrückt waren, so herzerquickend, daß er ihm, wie es bei frohen Gedanken sehr natürlich ist, weiter nachhing. Ist einmal der Esel da, dachte er, so soll mir bald ein Pferd daraus werden, und hab' ich nun den Rappen im Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Hafer wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe, und endlich ein Bauerngut, und dann soll Ilse auch einen neuen Rock haben.

Er war mit seinen Luftschlössern beinahe so weit, wie das bekannte Milchmädchen, da taumelte Rübenzahl seinen Wirbelwind um den Holzstock herum und stürzte mit einem Mal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücke zerfiel. Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz. Zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter, wenn's anders nicht Täuschung war, und das Echo den Laut der zerschollenen Gläser nur wieder zurück gab. Er nahm's für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich schien, auch, da er recht zusah, Klotz und Baum verschwunden waren, so rieth er leicht auf den Unglücksstifter. O! wehklagte er, Rübezahl, du Schadenfroh, was habe ich dir gethan, daß du mein Stückchen Brod mir nimmst, meinen sauren Schweiß und mein Blut! Ach ich geschlagener Mann auf Lebenszeit! Hierauf gerieth er in eine Art von Wuth und stieß alle erdenkliche Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorn zu reizen. Hallunke, rief er, komm und erwürge mich, nachdem du mir mein Alles auf der Welt genommen hast! In der That war ihm auch das Leben in dem Augenblick nicht mehr werth, als ein zerbrochen Glas; Rübezahl ließ indessen weiter nichts von sich sehen und hören.

Der arme Steffen mußte sich entschließen, wenn er nicht den ledigen Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücke zusammen zu lesen, um auf der Glashütte wenigstens ein paar Spitzgläser zu Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Tiefsinnig, wie ein Rheder, dessen Schiff der gefräßige Ocean mit Mann und Maus verschlungen hat, ging er das Gebirg hinab, schlug sich mit tausend schwermüthigen Gedanken, machte aber zwischenein dennoch auch allerlei Spekulationen, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte; doch sie liebte sie schier wie ihre Kinder, und im Guten, wußte er, waren sie ihr nicht abzugewinnen.

Darum erdachte er den Kniff, sich seines Verlustes gar nicht daheim auszuthun, auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern um Mitternacht sich in's Haus zu stehlen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben und das daraus gelöste Geld zum Ankauf neuer Waare zu verwenden, bei seiner Zurückkunft aber mit dem Weibe zu hadern und sich bärbeißig zu stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen lassen.

Mit diesem wohl ersonnenen Vorhaben schlich der unglückliche Schelm nahe beim Dorfe in einen Busch und erwartete mit sehnlichem Verlangen die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen. Mit dem Schlag zwölfe machte er sich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hofthür, öffnete sie von innen, und schlich mit Herzpochen nach dem Ziegenstalle; er hatte doch Scheu und Furcht vor seinem Weibe, auf einer unrechten That sich erfinden zu lassen. Wider Gewohnheit war der Stall unverschlossen, welches ihn Wunder nahm, ob's ihn gleich freute; denn er fand in dieser Fahrlässigkeit einen Schein Rechtens, sein Vorhaben damit zu beschönigen. Aber im Stalle fand er alles öde und wüste; da war nicht, was Leben und Odem hatte, weder Ziege und Böcklein. Im ersten Schrecken vermeinte er, es habe ihm bereits ein Diebsconsorte vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei, als ihm: denn Unglück komme selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mißlungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Seitdem die geschäftige Ilse vom Pfaffen wieder zurückgekehrt war, hatte sie mit frohem Muthe alles fleißig zugeschickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen, wozu sie den geistlichen Weiberfreund auch eingeladen hatte, welcher verhieß, ein Kännlein Speisewein mitzubringen, um beim fröhlichen Gelag dem aufgemunterten Steffen von der reichen Erbschaft des Weibes Bericht zu geben und unter welcherlei Bedingungen er daran Genuß und Antheil haben solle. Sie sah gegen Abendzeit fleißig zum Fenster hinaus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vor's Dorf, blickte mit ihren schwarzen Augen gegen die Landstraße hin, war bekümmert, warum er so lange weile, und da die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahnungen in die Bettkammer, ohne daß sie an's Abendbrod gedachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen matten Schlummer fiel. Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenstalle nicht minder; er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht getraute, an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an und rief mit wehmüthiger Stimme: Liebes Weib, erwache

und thue auf deinem Manne! Sobald Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie flink vom Lager wie ein muntres Reh, lief an die Thür und umhalsete ihren Mann mit Freuden; aber er erwiederte diese herzigen Liebkosungen gar kalt und frostig, und warf sich mißmuthig auf die Höllbank. Wie das fröhliche Weib das Jammerbild sah, ging's ihr an's Herz. Was fehlet dir, lieber Mann, sprach sie bestürzt, was hast du? Er antwortete nur durch Stöhnen und Seufzen; dennoch frug sie ihm bald die Ursache seines Kummers ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnte er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhehlen. Da sie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, errieth sie leicht die wohlthätige Absicht des Geistes und konnte sich des Lachens nicht erwehren, welches Steffen bei muthigerer Gemüthsfassung ihr übel würde gelohnt haben. Jetzt ahndete er den scheinbaren Leichtsinn nicht weiter und frug nur ängstlich nach dem Ziegenvieh. Das reizte noch mehr des Weibes Zwergfell, da sie merkte, daß der Hausvogt schon allenthalben umher spionirt hatte. Was kümmert dich mein Vieh? sprach sie, hast du doch noch nicht nach den Kindern gefragt; das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Tück von Rübezahl nicht anfechten und gräme dich nicht, wer weiß, wo er oder ein anderer uns reichen Ersatz dafür gibt. Da kannst du lange warten, sprach der Hoffnungslose. Ei nun, versetzte das Weib, unverhofft kommt oft. Sei unverzagt, Steffen! hast du gleich keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch vier gesunde Arme, sie und uns zu nähren, das ist unser ganzer Reichthum. Ach, daß es Gott erbarme! rief der bedrängte Mann, sind die Ziegen fort, so trage die vier Bälge nur gleich in's Wasser, nähren kann ich sie nicht. Nun so kann ich's, sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfaff herein, hatte vor der Thür schon die ganze Unterredung abgelauscht, nahm das Wort und hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels sei; nachdem er ihm dann das Gesetz genugsam geschärft hatte, verkündigte er ihm nun auch das Evangelium von der reichen Erbschaft des Weibes, zog den wälschen Brief heraus und verdolmetschte ihm daraus, daß der zeitige Pfarrherr in Kirsdorf zum Vollstrecker des Testaments bestellt sei, und die Verlassenschaft des abgeschiedenen Schwagers zu sicherer Hand bereits empfangen habe.

Steffen stand da wie ein stummer Oelgötz und konnte nichts, als sich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig der Pfaff ehrerbietig an's Käpplein griff. Nachdem er wieder zu mehrerer Besonnenheit gelangt war, fiel er dem trauten Weibe herzig in die Arme und that ihr die zweite Liebeserklärung in seinem

Leben, so warm als die erste, und ob sie wohl jetzt aus andern Beweggründen abstammte, so nahm sie Ilse doch für gut auf. Steffen wurde von nun an der schmeidigste, gefälligste Ehmann, ein liebevoller Vater seiner Kinder und dabei ein fleißiger, ordentlicher Wirth, denn Müssiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfaff wandelte nach und nach das Gold in klingende Münze um und kaufte davon ein großes Bauerngut, worauf Steffen und Ilse wirthschafteten ihr Lebelang. Den Ueberschuß lieh er auf Zins aus, verwaltete das Kapital seiner Curandin so gewissenhaft als den Kirchenschatz, und nahm keinen andern Lohn dafür, als ein Meßgewand, das Ilse so prächtig machen ließ, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte im Alter noch große Freude an ihren Kindern, und Rübezahls Günstling wurde gar ein wackerer Mann, diente im Heer des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege und war ein so berühmter Partheigänger, als Stalhantsch*).

Fünfte Legende.

Seitdem Mutter Ilse von dem Gnomen so herrlich war beschenkt worden, ließ er lange Zeit nichts wieder von sich hören. Zwar trug sich das Volk mit allerlei Wundergeschichten, welche die Phantasie der Hausmütter in geselligen Winterabenden so lang und fein ausspann, als den Faden am Rocken; es war aber eitel Fabelei zur Kurzweil ausgedacht. Wie's immer hundert Narren und Tollhäusler gegen einen Besessenen, hundert Träumer gegen einen Geisterseher geben soll; so gab's auch im Riesengebirge von jeher hundert lügenhafte Volkssagen vom Rübezahl, gegen eine wirklich geschehene Geschichte. Der Gräfin Cäcilie war noch in unsern Tagen das letzte Zusammentreffen mit dem Gnomen aufbehalten, bevor er seine jüngste Hinabfahrt in die Unterwelt antrat.

Diese Dame, mit all' den Gichtern und vornehmen Gebrechen beladen, welche die ausländische Küche und Sitte den verzärtelten Töchtern Deutschlands zur Ausbeute gibt, machte nebst zwei gesunden blühenden Töchtern die Reise in's Karlsbad. Die Mutter verlangte so sehr nach der Badekur, und die Fräuleins nach der Badegesellschaft, nach den Bällen, Serenaden und den übrigen Lustbarkeiten des Bades, daß sie sonder Rast

*) Ein bekannter schwedischer Offizier, gleichfalls aus dem dreißigjährigen Kriege —

Tag und Nacht reisten. Es traf sich, daß sie gerade mit Sonnenuntergang in's Riesengebirge gelangten. Es war ein schöner, warmer Sommerabend, kein Lüftchen regte sich. Der nächtliche Himmel mit funkelnden Sternen besäet, die goldene Mondssichel, deren milchfarbenes Licht die schwarzen Waldschatten der hohen Fichten milderte, und die beweglichen Funken unzähliger leuchtender Insekten, die in den Gebüschen scherzten, gaben die Beleuchtung zu einer der schönsten Naturscenen, wiewohl die Reisegesellschaft wenig davon wahrnahm; denn Mama war, da es gemachsam bergan ging, von der schaukelnden Bewegung des Wagens in sanften Schlummer gewiegt worden, und die Töchter nebst der Zofe hatten sich in ein Eckchen gedrückt und schlummerten gleichfalls. Nur dem wachsamen Johann kam auf der hohen Warte des Kutschbockes kein Schlaf in die Augen; alle Geschichten von Rübezahl, die er vor Zeiten so inbrünstig angehört hatte, kamen ihm jetzt auf dem Tummelplatz dieser Abenteuer wieder in den Sinn, und er hätte wohl gewünscht, nie etwas davon gehört zu haben. Ach wie sehnte er sich nach dem sichern Breslau zurück, wohin sich nicht leicht ein Gespenst wagte! Er sah schüchtern auf allen Seiten umher und durchlief mit den Augen oft alle zwei und dreißig Striche der Windrose in weniger als einer Minute, und wenn er etwas ansichtig wurde, das ihm bedenklich schien, lief ihm ein kalter Schauer den Rücken herunter, und die Haare stiegen ihm zu Berge. Zuweilen ließ er seine Besorgnisse dem Schwager Postillon merken und forschte mit Fleiß von ihm, ob's auch geheuer sei im Gebirge. Wiewohl ihm dieser nun die heile Haut durch einen kräftigen Fuhrmannsschwur versicherte, bangte ihm doch das Herz unablässig.

Nach einer langen Pause der Unterredung hielt der Postkutscher die Pferde an, murmelte etwas zwischen den Zähnen und fuhr weiter, hielt nochmals an und wechselte so verschiedentlich. Johann, der seine Augen fest geschlossen hatte, ahnte aus diesem Kutschermanöver nichts Gutes, blickte schüchtern auf und sah mit Entsetzen in der Weite eines Steinwurfs vor dem Wagen eine pechrabenschwarze Gestalt daher wandeln, von übermenschlicher Größe, mit einem weißen spanischen Halskragen angethan, und das Bedenklichste bei der Sache war, daß der Schwarzmantel keinen Kopf hatte. Hielt der Wagen, so stand der Wandrer, und regte Wipprecht die Pferde an, so ging er auch fürder. Schwager, siehst du was? rief der zaghafte Tropf vom hohen Kutschbock herab mit berganstehendem Haar. Freilich seh' ich was, antwortete dieser ganz kleinlaut; aber schweig nur, daß wir's nicht irren. Johann waffnete sich mit allen Stoßgebetlein, die er wußte, das Benedicte und Gratias mit eingeschlossen, und schwitzte dabei vor Angst und kaltem Todesschweiß. Und wie ein Blitzschauer,

wenn's in der Nacht wetterleuchtet und der Donner noch in der Ferne rollt, schon das ganze Haus rege macht, um sich durch die Geselligkeit vor der gefürchteten Gefahr zu sichern: so suchte aus dem nämlichen Instinkt der verzagte Diener Trost und Schutz bei seiner schlummernden Herrschaft und klopfte hastig an's Kutschfenster. Die erwachende Gräfin, unwillig, daß sie aus ihrem sanften Schlummer gestöret wurde, fragte: was gibt's? Ihr Gnaden, schau'n Sie einmal aus, rief Johann mit zagender Stimme, dort geht ein Mann ohne Kopf. Dummkopf, der du bist, antwortete die Gräfin, was träumt deine Pöbelphantasie für Fratzen! Und wenn dem so wäre, fuhr sie scherzhaft fort, so ist ja ein Mann ohne Kopf keine Seltenheit, es gibt deren in Breslau und außerhalb genug. Die Fräuleins konnten indessen der gnädigen Mama Scherz diesmal nicht schmecken, ihr Herz war beklommen vor Schrecken, sie schmiegten sich schüchtern an die Mutter an und bebten und jammerten: Ach das ist Rübezahl, der Bergmönch! Die Dame aber, die von der Geisterwelt eine ganz andere Theorie hatte, als die Töchter, und keine Geister glaubte, als Schöngeister und starke Geister, strafte die Fräulein dieser pfahlbürgerlichen Vorurtheile halber, bewies, daß alle Gespenster- und Spukgeschichten Ausgeburten einer kranken Einbildungskraft wären, und erklärte die Geistererscheinungen sammt und sonders aus natürlichen Ursachen.

Ihre Rede war eben im vollen Gange, als der Schwarzmantel, der auf einige Augenblicke dem Gespensterspäher aus den Augen geschwunden war, wieder aus dem Busch hervor an den Weg trat. Da war nun deutlich wahrzunehmen, daß Johann falsch gesehen hatte; der Wandersmann hatte allerdings einen Kopf, nur daß er ihn nicht wie gewöhnlich zwischen den Schultern, sondern wie einen Schooßhund im Arme trug. Dieses Schreckbild in der Weite von drei Schritten erregte innerhalb und außerhalb des Wagens großes Entsetzen. Die holden Fräuleins und die Zofe, welche sonst nicht gewohnt war, mit einzureden, wenn ihre junge Herrschaft das Wort führte, thaten aus einem Munde einen Schrei, ließen den seidenen Vorhang herabrollen, um nichts zu sehen, und verbargen ihr Angesicht wie der Vogel Strauß, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Mama schlug mit stummem Schrecken die Hände zusammen, und ihr Erschrecken ließ vermuthen, daß sie insgeheim ihre zuversichtlichen Behauptungen gegen die Gespenster bereute. Johann, auf den der furchtbare Schwarzmantel ein besonderes Absehn gerichtet zu haben schien, erhob in der Angst seines Herzens das gewöhnliche Feldgeschrei, womit die Gespenster begrüßt zu werden pflegen: Alle guten Geister —; doch ehe er ausgeredet hatte, schleuderte ihm das Ungethüm den abgehauenen Kopf gegen die Stirn, so daß er überzwerch von der Zinne des Polsters

über den Ringnagel herabstürzte; in dem nämlichen Augenblicke lag auch der Postkutscher durch einen kräftigen Keulenschlag zu Boden gestreckt, und das Gespenst keuchte aus hohler Brust in dumpfem Ton diese Worte aus: Nimm das von Rübezahl, dem Bannwart des Gebirges, daß du ihm in's Gehege fuhrst! verfallen ist mir Schiff, Geschirr und Ladung. Hierauf schwang sich das Gespenst auf den Sattel, trieb die Pferde an und fuhr Berg ab, Berg an, über Stock und Stein, daß vor dem Rasseln der Räder und dem Schnauben der Rosse von dem Angstgeschrei der Damen nichts hörbar war.

Urplötzlich vermehrte sich die Gesellschaft um eine Person; ein Reiter trabte ganz unbefangen neben dem Fuhrmann vorbei und schien es gar nicht zu bemerken, daß diesem der Kopf fehle. Er ritt vor dem Wagen her, als wenn er dazu gedungen wäre. Dem Schwarzmantel schien diese Gesellschaft eben nicht zu behagen, er lenkte nach einer andern Richtung um, der Reiter that dasselbe, und so oft jener aus dem Wege bog, so konnte er den lästigen Geleitsmann nicht los werden, der wie an den Wagen gebannt war. Das nahm den Fuhrmann groß Wunder, absonderlich da er deutlich wahrnahm, daß der Schimmel des Reisigen einen Fuß zu wenig hatte, obgleich die dreibeinige Mähre übrigens ganz schulgerecht trabte. Dabei wurde dem schwarzen Kutscher auf dem Sattelgaule nicht wohl zu Muthe und er fürchtete, seine Rübezahlsrolle dürfte bald ausgespielt sein, da der wahre Rübezahl sich in's Spiel zu mischen schien.

Nach Verlauf einiger Zeit drehete sich der Reiter, daß er dicht neben den Fuhrmann kam und fragte ihn ganz traulich: Landsmann ohne Kopf, wo geht die Reise hin? Wo wird's hingehen, antwortete das Kutschergespenst mit furchtsamem Trutz, wie ihr seht, der Nase nach. Wohl! sprach der Reiter, laß sehen, Gesell, wo du die Nase hast! Drauf fiel er den Pferden in die Zügel, packte den Schwarzmantel beim Leibe, und warf ihn so kräftig zur Erde, daß ihm alle Glieder dröhnten; denn das Gespenst hatte Fleisch und Bein, wie sie ordentliche Leute zu haben pflegen. Behend riß er ihm die Kappe ab, und da kam ein Krauskopf zum Vorschein, der gestaltet war wie ein gewöhnlicher Mensch. Weil sich nun der Schalk entdeckt sah und die schwere Hand seines Gegners fürchtete, auch nicht zweifelte, der Reisige sei der leibhaftige Rübezahl, den er nachzuäffen sich unterfangen hatte, ergab er sich auf Gnade und Barmherzigkeit und bat flehentlich um sein Leben. Gestrenger Gebirgsherr, sprach er, habt Erbarmen mit einem Unglücklichen, der die Fußtritte des Schicksals von Jugend auf erfahren hat, der nie sein durfte, was er wollte, der jederzeit aus dem Charakter mit Gewalt herausgestoßen wurde, in den er sich

mit Mühe hineinstudirt hatte, und nachdem seine Existenz unter den Menschen vernichtet ist, auch nicht einmal Gespenst sein darf.

Diese Anrede war ein Wort, geredet zu seiner Zeit. Der Gnome war gegen seinen Nachäffer sehr ergrimmt und würde, nach Maaßgabe der oft belobten Hirschberger Justizpflege, augenblicklich mit sträcklicher Exekution gegen den Wicht verfahren sein und ihn erdrosselt haben, wenn nicht seine Neugierde wäre rege gemacht worden, die Schicksale des Abenteurers zu vernehmen. Sitz auf, Gesell, sprach er, und thue was dir geheißen. Drauf zog er vorerst dem Schimmel den vierten Fuß zwischen den Rippen hervor, trat an den Schlag, öffnete solchen und wollte die Reisegesellschaft freundlich begrüßen.

Aber drinnen war's stille, wie in einer Todtengruft; der übermäßige Schrecken hatte das weibliche Nervensystem so gewaltsam erschüttert, daß alle Lebensgeister aus den äußeren Werkzeugen der Empfindung hinter das Schutzgatter der Herzkammer sich geflüchtet hatten; alles, was innerhalb des Wagens Leben und Odem hatte, von der gnädigen Frau bis auf die Zofe, lag in ohnmächtigem Hinbrüten. Der Reisige wußte indessen bald Rath zu schaffen: er schöpfte aus dem vorüberrieselnden Bächlein einer frischen Bergquelle seinen Hut voll Wasser, sprengte den erstorbenen Damen davon in's Gesicht, hielt ihnen das Riechglas vor, rieb ihnen mit der flüchtigen Essenz die Schläfe und brachte sie wieder in's Leben. Sie schlugen eine nach der andern die Augen auf und erblickten einen wohlgestalteten Mann von unverdächtigem Ansehen, der durch seine Dienstbeflissenheit sich bald Zutrauen erwarb. Es thut mir leid, meine Damen, redete er sie an, daß Sie in meinem Gerichtsbezirk von einem entlarvten Bösewicht sind angegriffen worden, der ohne Zweifel die Absicht hatte, Sie zu bestehlen; aber Sie sind in Sicherheit, ich bin der Oberste vom Riesenthal. Erlauben Sie, daß ich Sie zu meiner Wohnung geleite, die nicht fern ist. Diese Einladung kam der Gräfin sehr gelegen, sie nahm solche mit Freuden an; der Krauskopf bekam Befehl, fortzufahren, und gehorchte mit zagender Bereitwilligkeit. Um den Damen Zeit zu lassen, sich von ihrem Schrecken zu erholen, gesellte sich der Cavalier wieder zum Fuhrmann, hieß ihn bald rechts, bald links wenden, und dieser bemerkte ganz deutlich, daß der Ritter zuweilen eine von den herumschwirrenden Fledermäusen zu sich berief und ihr geheime Befehle ertheilte, was sein Grausen noch vermehrte.

In Zeit von einer Stunde blinkte in der Ferne ein Lichtlein, daraus wurden zwei und endlich vier; es kamen vier Jäger herangesprengt mit brennenden Windlichtern, die ihren Herrn, wie sie sagten, ängstlich gesuch

hatten und erfreut schienen, ihn zu finden. Die Gräfin war nun wieder in vollem Gleichgewichte, und da sie sich außer Gefahr sah, dachte sie an den ehrlichen Johann und war um sein Schicksal bekümmert. Sie eröffnete ihrem Schutzpatron dieses Anliegen, der alsbald zwei von den Jägern fortschickte, die beiden Unglückskameraden aufzusuchen und ihnen den benöthigten Beistand zu leisten. Bald darauf rollte der Wagen durch's düstere Burgthor in einen geräumigen Vorhof hinein und hielt vor einem herrlichen Palast, der durchaus erleuchtet war; der Kavalier bot der Gräfin den Arm und führte sie in die Prachtgemächer seines Hauses in eine große Gesellschaft ein, die daselbst versammelt war. Die Fräuleins befanden sich in keiner geringen Verlegenheit, daß sie in Reisekleidern in einen so vornehmen Zirkel traten, ohne vorher ihre Kleidung geordnet zu haben.

Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen gruppirte sich die Gesellschaft wieder in verschiedene kleine Zirkel; einige setzten sich zum Spiel, andere unterhielten sich durch Gespräche. Das Abenteuer wurde viel beredet, und bald führte der aufmerksame Wirth einen Mann ein, der recht wie gerufen kam; es war ein Arzt, der nach dem Gesundheitszustande der Gräfin und ihrer schönen Töchter forschte, den Puls prüfte und mit bedeutender Miene mancherlei bedenkliche Symptome ahnete. Ob sich die Dame nach Beschaffenheit ihrer Umstände gleich so wohl befand als jemals, so machte ihr doch die angedrohete Gefahr für das Leben bange; denn aller Leibesbeschwerden ungeachtet, war ihr der gebrechliche Körper noch so lieb, wie ein langgewohntes Kleid, das man nicht gern entbehrt, ob es gleich abgetragen ist. Auf Verordnung des Arztes verschluckte sie starke Dosen beruhigender Pulver und Tropfen, und die gesunden Töchter mußten wider Willen, und Dank dem Beispiel der besorgten Mutter, gleichfalls folgen.

Allzunachgiebige Patienten machen strenge Aerzte: der unsrige bestand nun sogar auf einer Aderlässe, zog in Ermangelung seines Handlagers, des Wundarztes, die rothe Binde hervor, und die Gräfin bequemte sich zu dem angerühmten Vorbeugungsmittel gegen alle schädlichen Wirkungen des Schreckens unweigerlich. Die Fräuleins aber weigerten sich, und nur mit Mühe vermogte es die Ueberredungskunst des Arztes und die mütterliche Autorität über sie, daß sie die Furcht vor dem stählernen Zahn des Schneppers überwanden und den Fuß in's Wasser setzten. Zuletzt kam auch die Kammerjungfer noch an die Reihe; und, ob sie gleich hoch betheuerte, sie sei so blutscheu, daß die kleinste Verwundung einer Nähnadel ihr Schwindel und Ohnmachten zu erregen pflege, so kehrte sich der unerbittliche Arzt doch an kein Protestiren, entstrumpfte den Fuß des

Mädchens ohne Barmherzigkeit, und bediente sie so kunstmäßig und sorgfältig als ihre Herrschaft.

Diese chirurgische Operation war kaum vollendet, so begab man sich zur Tafel in den Speisesaal, wo ein königliches Mahl aufgetischt wurde. Die Schenktische waren bis an den Karnies des Deckengewölbes mit Silberwerk aufgeputzt; es prangten da goldene und übergoldete Pokale und mächtig große Willkommen nebst den dazu gehörigen Kredenzschaalen von getriebener Arbeit. Eine herrliche Symphonie tönte aus den Nebenzimmern und flötete den leckerhaften Schmauß und die feinen Weine lieblich herunter. Nach dem Abhub der Schüsseln ordnete der Speisemeister das bunte Dessert, das aus Bergen und Felsen von gefärbtem Zucker und Gummi-Tragant bestand. Der tändelhafte Zuckerbäckerwitz, der den Gaumen und das Auge immer leichter zu befriedigen weiß, als den Verstand, hatte das ganze Abenteuer der Gräfin in kindischen Wachsfiguren, wie sie oft auf den Tafeln der Großen zu paradiren pflegen, darauf abgebildet. Die Gräfin unterließ nicht, das, Alles in der Stille bei sich bewundernd, zu beherzigen. Sie wendete sich an ihren bebänderten Stuhlnachbar, seiner Angabe nach einen böhmischen Grafen, frug neugierig, was für ein Gallatag hier gefeiert werde, und erhielt zur Antwort, daß nichts Außerordentliches vorgehe, es sei nur eine freundschaftliche Collation guter Bekannten, die hier zufälligerweise zusammen träfen. Es nahm sie Wunder, von dem wohlhabenden gastfreien Obersten von Riesenthal weder in, noch außerhalb Breslau ein Wort gehört zu haben, und so emsig sie auch die genealogischen Geschlechtstafeln durchlief, wovon ihr Gedächtniß einen reichen Vorrath aufbewahrte, konnte sie doch diesen Namen darunter nicht ausfindig machen. Sie gedachte, das von dem Wirthe selbst zu erforschen, wovon sie Aufschluß und Belehrung begehrte; aber dieser wußte ihr so geschickt auszuweichen, daß sie nie mit ihm zum Zwecke kam. Geflissentlich riß er den genealogischen Faden ab und zog die Unterredung in die luftigen Regionen des Geisterreichs hinüber.

Ein wohlgenährter Domherr wußte viel und wundersame Geschichten von Rübezahl zu erzählen; man stritt für und wieder die Wahrheit derselben. Die Gräfin, die recht in ihrem Elemente war, wenn sie den Lehrton anstimmen und gegen Vorurtheile zu Felde ziehen konnte, setzte sich an die Spitze der freigeistischen Partei und trieb einen gelähmten Finanzrath, an dem nichts Gelenkes war als die Zunge, und der sich zu Rübezahls rechtlichem Anwalt aufwarf, durch ihre Starkgeisterei sehr in die Enge. Meine eigene Geschichte, fügte sie zum Beschlusse noch hinzu, ist ein augenscheinlicher Beweis, daß Alles, was man von dem berufenen Berggeiste sagt, leere Träume sind. Wenn er hier im Gebirge

sein Wesen hätte, und die edlen Eigenschaften besäße, die ihm Fabler und müssige Köpfe zueignen, so würde er einem Schurken nicht gestattet haben, solchen Unfug auf seine Rechnung mit uns zu treiben. Aber das armselige Unding von Geist konnte seine Ehre nicht retten, und ohne den edelmüthigen Beistand des Herrn von Riesenthal hätte der freche Bube sein Spiel so weit mit uns treiben können, als er Lust hatte. — Der Herr vom Hause hatte an diesen Gesprächen bisher wenig Antheil genommen; jetzt aber mischte er sich hinein und nahm das Wort. Sie haben die Geisterwelt völlig entvölkert, gnädige Frau, die ganze Schöpfung der Einbildungskraft ist durch Ihre Belehrung wie ein leichter Nebel vor unsern Augen dahin geschwunden. Sie haben auch das Nichtsein des alten Bewohners dieser Gegenden mit guten Gründen allgenugsam bewährt, und sein rechtlicher Beistand, unser Finanzrath, ist verstummt. Dennoch, dünkt mich, ließen sich gegen Ihren letzten Beweis noch einige Einwürfe machen. Wie, wenn der fabelhafte Gebirggeist bei Ihrer Befreiung aus der Hand des verlarvten Räubers dennoch mit im Spiele gewesen wäre? Wie, wenn dem Freund Nachbar beliebt hätte, meine Gestalt anzunehmen, um Sie unter dieser unverdächtigen Maske in Sicherheit zu bringen, und wenn ich Ihnen sagte, daß ich von dieser Gesellschaft, als Wirth vom Hause, mich nicht einen Fuß breit entfernt habe? daß Sie durch einen Unbekannten in meine Wohnung sind eingeführt worden, der nicht mehr vorhanden ist? Sonach wär's doch möglich, daß der Nachbar Berggeist seine Ehre gerettet, und daraus würde folgen, daß er nicht ganz das Unding wäre, wofür Sie ihn halten.

Diese Rede brachte die Gräfin einigermaßen aus der Fassung, und die schönen Fräulein's legten vor Erstaunen die Gabel aus der Hand, und sahen dem Tischwirth starr in's Angesicht, um ihm aus den Augen zu lesen, ob das im Scherz gesagt oder ernstlich gemeint sei. Die nähere Erörterung dieses Problems unterbrach die Ankunft des wieder aufgefundenen Bedienten und des Postkutschers. Der Letztere fühlte eben die Wonne bei Erblickung seiner vier Rappen im Stalle, die der Erstere empfand, als er frohlockend in's Tafelgemach eintrat und daselbst seine Herrschaft vergnügt und wohlbehalten antraf. Triumphirend trug er das ungeheure Riesenhaupt des Schwarzmantels einher, durch welches er wie eine Bombe zu Boden gestreckt worden war. Das Haupt wurde dem Arzte übergeben, um es als Landphysikus zu zerlegen, und sein visum repertum darüber auszustellen. Doch ohne sein anatomisches Messer anzusetzen, erkannte er es alsbald für einen ausgehöhlten Kürbis, der mit Sand und Steinen angefüllt und durch den Zusatz einer hölzernen Nase und eines langen Flachsbartes zu einem schrecklichen Menschenantlitz aufgestutzt war.

Nach aufgehobener Tafel schied die Gesellschaft auseinander, da der Morgen bereits herandämmerte. Die Damen fanden ein köstlich zubereitetes Nachtlager in seidenen Prunkbetten, wo sie der Schlaf so geschwind überraschte, daß die Phantasie nicht Zeit hatte, ihnen die Schreckbilder der Gespenstergeschichte wieder vorzugaukeln, und durch ihr gewöhnliches Schattenspiel ängstliche Träume anzuspinnen. Es war hoch am Tage, als Mama erwachte, der Zofe klingelte und die Fräuleins weckte, die gern noch einen Versuch gemacht hätten, in den weichen Dunen auch auf dem andern Ohr zu schlafen. Allein der Gräfin verlangte so sehr, die Heilkräfte des Bades auf's baldeste zu versuchen, daß sie durch keine Einladung des gastfreien Hauswirthes zu bewegen war, einen Tag zu verweilen, so gern auch die Fräuleins dem Balle beigewohnt hätten, den er ihnen zu geben verhieß. Sobald das Frühstück eingenommen war, schickten sich die Damen zur Abreise an. Gerührt durch die freundschaftliche Aufnahme, die sie in dem Schlosse des Herrn von Riesenthal genossen hatten, der auf die höflichste Art bis an die Grenzen seines Gebiets ihnen das Geleite gab, beurlaubten sie sich mit der Verheißung, auf der Rückreise wieder einzusprechen.

Kaum war der Gnome in seiner Burg angelangt, so wurde der Krauskopf in's Verhör geführt, der unter Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen würden, die Nacht in einem unterirdischen Keller zugebracht hatte. Elender Erdenwurm, redete ihn der Geist an, was hält mich ab, daß ich dich zertrete für die in meinem Eigenthum mir zu Spott und Hohn verübte Gaukelei? Büßen sollst du mir mit Haut und Haar für diese Frechheit. Großguter Regent des Riesengebirges, fiel ihm Schlaukopf ein, so allgütig eure Gerechtsame über diesen Grund und Boden sein mögen, die ich euch auch nicht streitig mache, so sagt mir erst, wo eure Gesetze angeschlagen sind, die ich übertreten habe, und dann verurtheilt mich. Diese kühne Sprache und die dreiste Ausflucht, die der Gefangene seinem strengen Richter im Wege des Rechtens entgegen stellte, ließen ein besonderes Original und keinen gewöhnlichen Menschen vermuthen. Darum mäßigte der Geist seinen Unwillen einigermaßen und sprach: Meine Gesetze hat dir die Natur in's Herz geschrieben; aber damit du nicht sagen kannst, daß ich dich unverhörter Sache verurtheilt habe, so rede und bekenne mir frei: wer bist du und was trieb dich, hier im Gebirge als ein Gespenst zu tosen?

Es war dem Verhafteten lieb zu hören, daß er zum Worte kommen sollte, und er hoffte, durch die getreue Erzählung seiner Schicksale sich von der verwirkten Rache des Geistes loszuschwatzen, oder die Strafe doch wenigstens zu mildern.

Weiland, fing er an, hieß ich der arme Kunz, und lebte in der Sachsstadt Lauban, als ein ehrlicher Beutler meiner Profession, kümmerlich von meiner Hände Arbeit; denn es gibt kein Gewerbe, das kärglicher nährt als die Ehrlichkeit. Obgleich meine Beutel guten Vertrieb fanden, weil die Rede ging, das Geld ruhe darinnen wohl, indem ich als der siebente Sohn meines Vaters eine glückliche Hand hätte, so widerlegte sich doch dieser Glaube durch mich selbst; mein eigener Beutel blieb immer leer und ledig, wie ein gewissenhafter Magen am Fasttage. Daß aber bei meinen Kunden sich das Geld in den von mir erhandelten Beuteln so wohl erhielt, lag meinem Bedünken nach weder an der glücklichen Hand des Meisters, noch an der Güte der Arbeit, sondern an dem Stoffe meiner Beutel; sie waren von Leder. Ihr sollt wissen, Herr, daß ein lederner Beutel das Geld allezeit fester hält, als ein netzförmiger durchlöcherter von Seide. Wem an einem ledernen Beutel genügt, der ist nicht leicht ein Verschwender, sondern ein Mann, der, wie das Sprichwort sagt, den Knopf auf den Beutel hält; die durchsichtigen aber, von Seide und Goldzwirn, befinden sich in den Händen vornehmer Prasser, und da ist's kein Wunder, wenn sie an allen Orten ausrinnen, wie ein durchlöchert Faß, und so viel man auch hineinschüttet, dennoch leer und immer ledig bleiben.

Mein Vater prägte seinen sieben Buben fleißig die goldene Lehre ein: Kinder, was ihr thut, das treibt mit Ernst; darum trieb ich mein Gewerbe unverdrossen, ohne daß mein Nahrungsstand dadurch gefördert wurde. Es kam Theurung, Krieg und bös Geld in's Land, meine Mitmeister dachten: Leicht Geld, leichte Waare, ich aber dachte: Ehrlich währt am längsten, gab gute Waare für schlecht Geld, arbeitete mich an den Bettelstab, ward in den Schuldthurm geworfen, aus der Innung gestoßen, und, als mich meine Gläubiger nicht länger ernähren wollten, ehrlich des Landes verwiesen. Auf dieser Wanderschaft in's Elend begegnete mir einer meiner alter Kunden; er ritt auf einem stolzen Roß stattlich einher, rief mich an und höhnte mich: Du Pfuscher, du Lump, bist, sehe ich wohl, deiner Kunst nicht Meister, verstehst sie gar schlecht, weißt den Darm aufzublasen und ihn nicht zu füllen, machst den Topf und kannst nicht darin kochen, hast Leder und keinen Leisten dazu, machst so herrliche Beutel und hast kein Geld. Höre, Gesell, antwortete ich dem Spötter, du bist ein elender Schütz, triffst mit deinen Pfeilen nicht an's Ziel. Es sind mehr Dinge in der Welt, die zusammen gehören und die man nicht bei einander findet; hat mancher einen Stall und kein Pferd hineinzuziehen, oder eine Scheuer und keine Garben auszudreschen, einen Brodschrank und kein Brod, oder einen Keller und keinen Haustrunk, und so sagt auch das Sprichwort: Einer hat den Beutel, der Andere das Geld. Besser ist doch

beides zusammen, versetzte er; bist du gesonnen, bei mir in die Lehre zu treten, so will ich einen vollkommenen Meister aus dir machen, und weil du das Beutelmachen so gut verstehst, will ich dich auch lehren den Beutel zu füllen; denn ich bin ein Geldmacher meines Handwerks; da nun beide Professionen einander in die Hand arbeiten, ist's billig, daß die Kunstverwandten gemeine Sache machen. Wohl, sprach ich, seid Ihr ein zünftiger Meister in irgend einer Münzstadt, so mag's drum sein, aber münzt Ihr auf Eure eigene Rechnung, so ist's halsbrechende Arbeit, die mit dem Galgen lohnt, dann scheide ich davon. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, sprach er, und wer bei der Schüssel sitzt und nicht zulangt, der mag darben. Am Ende läuft's auf ein's hinaus, ob du erstickst oder verhungerst, einmal muß es doch gestorben sein. Nur mit dem Unterschied, fiel ich ihm ein, ob einer als ein ehrlicher Mann stirbt oder als ein Uebelthäter. Vorurtheil, rief er, was kann das für eine Uebelthat sein, wenn einer ein Stück Metall rundet? Der Jude Ephraim hat dessen von dem nämlichen Schrot und Korn als das unsere genug gerundet; was dem einen recht ist, das ist dem andern billig.

Kurz, der Mann hatte eine Gabe zu überreden, daß ich mir seinen Vorschlag gefallen ließ. Ich fand mich bald in's Handwerk, war eingedenk der natürlichen Lehre, mein Geschäft mit Ernst zu treiben, und erfuhr, daß die Geldmacherkunst besser und gemächlicher nähre, als die Beutlerprofession. Aber im besten Fortgange unserer Fabrik wachte der Handwerksneid auf; der Jude Ephraim erregte eine schwere Verfolgung gegen meinen Herrn; der Verräther schlief nicht, wir wurden entdeckt, und der kleine Umstand, daß wir nicht zünftig waren, wie Meister Ephraim, brachte uns auf den Festungsbau, laut Urtheil und Recht auf Lebenszeit.

Hier lebte ich einige Jahre nach der Regel der büßenden Brüder, bis ein guter Engel, der damals im Lande herumzog, alle Gefangenen los und ledig zu machen, die knochenfest und rüstig waren, mir die Thür des Gefängnisses aufthat. Es war ein Werbeoffizier, der mir, anstatt für den König zu karren, den edlern Beruf gab, für ihn zu fechten, und mich unter die Freiparthie aufnahm. Mit diesem Tausch war ich wohl zufrieden; ich nahm mir nun vor, ganz Soldat zu sein, zeichnete mich bei jeder Gelegenheit aus, war immer der erste beim Angriff, und wenn wir fliehen mußten, war ich so gewandt, daß mich der Feind nie einholen konnte. Das Glück wollte mir wohl, schon führte ich eine Rotte Reiter an, und hoffte bald höher zu steigen. Da war ich einmal auf Fouragirung ausgeschickt, und befolgte meine Ordre so streng und pünktlich, daß ich nicht nur Speicher und Scheuern, sondern auch Kisten und Kasten in Häusern, und Kirchen rein ausfouragirte. Zum Unglück war's in Freundes Land

das gab großen Lärm; gehässige Leute nannten die Expedition eine Plünderung, man machte mir als Marodeur den Prozeß, ich wurde degradirt und durch eine Gasse von fünfhundert Mann eilends aus dem ehrsamen Stande herausgestäubt, in welchem ich gedachte, mein Glück zu machen.

Jetzt wußte ich keinen andern Rath, als wieder zu meiner ersten Profession zu greifen, aber es fehlte mir an Baarschaft, Leder einzukaufen, und an Lust zu arbeiten. Weil ich nun wegen des allzuwohlfeilen Verkaufs ein unstreitiges Recht auf meine ehemalige Waare zu haben vermeinte, so faßte ich den Anschlag, mich derselben mit guter Art wieder zu bemächtigen, und ob sie schon durch langen Gebrauch abgenutzt wäre, mich dennoch meines Schadens in etwas dadurch zu erholen. Darum fing ich an die Taschen zu sondiren, und hielt jeden Beutel, den ich witterte, für einen von meiner Arbeit, machte Jagd darauf, und alle, deren ich mich bemächtigen konnte, nahm ich alsbald als gute Prisen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich die Freude, einen guten Theil meiner eigenen Münze wieder einzukassiren; denn ob sie gleich verrufen war, so kursirte sie doch nach wie vor in Handel und Wandel. Dies Gewerbe ging eine Zeit lang wohl von statten; ich besuchte unter mancherlei Gestalten, bald als Kavalier, bald als Handelsmann oder Jude Messen und Märkte, und hatte mich so gut in mein Fach hineinstudirt, meine Hand war so geübt und behend, daß sie nie einen Fehlgriff that und mich reichlich nährte. Diese Lebensart behagte mir so trefflich, daß ich beschloß, dabei zu verharren; doch der Eigensinn meines Geschicks gestattete mir nie, das zu sein, was ich wollte. Ich bezog den Jahrmarkt zu Liegnitz, und hatte da den Beutel eines reichen Pächters auf's Korn genommen, der von Gold strotzte, wie der Bauch seines Besitzers von Schmeer. Durch die Unbehülflichkeit des schweren Seckels mißrieth der Kunstgriff meiner Hand, ich wurde auf der That ergriffen und unter der gehässigen Anklage als ein Beutelschneider vor Gericht gestellt, ob ich schon diesen Namen nicht in einer unehrlichen Bedeutung verdiente. Ich hatte zwar ehedem Beutel genug zugeschnitten, aber nie hatte ich einem Menschen den Geldbeutel abgeschnitten, wie man mich doch beschuldigte, sondern alle, die ich erbeutet hatte, waren mir gleichsam in die Hände gelaufen, als wenn sie zu ihrem ersten Eigenthümer zurückkehren wollten. Diese Ausreden halfen zu nichts, ich wurde in den Stock gelegt, und mein Unstern wollte, daß ich abermals nach Urtheil und Recht aus meinem Nahrungsstande hinausgestäubt werden sollte. Diesem lästigen Umstande kam ich zuvor, ersah meine Gelegenheit, und strich mich in der Stille aus dem Gefängniß.

Ich war unentschlossen, was ich nun anheben und beginnen sollte,

um nicht zu verhungern; auch der Versuch, ein Bettler zu werden, mißrieth. Die Polizei in Großglogau nahm mich in Anspruch, wollte mich wider Willen und Dank verpflegen, und mich mit Gewalt in einen Beruf hineinzwängen, der mir widerstand. Mit Mühe und Noth entkam ich dieser strengen Gerichtsbarkeit, die sich herausnimmt, die ganze Welt zu bevormunden; denn mein Grundsatz ist von jeher gewesen: Mit der Polizei unbeworren. Ich mied darum die Städte, und trieb mich als ein Weltbürger auf dem Lande herum. Hier traf sich's, daß die Gräfin gerade durch den Flecken reiste, wo ich meinen Aufenthalt hatte; es war etwas an ihrem Wagen zerbrochen, das wieder ausgebessert werden mußte, und unter mehreren müssigen Leuten, welche die Neugierde trieb, nach der fremden Herrschaft zu gaffen, trat ich auch mit unter den Haufen, und machte Bekanntschaft mit dem schäfernen Bedienten, der mir in der Einfalt seines Herzens anvertraute, daß ihm vor Euch, Herr Rübezahl, gewaltig bange sei, weil wegen des Verzugs die Reise nun in der Nacht durch's Gebirge gehen werde. Das brachte mich auf den Einfall, die Zaghaftigkeit der Reisegesellschaft zu nutzen und in der Geisterwelt meine Talente zu versuchen. Ich schlich mich seitab in die Wohnung meines Patrons und Pflegers, des Dorfküsters, der eben abwesend war, bemächtigte mich seiner Amtskleidung, eines schwarzen Mantels, und zugleich fiel mir ein Kürbis in's Gesicht, der zum Aufputz des Kleiderschrankes diente. Mit dieser Zurüstung und einem handfesten Bläuel versehen, begab ich mich in den Wald, und staffirte da meine Maske aus. Welchen Gebrauch ich davon gemacht habe, ist Euch genugsam bekannt, und daß ich ohne Eure Dazwischenkunft meinen Meisterstreich glücklich ausgeführt hätte, ist außer Zweifel, mein Spiel war bereits gewonnen. Nachdem ich mich der beiden feigen Kerle entledigt hatte, war meine Absicht, den Wagen tief in den Wald hineinzuführen, und ohne den Damen das geringste zu Leide zu thun, nur einen kleinen Trödelmarkt zu eröffnen, und den schwarzen Mantel, der in Absicht seiner mir geleisteten Dienste von keinem geringen Werth war, gegen ihre Baarschaft und Geschmeide zu vertauschen, ihnen eine glückliche Reise anzuwünschen, und mich bestens zu empfehlen.

Aufrichtig gesprochen, Herr, von Euch fürchtete ich am wenigsten, daß Ihr mir den Markt verderben würdet. Die Welt ist so unglaubig, daß man nicht einmal die Kinder mit Euch mehr zu fürchten machen kann, und wenn nicht etwa noch hier und da ein Tropf, wie der Bediente der Gräfin, oder ein Weib hinter dem Rocken Eurer zuweilen erwähnte, so hätte Euch die Welt längst vergessen. Ich gedachte, wer Rübezahl sein wollte, der dürft' es, bin nun eines andern belehrt und in Eurer Gewalt, habe mich auf Gnade und Ungnade ergeben, und hoffe, daß meine offen-

herzige Erzählung Euren Unwillen mildern werde. Euch wär's ein Kleines, einen ehrlichen Kerl aus mir zu machen. Wenn Ihr mich mit einem guten Zehrpfennig aus Eurer Braupfanne begabt entließet, oder mir so wie jenem hungrigen Passagier ein Schock Heckschlehen von Eurem Zaune pflücktet, der sich auf Eurem Obst zwar einen Zahn ausbiß, aber die Schlehen nachher in eitel goldene Knöpfe verwandelt fand, oder wenn Ihr von den acht Kegeln, die Euch noch übrig sind, mir einen verehrtet, davon Ihr den neunten weiland an einen Prager Studenten schenktet, der mit Euch bosselte, oder den Milchkrug, dessen geronnene Milch sich in Goldkäse verwandelte, oder wenn ich straffällig bin, mich so wie jenen wandernden Schuster schulmeisterhaft mit der goldenen Ruthe strichet, und mir solche nachher zum Andenken verehrtet, wie die Handwerker auf ihren Gelagen und Herbergen von Euch zu erzählen wissen, so wäre mein Glück mit einem Mal gemacht. Wahrlich Herr! wenn Ihr die Bedürfnisse der Menschen fühltet, so würdet Ihr ermessen, daß es schwer hält ein Biedermann zu sein, wenn man an Allem Mangel leidet; denn wenn man zum Exempel Hunger fühlt, und keinen Scherf im Beutel hat, so ist es eine Heldentugend, eine Semmel nicht zu stehlen von dem Brodvorrath, den ein reicher Bäcker-Crösus auf seinem Laden zur Schau aufgestellt hat. Das Sprichwort sagt: Noth hat kein Gebot.

Geh, Schurke, sprach der Gnome, nachdem der Krauskopf ausgeredet hatte, so weit dich deine Füße tragen, und ersteige den Gipfel deines Glücks am Galgen! Hierauf verabschiedete er seinen Arrestanten mit einem heftigen Fußtritte, und dieser war froh, daß er so mit gelinder Strafe abkam, und pries seine Redegabe, die seiner Meinung nach ihn dießmal aus einer sehr schlimmen Lage gezogen hatte. Er sputete sich fleißigst, dem gestrengen Gebirgsherrn aus den Augen zu kommen, und ließ aus Eilfertigkeit den schwarzen Mantel zurück. So sehr er aber eilte, so schien es doch nicht, als wenn er von der Stelle käme, er sah immer die nämlichen Gegenden und Berge vor sich, ob er gleich die Burg, in welcher er ein Gefangener gewesen war, aus dem Gesichte verloren hatte. Abgemattet von diesem endlosen Kreislauf, streckte er sich unter einen Baum im Schatten, ein wenig auszuruhen und auf irgend einen Wanderer zu lauern, der ihm zum Wegweiser dienen könnte. Darüber fiel er in einen festen Schlaf, und als er erwachte, war um ihn her dicke Finsterniß, er wußte gar wohl, daß er unter einem Baume eingeschlafen war, gleichwohl hörte er kein Säuseln des Windes in den Aesten, sah keinen Stern durch das Laub schimmern, noch die geringste Nachthellung. Im ersten Schrecken wollte er aufspringen, da hielt ihn eine unbekannte Kraft zurück, und die Bewegung, die er machte, gab ein lautes widerhallendes Geräusch, wie

das Geklirr von Ketten; nun wurde er gewahr, daß er in Fesseln lag, und vermeinte viel hundert Lachter unter der Erde wieder in Rübezahls Gewahrsam zu sein, worüber ihm große Furcht und Entsetzen ankam.

Nach einigen Stunden begann es um ihn her zu tagen, doch fiel das Licht nur kärglich durch das eiserne Gitter eines kleinen Fensters zwischen den Mauern herein. Ohne zu wissen, wo er sich eigentlich befand, kam ihm der Kerker doch nicht ganz fremd vor; er hoffte auf den Gefangenwärter, wiewohl vergebens. Es verlief eine lange Stunde nach der andern, Hunger und Durst quälten den Verhafteten, er fing an Lärm zu machen, rasselte mit den Ketten, pochte an die Wand, rief ängstlich um Hilfe und vernahm Menschenstimmen in der Nähe; aber Niemand wollte die Thür des Gefängnisses aufthun. Endlich waffnete sich der Kerkermeister mit einem Gespenstersegen, öffnete die Thür, schlug ein großes Kreuz vor sich, und fing an den Teufel auszutreiben, der seiner Einbildung nach in dem Kerker tobte. Doch da er die Spukerei näher betrachtete, erkannte er seinen entwichenen Gefangenen, den Beutelschneider, und Kunz den Kerkermeister in Liegnitz. Jetzt wurde er inne, daß ihn Rübezahl wieder in das Gefängniß, dem er entronnen war, zurückspedirt hatte. Sieh da, Krauskopf! redete ihn der Gerichtsfrohn an, bist du wieder in deinen Käfig gehüpft? Woher des Landes? Immer da zum Thore herein, antwortete Kunz, bin des Herumlaufens müde, habe mich, wie Ihr sehet, in Ruhe gesetzt und mein altes Quartier wieder aufgesucht, so Ihr mich beherbergen wollt. Obgleich Niemand begreifen konnte, wie der Gefangene wieder in den Thurm gekommen sei, und wer ihm die Fesseln angelegt habe, so behauptete Kunz, der sein Abenteuer nicht wollte kund werden lassen, dennoch dreist, er habe sich freiwillig wieder eingefunden, ihm sei die Gabe verliehen, nach Gefallen durch verschlossene Thüren aus- und einzugehen, die Fesseln anzulegen und sich derselben, wenn er wolle, wieder zu entledigen; denn ihm sei kein Schloß zu fest. Durch diesen scheinbaren Gehorsam bewogen, verschonten ihn die Richter mit der verwirkten Strafe, und legten ihm nur auf, so lange für den König zu karren, bis er sich nach Gefallen der Fesseln entledigen würde. Man hat aber nicht vernommen, daß er von dieser Verwilligung jemals Gebrauch gemacht hätte.

Die Gräfin Cäcilie war indessen mit ihrer Begleitung glücklich und wohlbehalten in Carlsbad angelangt. Das erste, was sie that, war, den Badearzt zu sich zu berufen und ihn wie gewöhnlich über ihren Gesundheitszustand und die Einrichtung der Kur zu befragen. Trat herein der weiland hochberühmte Arzt, Doctor Springsfeld aus Merseburg, der die güldene Quelle des Carlsbades nicht mit dem paradiesischen Fluß Pison

würde vertauscht haben. Sein Sie uns willkommen, lieber Doctor, riefen Mama und die holden Fräuleins ihm freudig und traulich entgegen. Sie sind uns zuvorgekommen, fügte erstere hinzu, wir vermutheten Sie noch bei dem Herrn von Riesenthal; aber loser Mann, warum haben Sie uns dort verschwiegen, daß Sie der Badearzt sind? Ach Herr Doctor, fiel Fräulein Hedwig ein, Sie haben mir die Ader durchgeschlagen, der Fuß schmerzt mich, ich werde hier nur hinken und nicht walzen können. Der Arzt stutzte, sann lange hin und her, und erinnerte sich nicht, die Damen irgendwo gesehen zu haben. Ihro Gnaden verwechseln ohne Zweifel mich mit einem andern, sprach er, ich habe vordem nicht die Ehre gehabt, Ihnen persönlich bekannt zu sein, der Herr von Riesenthal gehört auch nicht zu meiner Bekanntschaft, und während der Kurzeit pflege ich mich nie von hier zu entfernen. Die Gräfin konnte keinen andern Grund von diesem strengen Inkognito, das der Arzt so ernsthaft behauptete, sich geben, als daß er ganz gegen die Denkungsart seiner Kollegen für seine geleisteten Dienste nicht wollte belohnt sein. Sie erwiederte lächelnd: Ich verstehe Sie, lieber Doctor; Ihr Zartsinn geht aber zu weit, er soll mich nicht abhalten, mich für Ihre Schuldnerin zu bekennen und für Ihren guten Beistand dankbar zu sein. Sie nöthigte ihm darauf eine goldene Dose mit Gewalt auf, die der Arzt jedoch nur als Vorausbezahlung annahm, und um die Dame als eine gute Kunde nicht unwillig zu machen, ihr nicht weiter widersprach. Er erklärte sich übrigens das Räthsel ganz leicht durch den Gedanken, daß die ganze gräfliche Familie von einer Art Kribelkrankheit befallen sei, wobei seltsame und unbegreifliche Wirkungen der Einbildungskraft nichts ungewöhnliches sind, und verordnete viel gelinde und sanft wirkende Heilmittel.

Doctor Springsfeld war keiner der unbehülflichen Aerzte, die außer der Gabe, ihre Pillen und Latwergen anzupreisen, keine andere besitzen, sich ihren Patienten lieb und angenehm zu machen; er wußte seine Kunden mit artigen Geschichtchen, Stadtneuigkeiten und kleinen Anecdoten wohl zu unterhalten, und ihre Lebensgeister dadurch aufzumuntern. Da er vom Besuch der Gräfin seine Krankenbesuche fortsetzte, gab er das sonderbare Zusammentreffen mit der neuen Kundschaft in jedem Besuchzimmer zum Besten, ließ bei der oftmaligen Wiederholung die Sache wachsen, und kündigte die Dame bald als eine Kranke, bald als Schweberin oder Seherin an. Man war begierig, eine so außerordentliche Bekanntschaft zu machen, und die Gräfin Cäcilie wurde im Karlsbad das Märchen des Tages. Alles drängte sich in der Gesellschaft zu ihr, da sie mit ihren Töchtern zum ersten Mal erschien. Es war ihr und den Fräuleins ein höchst überraschender Anblick, die ganze Gesellschaft hier anzutreffen, in

welche sie vor einigen Tagen in dem Schlosse des Herrn von Riesenthal waren eingeführt worden. Der bebänderte Graf, der wohlbebauchte Domherr, der gelähmte Finanzrath fielen ihnen gleich zuerst in die Augen. Sie waren des steifen Ceremoniels überhoben, gegen Unbekannte sich zu beknixen: es war für sie kein fremdes Gesicht im Saale. Mit freimüthiger Unbefangenheit wendete sich die gesprächige Dame bald zu dem, bald zu jenem von der Gesellschaft, nannte jeden bei seinem Namen und Charakter, sprach viel vom Herrn von Riesenthal, bezog sich auf die bei diesem gastfreien Manne mit ihnen allerseits gepflogenen Unterredungen, und wußte sich nicht zu erklären, wohin das fremde und kalte Betragen aller der Herren und Damen deuten sollte, die vor Kurzem so viel Freundschaft und Vertraulichkeit gegen sie geäußert hatten. Natürlich gerieth sie auf den Wahn, das sei eine abgeredete Sache und der Herr von Riesenthal würde der Schäferei dadurch ein Ende machen, daß er unvermuthet selbst zum Vorschein käme. Sie wollte ihm gleichwohl nicht den Triumph gönnen, über ihren Scharfsinn gesiegt zu haben, und gab dem bekrückten Finanzrath scherzweise den Auftrag, seine vier Füße in Bewegung zu setzen und den Obersten aus dem verborgenen Hinterhalte hervorzurufen und vorzustellen.

Alle diese Reden bewiesen nach der Meinung der Badegesellschaft so sehr eine überspannte Phantasie, daß sie sammt und sonders die Gräfin bemitleideten, die nach dem Urtheil aller Anwesenden eine sehr vernünftige Frau schien, und in ihren Reden und dem Gange der Gedanken nichts Ausschweifendes verrieth, wenn ihre Phantasie nicht den Weg über das Riesengebirge nahm. Die Gräfin ihrerseits errieth aus den bedeutsamen Gesichtszügen, Winken und Blicken der um sie her versammelten Menschen, daß man sie schief beurtheile und daß man wähne, ihre Krankheit habe sich aus den Gliedern in's Hirn versetzt. Sie glaubte, die beste Widerlegung dieses kränkenden Vorurtheils sei die aufrichtige Erzählung ihres Abenteuers auf der schlesischen Grenze. Man hörte sie mit der Aufmerksamkeit an, mit der man ein Märchen anhört, das auf einige Augenblicke angenehm unterhält, davon man aber kein Wort glaubt. Wunderbar! riefen alle Zuhörer aus einem Munde, und sahen bedeutsam den Doctor Springsfeld an, der verstohlen die Achsel zuckte und sich gelobte, die Patientin nicht eher seiner Pflege zu entlassen, bis das mineralische Wasser das abenteuerliche Riesengebirge aus ihrer Phantasie rein würde weggespült haben. Das Bad leistete indeß Alles, was der Arzt und die Kranke davon erwartet hatten. Da die Gräfin sah, daß ihre Geschichte bei den Carlsbader Kurgästen wenig Glauben fand und sogar ihren gesunden Menschenverstand verdächtig machte, redete sie nicht mehr davon, und

Doctor Springsfeld unterließ nicht, dieses Schweigen den Heilkräften des Bades zuzuschreiben, das doch auf eine ganz andere Art gewirkt, und die Gräfin aller Gichter und Gliederschmerzen entledigt hatte.

Nachdem die Badekur beendigt war, die schönen Fräuleins sich genug hatten begaffen und bewundern lassen, den lieblichen Weihrauch der Schmeichelei von den Herren reichlich eingeathmet und sich satt und müde gewalzt hatten, kehrten Mutter und Töchter nach Breslau zurück. Sie nahmen mit gutem Vorbedacht den Weg wieder durch's Riesengebirge, um dem gastfreien Obersten Wort zu halten, und bei der Rückreise bei ihm vorzusprechen; denn von ihm hoffte die Gräfin Auflösung des ihr unbegreiflichen Räthsels, wie sie zur Bekanntschaft der Badegesellschaft gelangt sei, die sich so wildfremd gegen sie geberdete. Aber Niemand wußte den Weg nach dem Schlosse des Herrn von Riesenthal nachzuweisen, noch war der Besitzer zu erfragen, dessen Name weder diesseit noch jenseit des Gebirges bekannt war. Dadurch wurde die verwunderte Dame endlich überzeugt, daß der Unbekannte, der sie in Schutz genommen und beherbergt hatte, kein anderer gewesen sei, als Rübezahl, der Berggeist. Sie gestand, daß er das Gastrecht auf eine edelmüthige Art an ihr ausgeübt hätte, verzieh ihm seine Neckerei mit der Badegesellschaft, und glaubte nun von ganzem Herzen an das Dasein der Geister, ob sie gleich um der Spötter willen Bedenken trug, ihren Glauben vor der Welt offenbar werden zu lassen.

Seit der Begebenheit mit der Gräfin Cäcilie hat Rübezahl nichts mehr von sich hören lassen. Er kehrte in seine unterirdischen Staaten zurück, und da bald nach dieser Begebenheit der große Erdbrand ausbrach, der Lissabon und Guatemala zerstörte, seitdem immer weiter fortgewüthet und sich neuerlich bis an die Grundfeste des deutschen Vaterlandes verbreitet hat, so fanden die Erdgeister so viel Arbeit in der Tiefe, den Fortgang der Feuerströme zu hemmen, daß sich seitdem keiner mehr auf der Oberfläche der Erde hat blicken lassen. Denn daß die Länder am Rheinufer und Neckarstrom auf ihrer alten Erdscholle noch so grund- und bodenfest stehen, als der Brocken und das Riesengebirge, und daß die Herren von Hirschberg noch keine Flotte in See stechen lassen und an dem amerikanischen Seekrieg Antheil genommen haben, das ist das Werk der wachsamen Gnomen und ihrer unermüdeten Arbeit.

Rolands Knappen.

Vor vielen, vielen hundert Jahren, da gab es einen gewaltigen und großmächtigen Kaiser, der hieß Kaiser Karolus der Große. Weil es nun dazumal noch viele Heiden gab, die der Kaiser zum heiligen Christenglauben bekehren wollte, so führte er sein Lebenlang sehr heftige und furchtbare Kriege, und so oft der liebe Frühling in die Lande kam, so oft rückte auch Kaiser Karolus in das Feld, und führte seine Heerhaufen in Kampf und Schlachten, und gewöhnlich auch zum Siege.

Da geschah es einmal, daß er mit allen seinen Helden und Kriegsmannen aus dem hispanischen Lande zog, wo er gegen die Maurenvölker gewaltig und sieghaft gestritten und ihrer Viele vom Unglauben bekehrt hatte. Sein großes Kriegsheer hatte er in drei Haufen vertheilt, und führte die beiden ersten Schaaren in eigener Person, den dritten aber hatte er seinem Neffen, dem Ritter Roland, dem tapfersten aller Helden, anvertraut.

Der Kaiser Karolus war mit seinem Heerhaufen schon über die Pyrenäen nach Frankreich gezogen, und hatte seinem lieben Roland befohlen, noch vor Nacht zu ihm zu stoßen, er wolle ihn in Frankreich erwarten. Mittlerweile schlug er ein Lager auf, und lud seine übrigen Feldherren und die besten Ritter des Heeres zu einem Schmause ein in sein Zelt, um mit ihnen zu bankettiren, bis Herr Roland mit seiner Schaar ankäme.

Bei der Tafel ging es lustig zu, denn der Kaiser Karolus war in seinem Hause ein freundlicher und guter Herr, und sah nie heiterer drein, als wenn Alles in seiner Nähe recht von Herzensgrunde vergnügt war und sich des Lebens freute. Wie sie nun Alle recht guter Dinge waren, mit den großen Weinpokalen anstießen, und den Kaiser Karolus unter Pauken- und Drommetenschall hoch leben ließen, da setzte dieser auf einmal den Becher, den er eben zum Munde führen wollte, wieder auf die Tafel, winkte den Rittern und Musikanten Ruhe, und horchte lange hoch auf. Endlich, da sprach er: Es war mir doch, als ob ich so eben meines lieben Vetters Roland Hifthorn gehört hätte, vernahmet Ihr nichts? — Nein, sagten die Ritter, wir haben nichts vernommen, und du hast dich wohl auch getäuscht, Kaiser Karolus, denn Roland ist wohl noch an zehn Stunden Wegs hinter uns und zieht noch in den Gebirgen entlang.

Der Kaiser dachte, seine Ritter möchten Recht haben, und das Jubeln und das Bankettiren nahm wieder seinen Anfang. Plötzlich fuhr aber

Kaiser Karolus wieder von seinem Platze wild in die Höhe und winkte mit der Hand, daß Alles todtenstill im Zelte wurde, und sagte langsam: Um Christi Wunden willen, Leute, seid ruhig, ich habe wahr und wahrhaftig des Rolands Hifthorn zum zweiten Male vernommen.

Da wurden viele Ritter todtenbleich, als sie des Kaisers verstörtes Antlitz sahen, und sie horchten mit Anstrengung in die Weite hinaus. Und siehe, da drangen weit, weit von den Pyrenäen herüber, lang und gezogen, klagende Töne eines Hifthorns durch die Lüfte, wie der Ruf eines Sterbenden, und die Ritter sprangen erschrocken in die Höhe und riefen: Das ist Rolands Horn. Kaiser Karolus Antlitz aber wurde finster wie eine Gewitterwolke, und seine Augen loderten wie flammende Blitze.

Alle zu Roß! rief er mit dumpfer Stimme, rüstete und wappnete sich eiligst mit seinen Rittern, warf sich auf sein Schlachtroß, sprengte mit gezogenem Schwerte stumm und lautlos zurück in die Gebirge, und bange Ahnungen erfüllten sein Herz mit zorniger Wehmuth.

Während aber der Kaiser mit seinen Rittern das festliche Bankett gehalten hatte, war Ritter Roland mit seiner Heerschaar in den eisbedeckten Pyrenäen vorgedrungen und in ein wildes, zerklüftetes Thal gelangt, das Thal von Roncesvalles benannt. Bis hierher hatten ihm die Feinde Ruhe gelassen, aber jetzt stürzten sie auf einmal von allen Seiten zahllos, wie der Sand am Meere, über ihn und sein Häuflein her, und eine wilde ingrimmige Schlacht erhob sich in dem engen Thale. So tapfer sich auch Jeder wehrte, so gewaltig und todtbringend Rolands Heldenschwert auch auf die Köpfe der Heiden hernieder schmetterte, dennoch unterlag die kleine Schaar der Uebermacht der Feinde, Mann auf Mann stürzte tödtlich verwundet zu Boden, und bald stand nur Roland noch und seine drei Knappen hoch aufgerichtet da, und wehrten die andringenden Mauren von sich ab, so gut es gehen wollte. In der höchsten Noth ergriff er sein Horn und stieß lange ängstliche Töne hinein, die den Kaiser Karolus mahnen sollten, Hülfe zu bringen, oder Rache für seiner Helden schmählichen Tod.

Die Töne hatte der Kaiser nun wohl vernommen, als er jedoch mit seinen Rittern heranrasselte in das Thal hinein, da lag sein Liebling, der tapfere Roland, bleich und todt auf dem blutigen Rasen und hielt sein gutes Schwert Durand noch fest in der erstarrten Faust, und sein goldenes Hifthorn lag neben ihm, und war geborsten von den gewaltigen Tönen, die Roland hineingestoßen hatte, von oben bis unten. Die wilden Heiden aber waren entflohen, so bald sie den Kaiser in der Ferne gesehen hatten.

Da befahl der große Karolus, den Helden auf eine Tragbahre zu legen, und führte ihn in einem goldenen Sarge mit sich bis nach Deutsch-

land, wo er ihn unter Thränen und mit großem Gepränge im Dome zu Aachen beisetzen ließ.

Als nun der tapfere Roland zu Tode getroffen niedergesunken war, da sahen seine drei Knappen wohl ein, daß nichts mehr zu machen wäre, und schlichen sich, so schnell sie konnten, auf die Seite, klimmten an den steilen Felsen in die Höhe und flohen in einen dichten großen Wald. Hier liefen sie, so weit sie ihre Füße tragen konnten, und dachten immer ein Obdach zu finden, wo sie die Nacht zubringen und von den Mühen des Tages sich erholen könnten. Es ward aber endlich stockfinstre Nacht, und da sie die Hoffnung auf eine Herberge nun aufgeben mußten, legten sie sich unter einen großen Eichbaum und versuchten zu schlafen. Der Schlaf wollte aber nicht kommen, und bald fuhr Andiol, Rolands Schwertträger, bald Amarin, Rolands Schildhalter, bald wieder Sarron, der dem Roland immer die Sporen angeschnallt hatte, erschrocken in die Höhe, und es war ihnen allen Dreien ängstlich und beklommen zu Muthe.

Endlich sagte Amarin: Kameraden, schlafen können wir doch nicht, laßt uns daher lieber ein wenig plaudern, daß uns die Nacht nicht so lange währt.

Das waren die beiden Andern zufrieden, und nun sprachen sie von der verlorenen Schlacht und von ihrem lieben gestorbenen Roland, und Andiol seufzte: Ach, wenn wir doch nur nicht in den Wald hier gelaufen wären. Wir hätten besser gethan, zum Kaiser Karolus zu gehen. Bei Leibe nicht, rief Sarron, wie meinst du wohl, daß uns der Kaiser aufgenommen hätte, wenn wir ohne Roland angekommen wären. Nein, lieber wollte ich noch, wir lägen alle Drei erschlagen und kalt und todt auf dem blutigen Schlachtfelde. Nicht doch, sprach Amarin, wie könnt ihr solch' dummes Zeug reden. Wir haben das beste Theil erwählt, denn unser Tod würde den Herrn Roland nicht wieder lebendig machen, und der Kaiser hätte uns auf der Stelle todtgeschlagen im Zorne, wenn wir uns hätten vor ihm blicken lassen. Seid ruhig und wartet die Zeit ab, wer weiß, was uns noch beschieden ist, wenn wir lebendig aus diesem Walde wieder herauskommen. Nur den Muth nicht sinken lassen, und Alles geht am Ende besser, als wir denken. Nach diesen Worten waren die drei Gesellen eine Weile still und horchten auf den Wind, der durch die Wipfel der Bäume rauschte, oder auf das Geheul wilder Thiere, das zuweilen dumpf aus weiter Ferne zu ihnen herüberdrang.

Plötzlich sagte Andiol: Seht dort hin, Gefährten, ist das nicht der Schimmer eines Lichtes? Schnell drehten Amarin und Sarron die Köpfe nach der Gegend hin, die ihnen Andiol zeigte, und riefen: Ja, wahrlich,

das ist eine Flamme und kein Irrlicht, denn es bleibt immer auf ein' und demselben Fleck. Laßt uns aufbrechen und darauf losgehen, vielleicht finden wir ein Obdach und Speise und Trank, wir haben den ganzen Tag nichts gegessen.

Da standen die drei Gesellen auf und schritten auf die Flamme los. Das war eine mühsame Arbeit, und der Weg schien den Knappen entsetzlich lang. In der Dunkelheit stolperten sie zuweilen über alte Baumwurzeln, oder rissen sich die Gesichter und Hände an Dornen und Gestrüpp auf, daß alsbald das Blut hervorrieselte, oder sie rannten mit der Stirne gegen einen alten Eichbaum, den sie in der Finsterniß nicht sehen konnten, und dann und wann verloren sie sogar den Schimmer des ersehnten Lichtes ganz aus den Augen. Da mußte denn immer Einer nach dem Andern abwechselnd auf die Bäume klettern und die Flamme suchen. Alle diese Hindernisse vermehrten ihren Aerger, ihre Verlegenheit und Erschöpfung, und sie waren daher herzlich froh, als sie endlich um die Mitternachtsstunde an ein kleines Häuschen gelangten, dessen einziges hell erleuchtetes Fenster ihren Leitstern in der Finsterniß abgegeben hatte. Sie schlichen sachte an das Fenster heran und schauten in das Innere einer Stube, die ganz hell erleuchtet war, und die sie bequem von draußen übersehen konnten. Da erblickten sie denn einen großen Herd, auf dem ein gewaltiges Feuer brannte. Die Holzstücke knisterten und flackerten, daß sie es sogar draußen vor dem Fenster hörten. Ueber dem Feuer an starken eisernen Ketten hing ein mächtiger Kessel, in dem siedete und kochte und brodelte es, daß ihnen das Herz im Leibe lachte. Neben dem Kessel, dicht am Feuer lag ein großer Kater knurrend und brummend, und schaute giftig mit seinen rothen Glühaugen nach den Scheiben, durch welche die Knappen das Alles überblicken konnten. Außerdem standen in der räucherigen alten Stube noch allerlei sonderbare Geräthe, fremde wunderliche Thiere hingen ausgestopft von der Decke herunter, und ein nackter Schädel grinzte von einem Gestelle in der Ecke herab. Ein menschliches Wesen war aber nicht zu entdecken, und das machte unsern drei Knappen wieder Muth, der ihnen beim Anblick der grauenhaften Stube schon ziemlich entfallen war.

Sie beriethen leise, was zu thun sei, und konnten nicht einig darüber werden. Endlich sagte Andiol: Mag daraus werden, was da will, ich klopfe an. Ein Menschenfresser wird in dem Hause nicht wohnen, und überdem sind wir unser drei und stehen unseren Mann.

Bei diesen Worten nahm er einen Stein von der Erde auf und donnerte an die alte Hausthür, daß es krachte und wetterte. Aber Alles blieb in dem Häuschen todtenstill, nichts rührte und regte sich, nicht einmal der große Kater auf dem Feuerherde. Von Neuem schmetterte Andiol

gegen die Hausthür, und zugleich erhoben die drei Gesellen ihre Stimmen, die nicht allzufein klangen, und brüllten aus Leibeskräften: Heda, aufgemacht, aufgemacht in des Henkers Namen, hier sind drei müde Wandersleute, die Quartier begehren!

Noch immer regte sich in dem Hause nichts. Da wurden die Knappen toll und wild, schrieen, was sie konnten, zogen ihre Schwerter, schlugen mit aller Macht an Thür und Fenster, und drohten, das Häuschen in Grund und Boden hineinzuschlagen, wenn nicht sogleich geöffnet würde. Da endlich hörten sie eine Stimme, die ihnen Mark und Bein durchbohrte, so greulich und krächzend ließ sie sich vernehmen, und die Worte drangen zu ihnen: Was wollt Ihr an meinem Häuschen, Ihr Vagabunden und Ruhestörer, wer seid Ihr, was wollt Ihr, hier ist keine Herberge für Leute Eures Gelichters, packt Euch fort, fort! fort!

Ach, du lieber Gott, rief Amarin kläglich, als er dies hörte, liebste, beste Frau, macht doch nur die Thür auf, und gebt uns ein Stückchen Brod und ein Glas frisches Wasser. Wir sind flüchtige arme Kriegsleute, die keinem Menschen ein Leid anthun, haben den ganzen Tag noch nichts gegessen und getrunken, und müssen vor Hunger umkommen, wenn Ihr nicht Erbarmen mit uns habt.

Nun, wenn die Sache so steht, krächzte das alte Weib, dann wartet nur ein Bischen, ich will Euch aufschließen und Quartier geben, und Ihr sollt wohl noch etwas Besseres haben, als Wasser und Brod. Warum habt Ihr denn nicht gleich gesagt, daß Ihr hungrig seid, und warum macht Ihr denn solchen Heidenlärm? Na, wartet nur, wartet nur, Kinderchen, ich will schon aufmachen, wenn ich die Schlüssel habe.

Das klang für die fast verschmachteten hungrigen Gesellen doch schon viel trostreicher, und sie hörten, wie drinnen in dem Häuschen die Alte hin- und herschlürfte und die Schlüssel suchte, und wie sie endlich mit dem Schlüsselbunde rasselnd an die Hausthür kam, mächtige eiserne Riegel auf die Seite schob, aufschloß, und endlich die Thür öffnete. Mit einer mächtigen Kienfackel leuchtete sie in die Finsterniß hinaus, und betrachtete sich die späten Gäste, die bei ihrem Anblicke beinahe ohnmächtig geworden wären, so grausam häßlich und abscheulich war die alte Hexe anzusehen.

Hätten die drei Knappen nicht drinnen den Kessel gesehen, und hätte der Hunger sie weniger geplagt, sie wären bei Leibe nicht in die Höhle hinein gegangen, so fürchteten sie sich vor der Alten. Sie war aber auch gar zu häßlich, ihr Leib war spindeldürr und schien aus nichts als Haut und Knochen zu bestehen. Es klapperte ordentlich, wenn sie sich bewegte. Ihr Haar, grau, struppig und verwirrt, hing in lauter Strängen um ihr

Gesicht her, wenn diese Larve, der Ausbund alles Häßlichen, noch ein Gesicht genannt werden konnte. Ueber und über war es mit Runzeln bedeckt und sah ganz schwarzbraun aus. Ihre kleinen grünfunkelnden Augen hatten blutrothe Ränder und thränten in einem fort, ihr Mund war anzuschauen wie eine weite Höhle, und reichte von einem Ohr bis zum andern, und hatte nur noch einen einzigen Zahn, der wie ein Felsstück dunkelschwarz aus der wackelnden Kinnlade emporstieg. Der lange, runzlige, nackte Hals saß auf zwei Buckeln fest, denn vorn hatte die Hexe einen, und hinten auch einen, und das Hälschen war so dünn wie ein Stäbchen, und wenn die Hexe mit dem Kopfe schüttelte, waren die Knappen ordentlich bange, er mögte abbrechen. Um ihren dünnen klapprigen Leib flog ein feuerrothes seidenes Gewand, aus dem sie die langen, dürren Arme mit den Spinnenfingern gespenstisch hervorstreckte.

Als sich das alte Scheusal die drei jungen Knappen genugsam betrachtet hatte, schien sie zufrieden, nickte ihnen freundlich grinsend zu und sagte mit krächzender Stimme: Kommt nur herein in mein Hüttchen, ihr feinen Söhnleins, kommt herein, ich will Euch ein Bettchen bereiten von lauter Eiderdunen, und Braten sollt Ihr zu essen haben und Wein dazu, so viel Ihr trinken wollt. Kommt, kommt herein geschwind, die Nacht ist kalt und rauh der Wind.

Bei diesen Worten öffnete sie die Thür noch weiter, und trat zurück, die Knappen einzulassen. In demselben Augenblicke aber sprang knurrend und prustend mit einem Satze der schwarze Kater aus dem Hause hinaus, kletterte schnell wie der Blitz auf den nächsten Baum bis in die Krone hinan, und miaute ganz kläglich herunter. Als die Hexe das sah, kreischte sie laut auf, schlug den Knappen die Thür vor der Nase zu, und heulte: Mein Kater ist fort, mein Kater ist fort, mein süßes Mietzchen, ehe Ihr mir meinen Kater nicht wieder einfangt, dürft Ihr mir nicht herein, und kriegt weder Braten, noch süßen Wein. Bringt mir mein Mietzchen wieder!

Da standen die drei Gesellen wieder im Dunkeln, und schimpften auf die alte Hexe, was das Zeug hielt. Das half ihnen aber zu nichts, denn die Alte ließ Keinen herein, und die Thür war so fest, daß bei dem Versuche, sie mit Gewalt aufzumachen, wohl eher ihre Schwerter, als die Thür zerbrochen wäre. Was war nun anzufangen? Ich kümmere mich um das schwarze Thier nicht, sagte Andiol trotzig, und ehe ich dem Kater nachlaufe, will ich lieber Hunger und Durst leiden, und auf Baumstumpfen schlafen. Sarron donnerte und wetterte, und sprach: Ich gehe meiner Wege, einmal muß der Wald doch ein Ende nehmen, und hier stehen wir doch nur wie die Narren, denn die alte Hexe treibt nur ihren Spaß mit

uns. Hol sie der Henker. Amarin aber sagte gar nichts, ließ die beiden Kameraden schimpfen und fluchen, und schlich sich sacht unter den Baum, auf dem der Kater seine Zuflucht gesucht hatte. Hier fing er an, sehr ergötzlich zu schnurren und zu knurren, und miaute so natürlich, daß nach und nach die schwarze Bestie an den Zweigen herunter stieg und immer näher und näher an Amarin herankroch. Sie dachte vermuthlich, Gesellschaft zu finden. Jetzt war sie ganz nahe, Amarin packte zu, griff den Flüchtling, und hielt ihn glücklich fest. Der Kater prustete und kratzte, Amarin kümmerte sich darum aber nur wenig, und rief jubelnd seine Kameraden zurück, die sich wirklich schon auf den Weg gemacht hatten und auf's Gerathewohl in den Wald hineingelaufen waren. Nun wurde die alte Hexe wieder herausgeklopft, sie nahm Amarin ihren Liebling ab, und ließ die erschöpften Wanderer in ihre Hütte ein.

So unzufrieden und mißmuthig die drei Gesellen auch gewesen waren, so heiterte sich doch jetzt ihr Gesicht auf, als sie sahen, wie sorgfältig die alte Wirthin, während sie den Kater fingen, für ihre Bequemlichkeit und ihren Magen gesorgt hatte, und sie söhnten sich nach und nach ganz mit ihrer Häßlichkeit aus. In dem Stübchen war ein Tisch gedeckt und reichlich mit köstlichen Leckerbissen besetzt, daß die hungrigen Knappen meinten, es hätte ihnen ihr Lebtage noch nicht so wohl geschmeckt. Sie schonten aber auch nicht, sondern hieben tapfer ein, und die großen Braten verschwanden unter ihren Angriffen so schnell, als ob es Lerchen und Sperlinge gewesen wären. Die Alte schien sich von Herzen über den gewaltigen Appetit ihrer Gäste zu freuen, und redete ihnen fortwährend zu, sie sollten es sich schmecken lassen, und wenn der Vorrath nicht ausreichte, so hätte sie noch mehr in der Speisekammer. Dabei trippelte und schlürfte sie geschäftig und mit wunderbarer Schnelligkeit hin und her, und brachte immer ein Gericht nach dem andern angeschleppt, so daß die Knappen gar nicht begriffen, woher es die Alte nur nehmen konnte.

Jetzt trug sie auch einen großen silbernen Krug herbei, und setzte drei Becher auf den Tisch und füllte sie fleißig aus dem Kruge mit köstlichem Weine. Trinkt, Kinderchen, trinkt, schnarrte sie dabei, es wird Euch wohl thun, der Wein ist gut, erfrischt das Blut, trinkt, Kinderchen, trinkt. Das ließen sich die Knappen nicht zweimal sagen, sondern griffen nach den Bechern und tranken, Jeder einen langen, tiefen und erquickenden Zug. Solchen köstlichen Wein hatten sie in ihrem Leben noch nicht geschmeckt. Wie Feuer durchdrang es ihr Gebein, und erfrischte und belebte sie so herrlich, daß ihnen zu Muthe war, als ob alle überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten des heutigen Tages nur ein Traum gewesen wären.

Die Alte hatte recht ihre Freude an den muntern Burschen, und lachte und schmunzelte und geberdete sich so ergötzlich, daß die Knappen ihren tausend Spaß an ihr hatten, und lachten, daß ihnen die Thränen aus den Augen kamen. Nebenbei ließen sie die Becher nicht ruhen, sondern tranken in vollen Zügen, und ließen auch nicht einen Tropfen nebenbei fließen.

Endlich, als der Jubel gar zu laut wurde, und die Knappen anfingen, sich ganz wie unsinnig zu geberden, da meinte die Alte, es wäre nun an der Zeit, zu Bette zu gehen, und sie sollten sich schlafen legen. Auf dieses Gebot standen alle drei auf, sahen sich in der Stube um, und suchten ihr Lager. Da zeigten sich aber nur zwei Betten, die waren mit feinem weißen Linnen überzogen, bauschten sich hoch auf und sahen äußerst einladend und appetitlich aus. I nun, sprach Andiol, Mütterchen, in den Betten da läßt sich wohl schlafen, aber es sind ihrer ja nur zwei, und sie sind so schmal, daß nur Einer von uns in jedem Platz hat. Wo soll denn der Dritte bleiben über Nacht? Die Hexe sprach: Ganz recht, mein Sohn. Die beiden Betten sind für deine Kameraden bestimmt. Du aber, das verlange ich als Dank für meine Gastfreundschaft, mußt den Rest der Nacht vor meiner Kammer knieen, und für das Heil meiner armen Seele zu Gott beten. Weigere dich dessen nicht, oder du wirst es bereuen. Deine Gesellen müssen in den nächsten Nächten das Gleiche für mich thun. — Andiol aber wollte der Alten nicht folgen, und seine Kameraden ebenfalls nicht. Sie geriethen in Wuth und zogen ihre Schwerter. Als die Hexe jedoch sah, daß die Gesellen Ernst machten, murmelte sie schnell einige Worte in den Bart, ergriff ein Stäbchen, das in ihrem Gürtel steckte, und berührte damit die wüthenden Knappen, ehe sie zuschlagen konnten. Da standen sie alle drei steif und starr, Keiner konnte die Hand rühren oder den Fuß vorwärts setzen, und sie waren anzusehen, wie steinerne Bildsäulen. Jetzt lachte die Hexe, ging von Einem zum Andern, streichelte Jedem mit ihrer dürren, runzligen Hand über die Wangen und krächzte: Könnt Ihr nun artig sein, Ihr wilden Knäbchen? Nehmt doch Euer Schwert, und schlagt der alten Frau, die Euch Obdach gegeben und bewirthet hat, den Kopf ab! Schlagt sie todt, wenn Ihr könnt, und fürchtet Euch nicht. Aber ich weiß wohl, Ihr seid so schlimm nicht, wie Ihr aussehet, und habt blos Euren Spaß mit der alten Hexe gehabt. Geht zu Bett, zu Bett, ihr, Sarron und Amarin, und du, mein Knabe Andiol, kniee vor meiner Kammer. Komm, komm, mein Söhnchen, heute du, und morgen die andern. Die Knappen wußten nicht, wie ihnen geschah. Sarron und Amarin schlichen ganz stillschweigend in ihre Betten, und Andiol folgte der Hexe. Am andern Morgen stand Andiol auf und wollte seine

Kameraden wecken. Leise erhob er sich, um die Alte nicht zu stören, warf sich in seine Kleider und ging hinaus in die Stube. Da standen noch die Reste des gestrigen Banketts auf dem Tische umher, der schwarze Kater glotzte ihn an, und seine Gefährten Sarron und Amarin lagen noch tief in den Federn und rührten sich nicht, obgleich die liebe Sonne schon hoch am Himmel stand und freundlich durch das Fenster herein leuchtete. Andiol rief die Beiden aus dem Schlafe wach, und weil ihm ein wenig wüst und sonderbar im Kopfe war, schob er die schweren eisernen Riegel von der Thür zurück, und trat hinaus in den duftigen, frischen, grünen Wald.

Da ward ihm gar bald wieder munter um das Herz, und er freute sich des prächtigen Sonnenscheins, ging an ein Bächlein, das bei der Hütte vorüber rieselte, und wusch sich vollends den Schlaf aus den Augen. Nach kurzer Zeit traten auch seine Kameraden zu ihm, und die drei Knappen überlegten nun hin und her, was sie beginnen, und ob sie sich gleich auf die Beine machen und fortlaufen, oder noch ein paar Tage bei der Alten verweilen sollten.

Einer wollte dies, der Andere jenes. Da sagte Andiol endlich: Ich gehe nicht fort, heimlich und verstohlen wie ein Dieb, und wenn ich noch ein ganzes Jahr hier zubringen müßte. Die Alte hat uns Gutes gethan, sie hat uns freundlich aufgenommen mitten in der Nacht, hat uns gespeist und gebettet, es wäre schändlich, wenn wir abziehen wollten, ohne uns bei ihr schönstens bedankt zu haben. Thut Ihr, wie Euch beliebt, ich gehe noch nicht fort.

Sarron brummte etwas in den Bart, was Niemand verstehen konnte. Amarin aber gab Andiol Beifall und fügte noch hinzu: Wer weiß auch, wie es jetzt draußen steht, und ob wir nicht gar wieder den Sarazenen und Heiden in die Hände laufen, wenn wir jetzt schon dieses schützende und sichere Haus verlassen. Andiol hat Recht, die Alte hat uns Gutes erwiesen trotz aller ihrer grausamen Häßlichkeit, und es wäre abscheulich, ihr ohne allen Abschied davon zu laufen.

Alles recht gut, brummte Sarron, wenn man nur wüßte, was die Alte für ein verwettertes altes Weibsbild ist und was sie mit uns vor hat. Eine ausgemachte und in allen Teufelskünsten wohl erfahrene Hexe ist sie auf jeden Fall, das habe ich gestern nur zu deutlich gesehen, als sie uns auf einmal ganz gegen unsern Willen zu Bildsäulen gemacht hat. Das Ende vom Liede war aber endlich doch, daß alle Dreie riefen: Mag es werden, wie es will, wir bleiben noch hier und zeigen uns der Alten gefällig, so viel wir können, denn eine Liebe ist der andern werth, und sie hat es uns doch an nichts fehlen lassen.

Kaum waren sie auf diese Weise einig geworden, da trat plötzlich die

Alte aus der Hausthür, klopfte die Bursche freundlich auf die Schultern, streichelte sie über die Backen und sagte sehr freundlich: Ei, ei, Söhnlein, schon so früh aus den Federn? Was habt Ihr denn schon mit einander zu plaudern gehabt? He? Heraus mit der Sprache!

Die Knappen wurden verlegen und blutroth im Gesicht, und keiner gab Antwort. Nun, nun, fuhr die Hexe fort, Ihr braucht Euch nicht gar so arg zu schämen und habt vielmehr ganz vernünftig und klug gesprochen und gethan. Ich habe Euch Wort für Wort hinter der Thüre abgelauscht und freue mich herzlich, daß Ihr noch nicht ganz und gar unter dem Kriegsvolke verderbt und verhärtet seid, sondern noch ein dankbares und gutes Herz bewahrt habt. Zum Lohn dafür will ich Euch auch noch zwei Tage hier behalten, denn das mögt Ihr nur wissen, wenn Ihr heute, ohne mir Lebewohl zu sagen, abgezogen wäret, würdet Ihr den Sarazenen gerade in die Hände gelaufen sein, und da wäre es Euch schlecht genug ergangen. Hier seid Ihr sicher und geborgen, denn hierher an mein Häuschen findet sich nur selten ein Mensch, und wenn Ihrer auch Hunderte kämen, so sollten sie Euch doch nichts zu Leide thun. Jetzt kommt, fürchtet Euch nicht, und eßt Euer Frühstück.

Die Alte humpelte in ihr Häuschen voran, und die Knappen folgten ihr voll Erstaunen und verdutzt nach. Sie wußten gar nicht, was sie denken sollten, und verwunderten sich, daß die Alte ihr Gespräch hatte belauschen können, was doch nur mit leiser Stimme geführt worden war, eben, damit sie nichts davon hören sollte. Zudem war es ihnen allen vorgekommen, als sehe die Hexe heute viel jugendlicher und kräftiger aus, als gestern, und sie zerbrachen sich darüber alle drei im Stillen den Kopf.

Sie wußten aber nicht, daß die Alte wirklich eine große und gewaltige Zauberin war, welche durch ihre Hexenkunst allerlei Mittel ausfindig gemacht hatte, ihr Leben zu fristen bis in die Ewigkeit. Das mißlang ihr auch nie, aber je älter sie auf diese Weise wurde, desto mehr alterte sie auch wirklich, denn das stand nicht in ihrer Macht, sich bei dem ewigen Leben auch eine ewige Jugend zu verschaffen. Es gab wohl ein Mittel dafür, aber sie hatte nur selten Gelegenheit, es gebrauchen zu können. Wenn sie nämlich ein Christenkind bewegen konnte, für sie zu beten, dann wurde sie in jeder Nacht um volle hundert Jahr jünger. Ihr eigenes Gebet würde Gott nicht erhört haben, weil sie eben eine Hexe war. Sie wohnte aber so versteckt in dem wilden Pyrenäengebirge, daß sich nur selten eine menschliche Seele in ihre Einsamkeit hin verlor, und das war der Grund, daß sie, als die Knappen zu ihr kamen, ausnehmend erfreut war, denn sie hatte schon wieder das 318te Jahr erreicht, und wünschte sehnlichst, ein paar Hundert davon wieder los zu werden. Natürlich mußte sie nun wohl

an diesem Morgen den drei Gesellen viel jugendlicher und lebendiger erscheinen, als bei ihrer Ankunft, denn durch Andiol war sie ja in der That um volle hundert Jahre jünger geworden, und das ist doch keine Kleinigkeit.

Die Alte sorgte den ganzen Tag über fleißig dafür, daß den jungen Gesellen nichts abging, und sie keine Langeweile empfanden. Sie brachte einen großen Zauberspiegel herbei und sagte: Wenn Ihr nun gute Freunde oder Eltern habt, dann sagt es mir, und Ihr sollt sie Alle sehen. Mein Spiegel zeigt Wahrheit, und was der in diesem Augenblicke thut, den Ihr erblicken mögt, das bringt er zu Tage.

Wohlan, rief Sarron, wenn die Sache sich so verhält, dann will ich jetzt einmal den Kaiser Karolus und sein Kriegsvolk sehen.

Augenblicklich liefen einzelne Schatten über den Spiegel hinweg, flüchtig wie ein Hauch, dann stiegen einzelne Wölkchen auf, wie ein Nebel, und wogten auf der Spiegelfläche hin und her, und plötzlich wichen die Wolken wie ein Vorhang zu beiden Seiten zurück, und voll Erstaunen und Bewunderung sahen die Knappen, wie durch ein großes Fenster, in ein breites Pyrenäenthal hinein. Da erblickten sie den Kaiser Karolus im vollen Harnisch auf seinem Streitrosse sitzend, und seine Paladine, Ritter und Helden dicht geschaart um ihn her. Vor dem Kaiser Karolus schritten sechszehn Kriegsleute einher, die eine aus Zweigen geflochtene und mit einem prachtvollen Teppich bedeckte Bahre auf ihren Schultern trugen. Sie sahen Alle sehr ernsthaft und betrübt aus. Hinter dem Kaiser zog sein Kriegsvolk ganz gerüstet und in blanken Waffen, aber kein Lächeln erhellte die bärtigen Gesichter, und Keiner wendete sich zum Nebenmanne, um zu scherzen oder zu plaudern, wie es doch sonst auf den Märschen und Kriegszügen zu geschehen pflegt. Und als die Knappen dem Kaiser Karolus recht genau in das schöne Heldenangesicht schauten, da bemerkten sie wohl, daß ihm von Zeit zu Zeit eine helle Thräne über die bärtigen Wangen rieselte, und daß sein Mund zuckte, wie im tiefsten Schmerz. Auch schaute er zuweilen wild zum Himmel auf, und dräuete mit geballter Faust und gezücktem Schwerte des Weges zurück, den er einher zog, und heiße Gelübde der Rache und Vergeltung schien er auszusprechen, wenn sein Auge, Zorn blitzend und den Tod von sich strahlend, auf der Bahre haftete, welche langsam ihm vorgetragen wurde.

Den drei Knappen wurde heiß und kalt bei diesem Anblicke, und Andiol sagte leise und mit zitternder Stimme: Dort auf der Bahre, unter dem rothen Teppich, da liegt bleich und kalt Roland, unser Herr, unser guter, lieber Herr, und der Kaiser trauert um ihn. Die beiden Andern nickten Andiol zu, und alle drei fingen bitterlich an zu weinen, und Sarron

brummte schluchzend: Ich wollte ich wäre selber todt und läge auf dem blutigen Schlachtfelde, denn seit der Roland erschlagen ist, ist meine beste Lebensfreude mit erschlagen, und ich glaube, ich kann im Leben nicht wieder froh werden. Ja, ja, seufzten die Andern, solchen Herren beschert uns der Himmel im Leben nicht mehr.

Als die alte Hexe aber sah, daß die drei Knappen so traurig wurden, redete sie ihnen freundlich zu und zauberte ihnen so viele neue prächtige Bilder vor, daß sie nach und nach ihres Grames Herr wurden, und sich an den schönen Gegenden, fremden Menschen und wunderbaren Gestalten des Spiegels wieder ergötzten.

So verging der Tag, und in der Nacht darauf mußte Amarin vor der Kammer der Hexe beten. Als diese nun am andern Morgen das Frühstück brachte, da war sie wieder um hundert Jahre jünger geworden, und sah ordentlich schon anmuthig und lieblich aus, und als sie am dritten Morgen hervorkam, da hatte sie sich in ein junges Fräulein von achtzehn Jahren verwandelt und sah aus wie ein Engel, und strahlte vor wunderbarer Schönheit und Lieblichkeit.

Die Knappen standen da wie die Salzsäulen, als sie auf einmal das schöne Fräulein erblickten, und schraken vor ihrer Holdseligkeit zusammen, denn sie erkannten in ihr die alte Hexe nicht, sondern glaubten zum mindesten eine Fee oder Königin zu sehen. Das Fräulein lachte aber von ganzem Herzen über die Verwunderung der drei Knappen, redete ihnen freundlich zu und bat sie, sich nicht vor ihr zu fürchten, denn wenn sie auch jünger geworden wäre, so thäte das ihrer Freundschaft doch keinen Abbruch. Uebrigens, fuhr sie fort, ist es nun Zeit, daß ihr euch auf den Weg macht, denn von den Mauren und Sarazenen habt ihr nichts mehr zu befürchten, und hier in dem öden Walde mögte euch mit der Zeit die Zeit lang werden. Damit ihr aber die alte Hexe nicht ganz und gar vergeßt, so will ich jedem von euch ein kleines Andenken geben.

Und da reichte sie Amarin einen schlechten, verschimmelten Kupferpfennig, auf dem nicht einmal das Gepräge mehr zu erkennen war; Andiol gab sie einen ledernen, unscheinbaren Däumling, und Sarron ein Tischtuch von ganz grober Leinwand.

Verachtet diese Geschenke nicht, fügte sie noch hinzu, und sehet euch wohl vor damit, denn es steckt mehr dahinter, als ihr denkt. Und nun lebt wohl, dort ist der Weg, den geht nur immer entlang, dann werdet ihr in das schöne Frankreich kommen. Vielleicht holt ihr gar den Kaiser Karolus noch ein, wenn ihr überhaupt zu ihm stoßen wollt. Lebt wohl, lebt wohl, lebt wohl!

Da war sie verschwunden wie ein Hauch, ehe die Knappen ein Wort

erwidern konnten, und diese standen da wie die Narren, ließen die Unterlippe herunter hängen bis auf das Kinn, und betrachteten mit unsäglicher Verachtung die Geschenke, welche sie beim Abschiede von der jetzt so reizenden Fee empfangen hatten. Plötzlich brachen alle drei in lautes Gelächter aus, und Amarin rief: Was zum Henker soll ich denn mit dem Dinge, dem lumpigen Kupferpfennige da, anfangen? Ich will mich hüten, das Spielwerk mit mir umher zu schleppen, man kann ja nicht einmal eine Semmel dafür kaufen. Warf den Pfennig in den Staub und stampfte mit dem Fuße darauf, daß er tief in den Erdboden hineinfuhr.

Dummes Zeug, dummes Zeug, brummte Sarron in den Bart, mir solchen Lappen zu schenken. Ist nicht einmal zum Schweißtüchlein zu gebrauchen. Was soll ich mit dem Dinge, fort damit. Warf es in die Luft und sah, wie ein sanfter Hauch das Tüchlein hinwegtrug und es fein säuberlich auf einen Dornenstrauch niederließ, wo es an den langen Dornen hängen blieb und lustig im Winde flatterte wie ein Fähnlein.

Andiol dachte, mögen die Esel thun was sie wollen, ich werfe meinen Däumling nicht weg, wer weiß zu was er nütze ist. Wenn unsere Wirthin sich aus einer alten, abscheulichen, triefäugigen Hexe in ein schönes junges Fräulein verwandeln kann, so vermag sie noch mehr Wunder zu thun, und ich will doch den Däumling auf alle Fälle aufbewahren. Er drückt mich ja nicht und ist auch keinen Centner schwer.

So machten sich denn endlich die drei Gesellen auf den Weg, schnitten sich jeder einen tüchtigen Dornenstock ab und schritten durch die stille Waldung die Straße entlang, welche ihnen die Hexe gezeigt hatte. Sarron und Amarin schimpften auf ihre Wirthin und schalten sie Geizkragen und Schmutzfinken, und wer weiß, wie noch sonst, und ärgerten sich ganz entsetzlich; Andiol aber ging auf dem schmalen Pfade hinter ihnen drein, und stellte von Zeit zu Zeit mit seinem Däumlinge allerlei Versuche an, um die geheimnißvolle Kraft, welche ihm, wie er fest überzeugt war, beiwohnte, an das Tageslicht zu bringen.

So hatte er ihn denn eben an den Daumen seiner linken Hand gesteckt, und betrachtete ihn mit tiefem Nachsinnen, da drehten sich Sarron und Amarin um und sagten: Potz Wetter, wo ist denn Andiol geblieben? Eben ging er doch erst noch dicht hinter uns drein. Er wird sich doch nicht verlaufen haben? Wir müssen ein wenig auf ihn warten.

Andiol dachte, die Beiden wollten ihn zum Besten haben und sich über ihn lustig machen, ging also an sie heran, faßte alle Beide derb an die Nase und schüttelte sie, daß sie laut schrieen.

Aber Sarron, rief Amarin zornig, wie kannst du so grob sein und

mich an der Nase zupfen. Potz Wetter, brummte Sarron, die Sticheleien verbitt' ich mir, du weißt so gut als ich, daß du mich an der Nase gezupft hast! Was ist das, sagte Andiol zu sich selbst, sollten sie mich wirklich nicht sehen können? Sind sie denn ganz und gar blind geworden? Dem Dinge muß ich auf den Grund kommen.

Nun trat er einige Schritte zurück und rief so laut er konnte: Amarin, Sarron, he! wo seid ihr? so wartet doch ein wenig!

Wie der Blitz fuhren die Beiden, welche schon wieder weiter gegangen waren, mit den Köpfen herum, rannten auf dem Wege zurück, und hätten Andiol beinahe über den Haufen geworfen, wenn er nicht schnell auf die Seite gesprungen wäre. Ist denn das möglich, dachte Andiol weiter, bin ich denn durchsichtig oder unsichtbar? Da fielen plötzlich seine Augen auf den Däumling, und nun zuckte es durch seinen Kopf, daß der Däumling, der unscheinbare, schlechte, lederne Däumling der Hexenmeister war, der ihn den Blicken der Menschen verbarg. Um die Wahrheit der Vermuthung zu prüfen, zog er ihn vom Finger ab, und siehe da, augenblicklich erkannten ihn seine Freunde, die eben den Versuch, ihn zu finden, aufgegeben hatten.

Wo läufst du denn umher, Andiol, brummte Sarron voll Aerger, bleib' doch auf dem Wege wie sich's gehört, oder geh' allein, wenn du nicht bei uns bleiben willst. Wart, dachte Andiol, dich Grobian will ich schon fassen, erwiderte auf seine Worte aber nichts, und ging still mit den Kameraden vorwärts. Nach einem Weilchen zog er den Däumling wieder an den linken Daumen und reichte Sarron eine so gewaltige Ohrfeige, daß diesem Hören und Sehen verging. Potz Wetter und kein Ende, fuhr Sarron wüthend auf, Andiol, bist du denn ganz — —"

Da blieben ihm die Worte im Munde stecken, denn weit und breit war kein Andiol zu sehen und zu hören, und Sarron sperrte vor Staunen Mund und Nase auf. Nun, dergleichen ist mir denn doch in meinem Leben noch nicht passirt, sagte er endlich langsam, schlägt mich da einer hinter die Ohren, und als ich mich umdrehe nach dem Flegel, ist keiner da. Und dabei brummt mir der Kopf, wie wenn ein Wespenschwarm drinnen steckte.

Andiol wollte sich vor Lachen ausschütten, als er das dumme, verwunderte Gesicht Sarrons erblickte, der Spaß gefiel ihm, und er beschloß, ihn noch weiter zu treiben. Leise schlich er jetzt hinter seinen Freunden her, die langsam ihres Weges fortschlenderten, und stieß von Zeit zu Zeit bald Amarin, bald Sarron in die Rippen. Die beiden Kameraden baten sich anfangs ganz höflich, die schlechten Späße unterwegs zu lassen; als aber das Ding gar nicht aufhörte, und einer dem andern die Rippenstöße

zuschrieb, die sie erleiden mußten, da wurden sie beide gegenseitig sackgrob und zogen endlich wüthend die Schwerter, und hieben zornblind auf einander ein. Da meinte Andiol, der Spaß wäre weit genug getrieben, zog den Däumling vom Daumen ab, stand, wie aus den Wolken gefallen, zwischen den entzweiten Freunden und brachte sie mit Noth und Mühe auseinander. Als der Friede hergestellt war, gestand er ihnen seine Schalkheiten offen und ehrlich, und entdeckte ihnen das große und wichtige Geheimniß seines Däumling.

Potz Wetter und kein Ende, sagte Sarron, Andiol, du träumst wohl? Bewahre der Himmel, entgegnete Andiol, paß nur auf. Zog den Däumling über den Daumen, und — weg war er, zog ihn wieder ab, da stand er wieder leibhaftig vor den erstaunten Gefährten.

Als Amarin nun wirklich von der Wunderkraft des Däumlings überzeugt war, da sprach er kein Wort, sondern machte sich auf die Beine und rannte spornstreichs in den Wald zurück, seinen weggeworfenen und verachteten Pfennig zu suchen. Der bedächtigere Sarron betrieb die Sache aber langsamer, und forderte Andiol auf, mitzugehen und beim Suchen zu helfen.

Zum Glück hatte Amarin, als er seinen Pfennig in den Staub schleuderte, im Zorne so fest auf die Erde getreten, daß ein tiefes Loch entstanden war, welches er bald wieder fand. Voll Eifer und Angst suchte er nun im Staube umher, und der Angstschweiß perlte von seiner Stirne, als er den Pfennig nicht gleich entdeckte. Hundert Mal drehte er jedes Stäubchen um, bis ihm endlich denn doch der Pfennig entgegenschimmerte. Juchhe, ich habe ihn, ich habe ihn! schrie er da laut und tanzte vor Freuden auf einem Beine herum.

Sarron fand sein Tüchlein schneller wieder, denn es hing noch immer auf dem Dornstrauche und flatterte lustig in der Luft.

Als die drei Gesellen ihre Wunderschätze nun wieder zusammen hatten, setzten sie ihren Weg weiter fort, und sprachen gegen einander die Vermuthung aus, welche sie in Betracht ihrer Hexendinger im Kopfe hegten. Auch stellten sie allerlei Versuche mit dem Pfennig und Tuche an, konnten aber in keiner Hinsicht der Sache auf den Grund kommen. Der Pfennig blieb Pfennig, und das Tuch blieb Tuch, und beide gaben auf alle Fragen weder Rede noch Antwort.

Endlich ward es Abend, und die Knappen sehnten sich nach einer Herberge und nach Essen und Trinken, denn seit dem frühen Morgen hatten sie keinen Bissen Speise zu sich genommen. Da sich aber der Wald noch unübersehbar vor ihnen ausdehnte, und sie sein Ende nicht abzusehen vermogten, warfen sie sich auf einer grünen duftigen Wiese auf den frischen

Rasen unter einen Tannenbaum, und gedachten daselbst die nächste Nacht zuzubringen.

Als sie nun alle drei von Neuem ihre Klagen über Hunger und Durst anhoben, sagte Andiol endlich: Höre, Sarron, breite dein Tuch zum Spaß einmal hier vor uns auf dem Rasen aus, vielleicht schickt uns der Himmel eine Schüssel mit gebratenen Tauben herunter, und dann können wir das Tuch zum Tischtuche benutzen.

Sarron lachte, that aber Andiol doch den Willen und breitete das Tuch auf dem Rasen aus. Alle drei sahen es voll Wehmuth an, und Sarron rief endlich halb lachend, halb ärgerlich: I, so wollt ich doch, Andiol, daß gleich deine Schüssel mit gebratenen Tauben auf dem Tuche stände!

Und siehe da, kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so standen wahrhaftig die gebratenen Tauben da, und dampften so lustig und sahen so schön braun und knusprig aus, daß den drei Gesellen das Herz im Leibe lachte, und alle drei vor Freude in die Höhe sprangen und jubelten.

Potz Wetter und kein Ende, brummte endlich Sarron, so gefällst du mir, mein Tüchlein. Wart, nun wollen wir dich nicht wieder als ein nutzloses Werkzeug von uns werfen, sondern in Ehren sollst du gehalten werden, und ein Futteral sollst du haben von Gold und Silber, wenn ich einmal einen recht großen Haufen davon finde. Mit diesen Worten setzte er sich wieder auf den Rasen, und die drei Gesellen ließen es sich wohl sein und aßen tüchtig darauf los. Als sie sich gesättigt hatten, meinte Amarin, ein Humpen spanischer Wein wäre doch im Grunde auch keine so üble Sache, und Sarron sollte ein vernünftiges Wort mit dem Tuche reden, und einige Flaschen herbeizaubern.

Wohlan, rief Sarron, dem Amarins Ansicht einleuchtete, wohlan, holdes Tüchlein, schaffe uns in der Geschwindigkeit einige Flaschen spanisches Gewächs herbei! Die Knappen saßen voll Erwartung und schauten umher, ob sich nichts blicken ließe, aber sie sahen nichts als das leere Tuch. Sarron wiederholte seine Rede und verschwendete viel Bitten und Schmeichelworte und schalkhafte Schwänke an das Tüchlein; es war und blieb unerbittlich.

Dreh' das Tuch doch einmal herum, Sarron, rief Andiol endlich ungeduldig, vielleicht hat es zwei gute Seiten, anstatt einer guten und einer schlechten, wie andere Dinge in dieser Welt. Sarron gehorchte und richtig, beide Seiten des Tuches waren vortrefflich, und die linke zauberte einen äußerst lieblichen Wein herbei, der den durstigen Wanderbrüdern über alle Maßen wohl mundete. Da war die Freude vollkommen und es wurde geschmaust und gezecht bis in die Nacht hinein. Endlich legten

sich die drei schlafen, und schliefen, bis der Tag durch die Bäume lugte. Da machten sie sich wieder auf den Weg.

Andiol und Sarron waren beide den Tag über lustig und guter Dinge, der arme Amarin aber, der sich noch immer mit seinem Pfennig abquälte, ward mit jeder Stunde verdrießlicher darüber, daß er das Geheimniß desselben durchaus nicht erforschen konnte.

Lieber Amarin, sprach Andiol endlich freundlich zu dem Mißmuthigen, gib mir einmal deinen Pfennig, damit ich auch mein Heil an ihm versuche. Amarin reichte seinen Schatz mit einem Seufzer hin, und Andiol betrachtete ihn noch einmal von allen Seiten, legte ihn in die flache Hand, drehte ihn um, drehte ihn noch einmal um, und — ein Schrei der Freude entrang sich seinen Lippen. Amarin, Freund, Bruder, komm her, jetzt ist auch dir geholfen, dein Pfennig ist ein Heckepfennig!

Schnell kamen Amarin und Sarron gelaufen, und Amarin jauchzte, als er die vortreffliche Eigenschaft seines Pfennigs erkundet hatte. So oft er ihn zweimal in der flachen Hand umwendete, so oft lag ein funkelneues, köstlich geprägtes Goldstück darunter. Kinder, sagte er da zu seinen Freunden, nun ist uns dreien geholfen, und wir brauchen uns nicht mehr mit mühsamen Plänen für unsern Lebensunterhalt herum zu plagen. Dein Däumling, Andiol, und dein Tischtuch, Sarron, und endlich mein allerliebstes Pfenniglein helfen uns aus aller Noth. Nun haben wir nicht mehr nöthig, Kriegsdienste zu nehmen, sondern gehen an einen Königshof und leben da wie die Prinzen. Wenn wir uns versprechen, uns nie zu verlassen, uns beständig treu zu bleiben und immer Einer für Alle und Alle für Einen zu stehen, dann können wir das schönste Leben führen und haben unsern tausend Spaß noch obendrein.

Ja, sprachen Andiol und Sarron, du hast Recht, und wir wollen den Schwur thun, uns nie zu verlassen und Einer dem Andern getreu zu bleiben bis an den Tod. Legten ihre Schwerter übereinander, schwuren den Eid, fielen sich um den Hals und küßten sich. Darauf gingen sie weiter.

Nach einer langen Wanderung in dem großen Walde gelangten sie endlich nach vierzehn Tagen in eine große prächtige Stadt, die Astorga hieß und die Residenz des Königs Rodrigo war. Hier gefiel es den drei Knappen ungemein wohl, und sie beschlossen, sich eine Zeit lang in der Stadt zu verweilen.

Nachdem sie sich in dem vornehmsten Gasthause der großen Residenz einquatiert hatten, wo sie sich für drei junge Grafensöhne aus Deutschland ausgaben, mußte Amarin in den ersten Tagen jede Stunde dazu benutzen, Goldstücke herbeizuschaffen, damit sie alle drei standesmäßig in

der Stadt erscheinen könnten. Bald hatte Amarin denn auch einen unermeßlichen Schatz zusammen gebracht. Alle Kisten und Kästen steckten voll Goldstücke von oben bis unten, und nun gingen die drei Knappen in der Stadt umher zu den Kaufleuten, Juwelieren, Roßkäufern und Wagenbauern, zu Schuster und Schneider, und kauften die prächtigsten Pferde, Wagen, Kleider, Juwelen und dergleichen, bezahlten alles, was sie kauften, mit baarem Gelde, und feilschten und handelten nicht lange mit den Leuten, was diesen sehr wohlgefiel. Hierauf mietheten sich die Freunde Kutscher, Bediente und Laquaien, und kleideten sie prachtvoll in neue Livreen, an denen alles von Gold und Silber erglänzte. Darauf kauften sie sich zusammen ein großes, weitläufiges, ganz von Marmor gebautes Schloß, und ließen das Innere desselben von den berühmtesten Künstlern prächtig und auf das Kostbarste ausschmücken. In allen Sälen und Zimmern des Schlosses hingen herrliche Gemälde, standen die schönsten Bildsäulen von Marmor, und alles schimmerte von Gold und Edelgestein.

Als aber Alles fertig und vollendet war, da sprach Andiol: Nun, Kinder, laßt uns lustig leben in Pracht und Herrlichkeit und unserer Schätze uns erfreuen. Ja, sagten seine Freunde, das wollen wir thun, und entfalteten nun eine solche Pracht und trieben solchen Aufwand, daß in der ganzen Stadt bald von nichts Anderem mehr gesprochen wurde, als nur von den drei deutschen Grafen und ihren unschätzbaren Reichthümern.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Kunde von der Pracht und Ueppigkeit der Fremdlinge auch zu den Ohren des Königs Rodrigo gelangte, und diesen neugierig machte, die Leute, welche ein so unerhörtes Aufsehen erregten, kennen zu lernen. Er schickte also einen Stallmeister an sie ab und ließ sie ersuchen, an seinen Hof zu kommen. Unsere drei Freunde säumten nicht, dieser Einladung zu folgen, bestiegen ihre schönsten Rosse und ritten in Begleitung des königlichen Stallmeisters stolz durch die Straßen der Stadt in den Hof des Palastes. Alsbald wurden sie zum König geführt und mußten ihm erzählen, aus welchem Lande sie kämen und woher sie ihre großen Reichthümer hätten.

Andiol, der Aelteste der drei, nahm das Wort und sagte: Großmächtigster König, wird sind drei Vettern und stammen aus den deutschen Landen, wo unsere Väter an den Ufern des Rheinstromes große Güter besaßen. Unsere Eltern starben und wir beschlossen, einen Theil unserer Güter zu verkaufen und zusammen eine Reise in dieses Land zu machen, wo es uns so sehr gefiel, daß wir gesonnen sind, Zeit unseres Lebens hier zuzubringen.

Der König war mit dieser Erklärung ganz zufrieden und ersuchte



P. C. Geifsler gez.

die Knappen freundlich fortan alle Hoffeste und Bälle zu besuchen und sich als zum Hofstaate gehörig zu betrachten. Darauf entließ er sie mit vieler Güte, denn die kecken Burschen hatten ihm recht wohl gefallen.

Nun geschah es kurze Zeit darauf, daß der Geburtstag der Prinzessin Cornelia gefeiert werden sollte. Die Prinzessin war des Königs einzige Tochter, und obwohl ein wunderschönes Fräulein, doch von boshaftem und neidischem Gemüth. Trotzdem liebte sie aber der König über alle Maßen, und ließ ihr in allen Stücken ihren freien Willen. Die Prinzessin hatte schon lange unsere drei Knappen beobachtet und an ihrem Benehmen bald gesehen, daß sie von niedriger Geburt sein müßten. Das Märchen von den Grafensöhnen, welches ihr der König erzählte, glaubte sie nicht, sondern kam dem Geheimnisse der Gesellen durch Nachdenken und Spioniren sehr bald auf die Spur. Endlich erfuhr sie sogar auch ganz genau von einem Diener, den sie als Spion in den Palast der Freunde gesandt hatte, daß der ganze Reichthum der drei Knappen von einem kupfernen Pfennig herrühre, den der junge Graf Amarin fortwährend an einem güldenen Kettlein, in einer diamantenen Kapsel verschlossen, an den Hals gehängt, mit sich herum trage, und sich weder bei Tag noch bei Nacht jemals davon trennte.

Als sie das hörte, da beschloß sie in ihrem Herzen, sie müsse den Heckepfennig um jeden Preis haben, und dachte sich eine List aus, an deren Gelingen sie nicht zweifelte. Sie ging zum Könige und bat ihn, er mögte am Abende ihres Geburtstages einen großen Ball veranstalten und ja nicht verfehlen, die drei Fremden dazu einladen zu lassen, denn sie mögte die Wundergeschöpfe, von denen die ganze Stadt redete, doch auch kennen lernen. Der König war gleich bereit, diesen Wunsch zu erfüllen, und als die Musik im schönsten Saale des Königspalastes erscholl, da wandelten unter den Gästen auch die drei deutschen Grafen umher, und leuchteten vor allen andern hervor durch die Pracht und den Reichthum ihrer Gewänder.

Die Prinzessin ließ sie nicht aus den Augen, und als ein Kämmerling die Grafen herbeiführte, um sie der Prinzessin vorzustellen, wies sich die Falsche ungemein huldreich und herablassend, und verschmähte es sogar nicht, mit Jedem von ihnen einen Tanz zu machen. Sarron und Amarin waren von dieser Huld und Güte ganz entzückt, und geberdeten sich wie närrisch, Andiol aber war listiger als sie beide, und noch pfiffiger als die Prinzessin obendrein, und dachte in seinem Herzen: Hier ist es nicht ganz richtig, und so ganz ohne Grund und Ursache ist die Herablassung der sonst so stolzen und übermüthigen Prinzessin nicht. Und um dem Geheimnisse

auf die Spur zu kommen, holte er still seinen Däumling hervor, steckte ihn an den Daumen der linken Hand, und war im Nu den Augen der Menschen verborgen.

Jetzt hatte er seine Augen überall, und verfolgte die Prinzessin auf Schritt und Tritt, und belauschte jedes ihrer Worte. Da sah er, wie die Prinzessin um Mitternacht einen Kämmerling herbeiwinkte und hörte, wie sie ihm befahl, er solle drei Becher mit Wein füllen, und in jeden Becher ein schlafbringendes Pülverlein thun, dann die Becher den drei deutschen Grafen credenzen und diese nicht aus den Augen lassen. Wenn sie dann schliefen, so solle er sie in ihr Zimmer schaffen, ohne daß es Jemand bemerken könne. Aha, dachte Andiol, jetzt wird der Spaß losgehen, und es wird sich zeigen, was die Frau Prinzessin im Schilde führt. —

Wie ein Geist, unsichtbar, folgte er jetzt den Schritten des Kämmerlings, und beschloß, seine Gefährten nicht aus den Augen zu verlieren. Macht was ihr wollt, murmelte er dabei in sich hinein, mein kleiner Däumling wird Eure List und Verrätherei schon zu Schanden machen.

Der Kämmerling erfüllte indessen gehorsam die Befehle seiner Herrin, nahm drei Becher, schüttete einen starken und schnell wirkenden Schlaftrunk hinein, füllte ihn endlich mit goldhellem funkelndem Weine, und suchte alsdann die drei Grafen auf, von denen jedoch nur Sarron und Amarin zu finden waren. Andiol sah, wie der Kämmerling mit heuchlerischer Miene seinen Freunden die Becher credenzte, wie diese sie unbefangen und ohne Arg annahmen, an die Lippen setzten, und auf das Wohl der schönen Prinzessin Cornelia leerten bis auf die Nagelprobe. Darauf wollten sie den Kämmerling verlassen und sich wieder unter die Tanzenden mischen. Der Kämmerling ging ihnen aber nicht von der Seite und beredete sie endlich mit leichter Mühe, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen, wo er ihnen ein wunderschönes Gemälde zeigen wolle. Unbefangen folgten ihm die Grafen dahin, und Andiol schlich immer unsichtbar hinterdrein.

In dem Zimmer angelangt, warfen sich die Beiden, Sarron und Amarin, in ein weich gepolstertes, bequemes Ruhelager, und kaum saßen sie darin, so wurden ihnen die Augenlider so schwer, als ob bleierne Gewichte daran befestigt gewesen wären, ihre Köpfe sanken auf die Brust nieder, und obgleich Sarron noch einmal sich zusammenraffte, in die Höhe taumelte und mit wilden Blicken umherstierte, fiel er doch alsbald wieder in die weichen Kissen zurück, und der Schlaf fesselte seine Glieder mit unzerbrechlichen Banden. Da lächelte der falsche Kämmerling tückisch, winkte vier Trabanten und befahl ihnen, die Schlummernden in das Gemach der

Prinzessin Cornelia zu schaffen. Die Trabanten, anzusehen wie vier Riesen, faßten gleich das ganze Sopha und trugen es mit den Schlafenden säuberlich hinaus.

Halt, dachte Andiol, da ist für dich auch noch Platz, und sprang wie der Blitz zwischen die Schläfer in die Mitte, machte sich's bequem und ließ sich tragen. Die Trabanten fühlten wohl, daß ihre Last auf einmal um ein ganz Theil schwerer wurde; da sie aber den Grund davon nicht gleich entdeckten, wunderten sie sich nur Jeder für sich und schüttelten die Köpfe.

So wurde Andiol mit den Schlummernden fein säuberlich durch eine lange Reihe Zimmer gebracht, und in dem Gemache der Prinzessin endlich wieder niedergesetzt. Die Trabanten entfernten sich, und der Kämmerling ging in den Tanzsaal zurück, um die Prinzessin zu benachrichtigen, daß ihre Befehle erfüllt wären, und die List sehr gut gelungen sei.

Als diese die Nachricht hörte, da lachte sie in ihrem Herzen und konnte es nun im Saale nicht lange mehr aushalten. Habsucht und Neugierde trieb sie hinaus in ihr Gemach. Als sie dort angelangt war, verriegelte sie vor Allem die Thür und sicherte sich vor jeder Störung. Darauf untersuchte sie die Schlafenden, und überzeugte sich auf jede mögliche Weise, daß dieselben auf keine Weise aufwachen könnten, und nun erst begann sie endlich nach den Schätzen zu forschen, welche sie zu der ganzen Betrügerei verführt hatten. Sie knüpfte Amarins goldgesticktes Wamms auf, und leise jubelnd und triumphirend fand sie endlich das goldene Kettlein mit der diamantenen Kapsel. Voll Freuden öffnete sie diese, nahm den Pfennig, den sie auf den ersten Blick für einen Heckepfennig erkannte, heraus, und stellte Versuche damit an, die ihr über alle Erwartung gelangen, denn bei jedem Umwenden in der flachen Hand funkelte ihr ein Goldstück entgegen.

Der Unsichtbare beobachtete Alles, und merkte sich Alles, und dachte, lache du nur, wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Als die Prinzessin eine Zeit lang mit dem Pfennig gespielt und sich an seinen goldenen Künsten ergötzt hatte, schloß sie ein feines Kästchen auf, was auf einem Tischchen prangte, und legte ihn mit Kette und Kapsel hinein. Dann sagte sie, nun wollen wir sehen, was wir bei dem Andern finden. Zum Unglück konnte sich auch Sarron nie von seinem Tüchlein trennen, und führte es also auch heute mit sich in einer verborgenen Tasche herum. Die List der Prinzessin hatte aber die Tasche bald ausfindig gemacht, und sie beraubte ohne Barmherzigkeit auch den armen Sarron seines kostbaren Schatzes. Auch mit dem Tuche stellte sie Versuche an, und als diese gelangen, legte sie es zu dem Pfennig in das Kästchen, verschloß dieses sorgfältig, steckte den Schlüssel zu sich, und ließ nun die Be-

trogenen wieder in jenes Zimmer schaffen, wo der Schlaf sie zuerst übermannt hatte.

Die werden sich wundern, wenn sie aufwachen, sagte sie höhnisch, und ging voller Freude zu Bette.

Andiol überlegte bei sich, was er nun anfangen sollte. Es stand in seiner Macht, das Kästchen zu nehmen und sich damit in aller Stille davon zu machen. Aber er fürchtete, daß die Prinzessin am andern Morgen den Raub gleich merken, und dann gewiß ohne Weiteres Sarron und Amarin in das Gefängniß werfen und sie Zeitlebens gefangen halten würde. Darum beschloß er, das Erwachen seiner Kameraden abzuwarten und dann das Weitere mit ihnen zu überlegen. Er brauchte sich ja auch gar nicht zu übereilen, denn vorläufig waren noch alle Kisten und Kästen in ihrem Palaste mit Goldstücken angefüllt, und wenn Noth an den Mann ging, brauchte er nur seinen Däumling anzuziehen, in das Schloß zu gehen und das Kästchen zu holen.

Leise schlich er daher aus dem Gemache der Prinzessin fort, und ging zu seinen Freunden, die er noch immer regungslos und mächtig schnarchend auf dem Sopha fand. Er rüttelte sie und schüttelte sie, sie schliefen fort. Er schrie ihnen in die Ohren: Sarron, Amarin, he, wacht auf! es ist Zeit nach Hause zu gehn — sie rührten sich nicht. Endlich, als der Tag draußen anbrach, und es die höchste Zeit wurde, das königliche Schloß zu verlassen, ging er hinab an den Brunnen, holte zwei Eimer kaltes frisches Wasser, und goß sie ohne Barmherzigkeit den Schläfern über dem Kopfe aus. Da wachten sie denn endlich auf und fingen an sich zu ermuntern. Komm, Sarron, komm, Amarin, rief ihnen Andiol jetzt mächtig in die Ohren, kommt nach Hause, der Tag bricht an, und Ihr habt mehr verschlafen, als Ihr denkt!

Potz Wetter und kein Ende, brummte Sarron schlaftrunken in den Bart, wie ist denn das gekommen, daß wir hier liegen und geschlafen haben, ich kann mich noch gar nicht recht besinnen. Und dabei streckte er sich, und riß gähnend den Mund so weit auf, als ob er den ganzen königlichen Palast verschlucken wollte. Ja, er legte sich sogar wieder in die Ecke zurück und schien große Lust zu haben, noch ein Nachschläfchen zu halten. Andiol ließ ihm aber keine Ruhe und brachte es endlich mit vieler Mühe so weit, daß sich seine Freunde völlig ermunterten und mit ihm in ihr Schloß zurückfuhren.

Nun wartet, dachte er, Euch will ich einen Schrecken einjagen, an den Ihr Zeitlebens gedenken sollt.

Höre, Amarin, sagte er ganz gleichgültig, laß doch deinen Hecke-

pfennig ein Bischen arbeiten, ich habe diese Nacht viel gespielt und alles Geld verloren. Frische meinen Beutel ein Bischen an.

Von Herzen gern, erwiederte Amarin, und griff nach seinem Kettchen. Er suchte und fand es nicht. Er riß seine Kleider auf, durchforschte jedes Fältchen, griff zehnmal in seine Taschen, wurde todtenblaß und sagte endlich: Andiol, um des Himmels willen, mein Pfennig ist fort! Warum nicht gar, erwiederte Andiol, suche nur ordentlich, und er wird sich schon finden. Schaffe du uns indessen ein gutes Frühstück herbei, Sarron, aber ein Bischen schnell, denn ich habe Appetit.

Sarron griff in seine Tasche, und Amarin durchsuchte nochmals Alles, um seinen Pfennig zu finden.

Potz Wetter und kein Ende, brummte Sarron endlich, mein Tuch ist ja auch verschwunden. Was soll das vorstellen? Andiol, du willst einen schlechten Witz machen, gib den Pfennig her und mein Tuch, denn du wirst Beides wohl haben.

Andiol blieb ganz ernsthaft, obgleich er sich innerlich über die Seelenangst seiner Kameraden vor Lachen ausschütten wollte, und versicherte ihnen hoch und theuer, er habe das Verlorne nicht, und hätte sie eben so wenig ihrer Schätze beraubt.

Die beiden armen betrogenen Schelme ergriff jetzt eine wahre Todesangst, und sie jammerten laut. Voller Verzweiflung rissen sie ihre Kleider vom Leibe und durchsuchten jede Tasche, jede Falte, jede Faser, und schrien um die Wette nach ihren verlorenen Kostbarkeiten. Man hat uns bestohlen und betrogen, jammerten sie, und nun ist es mit unserer Herrlichkeit aus, und wir können nur hingehen, und uns als gemeine Kriegsleute verdingen, oder uns in das Wasser stürzen. Wie dumm, wie dumm, wie dumm sind wir gewesen, auf den Ball zu gehen.

Dabei warfen sie sich voll Verzweiflung auf die Erde und weinten bitterlich.

Endlich ging der tiefe Schmerz seiner Kameraden dem Andiol doch nahe; er meinte, sie wären für ihre Sorglosigkeit hinlänglich bestraft, und sagte tröstlich: Nun Leutchen, gebt Euch nur zufrieden und beruhigt Euch. Eure Zaubergaben sind freilich weg, aber ich weiß wenigstens, wo sie stecken und denke sie mit Gottes Hülfe wieder zu bekommen.

Als Amarin und Sarron diese tröstlichen Worte vernahmen, sprangen sie auf, und Andiol mußte ihnen haarklein die Schlechtigkeit der Prinzessin und die ganzen Abenteuer der vergangenen Nacht erzählen. O, wie schimpften sie da auf die Prinzessin, die Kämmerlinge und Trabanten! Sarron sprang voller Wuth in dem Zimmer herum und wollte gar fort und die Prinzessin mit dem Schwerte in der Hand zur Herausgabe des

gestohlenen Gutes zwingen. Diesen thörichten Gedanken brachte ihm jedoch Andiol aus dem Kopfe und sagte: Hört einmal zu und seid verständig, denn es handelt sich hier nicht um eine Kleinigkeit. Wir müssen erstens sehen, wie wir den Pfennig und das Tuch zurück bekommen, und zweitens müssen wir darauf denken, unsere eigenen werthen Personen aus der Stadt zu bringen. Darauf könnt Ihr Euch verlassen, daß uns, wenn wir unsere Schätze wieder haben, die Prinzessin in ein Gefängniß werfen läßt, wo uns weder Sonne noch Mond bescheint, so bald sie uns erwischen kann. Also das Gescheidteste ist, Ihr Beiden macht Euch so schnell wie möglich aus dem Staube, und laß mich mit dem Däumlinge zurück. Mit Hülfe desselben will ich der Prinzessin ihren Raub schon wieder abjagen.

Amarin und Sarron wollten in diesen Vorschlag durchaus nicht eingehen.

Nein, riefen sie Beide, allein lassen wir dich nicht zurück, denn wer weiß, was dir zustoßen mag, und du wärest ohne alle Hülfe. Verstecken wir uns lieber so lange hier, bis du Tuch und Pfennig zurückgeholt hast, und gehen wir dann zusammen in ein anderes Land.

Andiol bat und flehte, stellte ihnen vor, daß er viel ruhiger sein werde, wenn er allein der Gefahr die Stirn böte, und erinnerte sie daran, daß ihm ja durchaus nichts geschehen könne, so lange er den Däumling habe. Nichts half, und er mußte sich dem Starrsinne seiner Kameraden fügen, obgleich er vorher sah, daß nichts als Unheil daraus entstehen würde.

In der Nacht darauf nahm er den Däumling und schritt ungesehen durch die finstern Straßen dem Schlosse zu. Dort angekommen, versuchte er die Thüren zu öffnen, sie waren aber alle verschlossen, und er mußte sich entschließen, durch die Wachtstube zu gehen, welche mit Soldaten des Königs angefüllt war. Er paßte scharf auf, nahm eine Gelegenheit wahr, wo die Thür offen stand, und schritt nun keck und furchtlos mitten durch die Schaar der bärtigen Krieger hindurch. So gelangte er in das Innere des Schlosses. Nun galt es aber, das Zimmer der Prinzessin zu finden. Er hatte sich gestern wohl das Aussehen der Stubenthür und der nächsten Umgebungen gemerkt, und sich sogar ein Zeichen an der Wand gemacht, um ja nicht zu fehlen, aber der Weg dahin war ihm ganz aus dem Gedächtnisse verschwunden. Er verlor jedoch den Muth nicht, sondern dachte, wenn du suchst, wirst du auch finden.

So strich er nun Trepp auf Trepp ab in den langen Corridors des Palastes gespenstisch umher, und schaute nach dem Zeichen aus, das er an der Wand gemacht hatte. Nirgends konnte er es entdecken, und es wurde

ihm bange, er mögte unverrichteter Sache abziehen und nächste Nacht noch einmal sein Heil versuchen müssen.

Da gelangte er endlich an eine kleine Treppe, die er bisher noch nicht gesehen hatte, stieg hinab und betrat muthig einen neuen Gang, der ihm bekannter als alle übrigen vorkam. Neue Hoffnung kehrte in seine Seele zurück; hier war er gestern gewesen, hier mußte der Prinzessin Gemach sein. Er tappte eifrig an den Wänden umher, richtig, hier war das Kreuz, welches er zum Wahrzeichen in die Wand gegraben, und dicht daneben die Thür, deren Ansehen er genau gemerkt hatte. Leise, leise versuchte er zu öffnen, sie war nicht verschlossen. Mit unhörbaren Schritten trat er in das Gemach und schaute sich um. Da stand das Bett der Prinzessin. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen, er sah beim Schimmer des Nachtlichtes, das auf dem Tische vor dem Bette brannte, daß die Prinzessin ruhig und fest schlief. Muthig nahete er dem Tischchen, auf dem der Kasten stand, in welchem Heckepfennig und Tuch liegen mußte, und versuchte ihn zu öffnen. Zu seinem Schrecken war das Kästchen aber fest verschlossen, und der Schlüssel nicht zu finden. Jetzt kann es weiter nichts helfen, dachte er, ich nehme das Kästchen mit. Zu Hause will ich es schon aufbrechen. Gedacht, gethan. Er nahm das Kästchen unter den Arm, schlich hinaus, machte die Thür zu und suchte den Rückweg. Schon war er dicht bei der Wachstube wieder angekommen, und sah durch die hohen Bogenfenster, daß der Morgen heraufdämmerte, da fiel zufällig sein Blick auf seine linke Hand, und tödtliche Kälte durchrieselte seinen ganzen Körper — der Däumling war weg. Gott im Himmel, was sollte er nun anfangen? Schon brach der Tag an, und es konnte nicht mehr lange währen, so wurde es im Schlosse lebendig, und Andiol war gefangen, wie die Maus in der Falle. Er raffte allen Muth zusammen und besann sich, wo er seinen Däumling wohl verloren haben könne. Es mußte in der Prinzessin Zimmer geschehen sein, und gewiß war er vom Daumen geglitten, als er das Kästchen unter den Arm genommen hatte. Hier war guter Rath theuer. Sollte er so verwegen sein, sich noch einmal zur Prinzessin zu schleichen? Es blieb ihm kein anderer Ausweg, denn heraus aus dem Palaste konnte er ohne den Däumling ungesehen nicht kommen, und wurde er erblickt, dann war es um sein Leben und seine Freiheit geschehen.

Mit einem Seufzer faßte er also den Entschluß, das letzte Mittel zur Rettung zu wagen, und kehrte um. Glücklich gelang es ihm, von Neuem in das Zimmer der Prinzessin zu kommen. Noch schlief sie ruhig, und athemlos vor ängstlicher Hast suchte er nach seinem Däumling umher. Aber nirgends, nirgends war er zu finden. Große Schweißtropfen perl-

ten auf seiner Stirn, hörbar schlug sein Herz in der Brust, und die Angst machte ihn fast ohnmächtig. Endlich dachte er, mag daraus werden, was will, ich gehe nicht von der Stelle, bis ich meinen Däumling habe, und sollte es Leib und Leben kosten. Nahm das Kästchen, kroch damit unter das Bett der Prinzessin, und wollte sich da verbergen, bis es vollends heller Tag würde. Vielleicht kam ihm der Zufall zu Hülfe und jedenfalls konnte er im hellen Sonnenschein das Zimmer besser übersehen. Der Däumling mußte sich im Zimmer finden.

Es dauerte nicht lange, da hörte er, wie die Prinzessin sich in ihrem Bette aufrichtete, gähnte und ihr Kammermädchen herbeirief. Die Zofe kam, die Prinzessin stand auf, kleidete sich an und schaute endlich nach ihrem Kästchen aus, das sie, wie immer, auf seinem alten Flecke zu finden hoffte. Aber das Kästchen war verschwunden. Da erhob sie ein großes Geschrei, schickte nach dem Könige und rief, es müsse Jemand in ihrem Zimmer gewesen sein und gestohlen haben. Im ganzen Palaste wurde es lebendig. Der König, noch im Nachtkleide, kam eiligst zur Prinzessin gesprungen, hörte ihren Jammer an und befahl sogleich, alle Thüren des Schlosses mit Wachen zu besetzen und keinen Menschen heraus-zulassen. Der ganze Palast wurde durchsucht und jeder Winkel durchforscht, den Dieb oder das Kästchen zu finden.

Andiol unter dem Bette wurde angst und bange und er fürchtete, es mögte nun auch die Reihe an ihn kommen. Aber kein Mensch dachte daran, das Zimmer der Prinzessin zu durchsuchen, und Andiol hätte kein besseres Versteck finden können. Der Aufruhr im Palaste legte sich endlich, und Andiol hörte nur noch, daß die Prinzessin einem Offizier von der Leibwache befahl, hinzugehen und die fremden deutschen Grafen gefangen zu nehmen und in den Thurm zu werfen. Ihr Vater, der König, wollte dies anfangs nicht zugeben, als aber sein Töchterchen weinte und hoch und theuer schwur, kein Anderer, als die Fremden, hätten das Kästchen gestohlen, gab er endlich ihrem Wunsche nach und sagte: Mache, was du willst, ich wasche meine Hände in Unschuld.

Bald darauf verließ er in Begleitung seiner Tochter das Zimmer, verschloß und verriegelte es von außen, und entfernte sich langsam, indem er noch immer Worte des Trostes und der Beruhigung an die weinende Prinzessin verschwendete.

Jetzt war Andiol froh, kroch unter dem Bette hervor, und stellte mit mehr Ruhe und Besonnenheit seine Forschungen nach dem verlorenen Däumling fort. Es dauerte auch keine Viertelstunde, da hatte er ihn gefunden. Zwischen dem Tischchen und der Wand war er eingeklemmt gewesen, und auf diese Weise bisher seinen Blicken entgangen. Voller Freude

bedeckte er ihn mit Küssen, und nahm sich vor, künftighin ein Bändchen daran zu nähen, und ihn an den Daumen fest zu binden, denn durch Schaden war er klug geworden. Jetzt plagte ihn nur noch die Angst um seine Gefährten, die in diesem Augenblicke vielleicht schon gefangen im Thurme lagen, denn für ihn war ihm nicht mehr bange. Er wartete ab, bis die Nacht kam, und Alles im Schlosse fest schlief. Da nahm er das Kästchen, schlug der Prinzessin ein Schnippchen, und wandelte ungesehen durch die Gänge und Corridors des Schlosses durch die Wachtstube und die Soldaten auf die Straße.

Als er nun in seinem Palaste ankam, fand er die Dienerschaft in großer Bestürzung, und erfuhr was er schon geahnt hatte, daß Sarron und Amarin heute Morgen weggeholt, und trotz ihres Widerstrebens gefangen genommen und in den Thurm geschleppt wären.

Vor allen Dingen brachte er nun erst den Heckepfennig und das Tuch in Sicherheit, und steckte Beides zu sich. Dann ging er mit Hülfe seines Däumlings ungesehen in einen Seilerladen, nahm eine Menge Bindfaden heraus, und begab sich sodann nach dem Gefängnisse, wo seine Freunde schmachteten. Hier suchte er, bevor er weiter ging, zu erforschen, in welcher Zelle die Unglücklichen gefangen gehalten würden. Er mischte sich deßhalb unter die Gefangenwärter, und lauschte ihren Gesprächen. Da hörte er, wie der Eine sagte: Die Prinzessin hat Befehl gegeben, daß morgen in aller Frühe der Scharfrichter kommt, und den beiden Spitzbuben, die im Palaste gestohlen haben, den Kopf abschlägt. Ich habe deßhalb ihre Thür nur von außen verriegelt und nicht zugeschlossen, heraus kommen sie doch nicht, und ich mag ruhig schlafen, und brauche mich vom Henker nicht erst noch wecken zu lassen.

Bei diesen Worten erfaßte Andiol große Angst und er sah ein, daß keine Zeit zu verlieren war. Sogleich stand er auf, schlich hinaus, und stieg nun vorsichtig den Thurm in die Höhe. An jede Thür klopfte er an, und rief leise: Amaron, Sarron, seid Ihr da? Keiner hörte ihn, keiner antwortete ihm. Er ging immer weiter und stieg immer höher. Endlich an der letzten Thür, ganz oben im Thurme, als er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, ward ihm eine Antwort. Potz Wetter und kein Ende, hörte er Sarron brummen, freilich sind wir hier. Mache nur auf und komm herein.

Da schob Andiol schnell die Riegel zurück, und umarmte seine Gefährten, die schon den ganzen Tag über mit Sehnsucht auf seine Hülfe gewartet hatten. Es ist hohe Zeit, daß du Hülfe bringst, liebster Andiol, sagte Amarin, morgen wären wir hingerichtet worden, und hätten uns im Leben nicht wieder gesehen. Weiß schon, weiß schon, flüsterte Andiol,

seid nur ruhig, und wir wollen schon sehen, wie wir aus diesem verwünschten Loche herauskommen. Ja, doch, Potz Wetter und kein Ende, rief Sarron, sage uns nur erst, ob du den Heckepfennig und das Tuch hast. Ist Alles vorhanden, seid nur still, und paßt auf. Hier seht den Bindfaden, den binde ich an das Gitter des Fensters, und werfe ihn nun hinab. Er ist lang genug, und reicht bis auf die Erde. Jetzt gehe ich wieder hinaus, und binde den Däumling an den Faden. Sobald ich ihn schüttle, zieht Ihr ihn hinauf, und einer von Euch legt den Däumling an, und kommt unsichtbar herunter zu mir. Fürchtet Euch nur nicht, es sieht Euch kein Mensch. Mit dem Zweiten wird es ebenso gemacht, und wenn wir wieder beisammen und frei sind, werfen wir uns auf die Rosse, und machen uns aus dem Staube.

Gesagt, gethan. Andiol schlüpfte hinab, fand den Bindfaden, befestigte daran den Däumling, und sah, wie er schnell hinaufgezogen wurde. Gleich darauf kam Amarin, und tanzte vor Freuden, als er wieder den freien Himmel über sich sah. Noch einmal mußte der Däumling die halsbrechende Reise machen, und nun stieß auch Sarron zu seinen Gefährten, und alle Drei machten, daß sie davon kamen. Den Bindfaden ließen sie hängen, und die Kerkermeister glaubten, sie hätten ein paar Hexenmeister im Thurme gehabt, als sie am andern Morgen die gefangenen Vögel ausgeflogen sahen.

Amarin, Andiol und Sarron aber gingen davon und über alle Berge. Als der Morgen kam, hatten sie die Gränze des Königreichs schon überschritten und waren aus aller Gefahr. Späterhin sollen sie sich lange in der Welt umhergetrieben, und zuletzt drei wunderschöne Königstöchter geheirathet haben, mit denen sie viele Jahre glücklich lebten, und am Ende selig gestorben sind. Von dem Heckepfennig, dem Däumling und dem Tischtüchlein aber hat nach ihrem Tode Niemand mehr etwas gehört, und damit ist denn nun die Geschichte aus.

Die Nymphe des Brunnens.

Drei Meilen hinter Dinkelsbühl im Schwabenland lag vor Zeiten ein altes Raubschloß, das einem mannfesten Ritter zugehörte, Wackermann Uhlfinger genannt, die Blume der Faust- und kolbengerechten Ritterschaft,

der Schrecken der schwäbischen Bundesstädte, auch aller Reisenden und Frachtführer, die keinen Geleitsbrief von ihm gelöset hatten. Wenn Wackermann seinen Küraß und Helm angelegt, seine Lenden mit dem Schwert umgürtet hatte, und die goldnen Sporen an seinen Fersen klirrten, war er nach der Sitte seiner Zeitgenossen ein roher hartherziger Mann, der Rauben und Plündern für ein Vorrecht des Adels hielt, den Schwächern befehdete, und weil er selbst mannhaft und rüstig war, kein ander Gesetz erkannte, als das Recht des Stärkern. Wenn's hieß „Uhlfinger ist im Anzuge, Wackermann kommt," fiel Schrecken auf ganz Schwabenland; das Volk flüchtete in die festen Städte, und die Wächter auf den Zinnen der Warten stießen in's Horn, und verkündeten die nahe Gefahr.

Dieser gefürchtete Mann war aber daheim, wenn er seine Rüstung abgelegt hatte, fromm wie ein Lamm, gastfrei wie ein Araber, ein gutmüthiger Hausvater und zärtlicher Gatte. Seine Hausfrau war ein sanftes liebevolles Weib, sittig und tugendsam. Sie liebte ihren Gemahl mit unverbrüchlicher Treue und stand ihrem Hauswesen gar fleißig vor. Sie war Mutter von zwei Töchtern, die sie mit großer Sorgfalt tugendsam und häuslich erzog. In dieser klösterlichen Einsamkeit störte nichts ihre Zufriedenheit als die Freibeuterei ihres Gemahls, der sich mit ungerechtem Gut bereicherte. Sie mißbilligte diese Räubereien in ihrem Herzen, und es machte ihr keine Freude, wenn er ihr gleich die herrlichsten Stoffe, mit Gold und Silber durchwirkt, zu reichen Kleidern schenkte. Was soll mir der Plunder, sprach sie oft zu sich selbst, daran Seufzer und Thränen hangen? Sie warf mit geheimem Widerwillen diese Geschenke in ihre Truhe und würdigte sie weiter keines Anblicks, bemitleidete die Unglücklichen, die in Wackermanns Haft fielen, setzte sie oft durch ihre Fürbitte in Freiheit und begabte sie mit einem Zehrpfennig. Am Fuß des Schloßberges verbarg sich tief im Gebüsche eine ergiebige Felsenquelle, welche in einer natürlichen Grotte entsprang, die nach einer alten Volkssage von einer Brunnennymphe bewohnt sein sollte, welche man die Nixe nannte, und die Rede ging, daß sie sich bei besondern Ereignissen im Schlosse zuweilen sehen ließe. Zu diesem Brunnen lustwandelte die edle Frau oftmals ganz einsam, wenn sie während der Abwesenheit ihres Gemahls außerhalb der düstern Burgmauern frische Luft schöpfen, oder ohne Geräusch Werke der Wohlthätigkeit im Verborgenen ausüben wollte. Sie beschied dahin die Armen, die der Pförtner nicht einließ, und spendete an gewissen Tagen nicht nur den Abhub ihrer Tafel an sie aus, sondern trieb ihre demüthige Gutherzigkeit zuweilen so weit, wie die heilige Landgräfin Elisabeth, die mit Verläugnung alles widernden Gefühls mit ihrer königlichen Hand am Sanct Elisabethenbrunnen oft Bettlerwäsche wusch.

Einmal war Wackermann mit seinen Reisigen auf Wegelagerung ausgezogen, den Kaufleuten aufzulauern, die vom Augsburger Markte kamen, und verweilte länger als sonst sein Verlaß war. Das bekümmerte die zarte Frau, sie wähnte, ihrem Herrn sei ein Unglück begegnet, er sei erschlagen oder in Feindes Gewalt. Es war ihr so weh um's Herz, daß sie nicht ruhen noch rasten konnte. Schon mehrere Tage hatte sie sich zwischen Furcht und Hoffnung abgeängstigt, und oft rief sie dem Zwerg zu, der auf dem Thurm Wacht hielt: Kleinhänsel schau aus! Was rauscht durch den Wald? Was trappelt im Thal? Wo wirbelt der Staub? Trabt Wackermann an? Aber Kleinhänsel antwortete gar trübselig: Nichts regt sich im Wald, nichts reitet im Thal, es wirbelt kein Staub, kein Federbusch weht. Das trieb sie so bis in die Nacht, da der Abendstern heraufzog, und der leuchtende Vollmond über die östlichen Gebirge blickte. Da konnte sie's nicht aushalten zwischen den vier Wänden ihres Gemachs; sie warf ihr Regentuch über, stahl sich durch's Pförtchen in den Buchenhain und wandelte zu ihrem Lieblingsplätzchen, dem Krystallbrunnen, um desto ungestörter ihren kummervollen Gedanken nachzuhängen. Ihr Auge floß von Zähren über, und ihr sanfter Mund öffnete sich zu melodischen Wehklagen, die sich mit dem Geräusch des Baches mischten, der vom Brunnen her durch's Gras lispelte.

Indem sie sich der Grotte nahete, war's ihr, als ob ein leichter Schatten um den Eingang schwebe; aber weil's in ihrem Herzen so arbeitete, achtete sie wenig darauf, und der erste Anblick schob ihr den flüchtigen Gedanken vor, daß das einfallende Mondenlicht ihr eine Truggestalt vorlüge. Da sie näher kam, schien sich die weiße Gestalt zu regen, und ihr mit der Hand zu winken. Darüber kam ihr ein Grausen an, doch wich sie nicht zurück; sie stand, um recht zu sehen, wer es wäre. Das Gerücht von dem Nixenbrunnen, was in der Gegend umlief, war ihr nicht unbewußt. Sie erkannte die weiße Frau nun für die Nixe des Brunnens, und diese Erscheinung schien ihr eine wichtige Familienbegebenheit anzudeuten. Welcher Gedanke konnte ihr jetzt näher liegen, als der von ihrem Gemahl? Sie zerraufte ihr schwarzgelocktes Haar und erhob eine Klage: Ach des unglücklichen Tages! Wackermann! Wackermann! Du bist gefallen, bist kalt und todt! Hast mich zur Wittib gemacht und deine Kinder zu Waisen!

Da sie so klagte und die Hände rang, vernahm sie eine sanfte Stimme aus der Grotte: Mathilde, sei ohne Furcht, ich verkünde dir kein Unglück, nahe dich getrost, ich bin deine Freundin, und mich verlangt mit dir zu kosen. Die edle Frau fand so wenig Abschreckendes in der Gestalt und Rede der Nixe, daß sie den Muth hatte, die Einladung anzunehmen; sie ging

in die Grotte, die Bewohnerin bot ihr freundlich die Hand und küßte sie auf die Stirn, saß traulich zu ihr hin und nahm das Wort: Sei mir gegrüßt in meiner Wohnung, du liebe Sterbliche, dein Herz ist rein und lauter wie das Wasser meines Brunnens, darum sind dir die unsichtbaren Mächte geneigt. Ich will dir das Schicksal deines Lebens eröffnen, die einzige Gunstbezeugung, die ich dir gewähren kann. Dein Gemahl lebt, und ehe der Hahn den Morgen auskräht, wird er wieder in deinen Armen sein. Fürchte nicht ihn zu betrauern, der Quell deines Lebens wird früher versiegen als der seine; vorher aber wirst du noch eine Tochter küssen, die, in einer verhängnißvollen Stunde geboren, auf schwankender Waage des Schicksals Glück und Unglück dahinnimmt. Die Sterne sind ihr nicht abhold; aber ein feindlicher Gegenschein raubt der Verwaisten das Glück der mütterlichen Pflege.

Das betrübte die edle Frau sehr, da sie hörte, daß ihr Töchterlein der treuen Mutterpflege entbehren sollte, und sie brach in laute Zähren aus. Die Nymphe wurde dadurch gerührt. Weine nicht, sprach sie, ich will bei deinem Kinde Mutterstelle vertreten, wann du es nicht berathen kannst; doch unter dem Beding, daß du mich zur Taufpathin des zarten Fräuleins wähleſt, damit ich Theil an ihr habe. Dabei sei eingedenk, daß das Kind, so du es meiner Sorge anvertrauen willst, mir den Waschpfennig wiederbringe, den ich einbinden werde. Frau Mathilde willigte in dieß Begehr; darauf griff die Nixe nach einem glatten Bachkiesel, und gab ihr solchen mit dem Beifügen, denselben durch eine treue Magd zu rechter Zeit und Stunde zum Zeichen der Einladung zur Gevatterschaft in den Brunnen werfen zu lassen. Frau Mathilde verhieß dem allen treulich nachzukommen, verlor keines dieser Worte aus ihrem Herzen und begab sich nach der Burg zurück; die Nymphe ging wieder in den Brunnen und verschwand.

Nicht lange nachher trompetete der Zwerg freudig vom Thurm herab, und Wackermann ritt mit seinen Reisigen wohlgemuth in den Hof ein, mit reicher Beute beladen. Nach Verlauf eines Jahres bekam Wackermann einen Fehdebrief von einem Ritter, den er beim Mahle beleidigt hatte, und der mit ihm anbinden wollte auf Tod und Leben. Er rüstete sich und seine Gewappneten fleißig zu, und als er im Begriff war aufzusitzen und nach Gewohnheit von seiner Gemahlin sich verabschiedete, forschte sie sorgsam nach seinem Vorhaben, drang in ihn wider Gewohnheit ihr zu sagen, gegen wen er ausziehe, und da er diese ungewöhnliche Neubegier liebreich verwies, verhüllte sie ihr Gesicht und weinte bitterlich. Das ging dem edlen Ritter an's Herz, doch that er sich's nicht aus, saß auf und eilte

zum Tummelplatz, traf mit seinem Gegner zusammen, erlegte ihn nach einem wackern Rennen und kehrte triumphirend heim.

Seine Hausfrau empfing ihn mit offenen Armen, liebkosete ihm freundlich und ließ nicht ab, mit glatten Worten und süßer Schmeichelei ihn auszuholen, was für ein Abenteuer er bestanden habe. Er aber verschloß flugs sein Herz, verwahrte alle Zugänge mit dem Riegel der Unempfindsamkeit und offenbarte ihr nichts; vielmehr höhnte er sie dieses Vorwitzes halber und sprach spottweise: O Mutter Eva, deine Töchter sind noch nicht ausgeartet, Neugier und Vorwitz ist der Weiber Erbtheil bis auf diesen Tag. Einer jeden hätte gelüstet den verbotenen Baum zu plündern, oder den Deckel des verpönten Schaueßens aufzuheben und das darin verborgene Mäuslein davon springen zu lassen. Verzeihet, lieber Gemahl, antwortete die kluge Frau, die Männer haben auch ihr bescheiden Theil aus Mutter Eva's Erbtheil empfangen. Der Unterschied ist nur, daß eine gutmüthige Frau für einen Mann kein Geheimniß hat, noch haben darf. Es stünde die Wette, wenn mein Herz Euch etwas verhehlen könnte, daß Ihr nicht ruhen noch rasten würdet, bis Ihr mir meine Heimlichkeit abgelockt hättet. Und ich, versetzte er, gebe Euch mein Wort, daß mich Eure Heimlichkeit nichts kümmern wird; es ist Euch vergönnt, die Probe zu machen. Das war's, wo Frau Mathilde ihren Ehegemahl hinhaben wollte. Wohlan, sprach sie, lieber Herr, Ihr wißt, daß meine Entbindung nahe bevorsteht, wenn ich nun eines gesunden Kindes genese, so sei mir vergönnt, eine von den Gevattern zu erkiesen, die das Kindlein aus der Taufe heben. Ich habe eine Freundin in's Herz geschlossen, die Euch unbekannt ist; da ist nun mein Begehr, daß Ihr nie in mich dringen wollt, Euch zu sagen, wer sie sei, von wannen sie kommt, noch wo sie hauset. Wenn Ihr mir das bei Eurer ritterlichen Ehre verheißet und Eurer Zusage Genüge thut, will ich die Wette verloren haben und frei bekennen, daß der männliche Geist über die weibliche Schwachheit triumphirt. Wackermann leistete seiner Hausfrau das Versprechen unweigerlich, und sie erfreute sich des guten Erfolgs ihrer schlauen List innigst.

Nach wenigen Tagen genas sie eines Fräuleins. Obgleich der Vater lieber einen Sohn umarmt hätte, so ritt er doch ganz wohlgemuth zu seinen Nachbarn und Gefreunden, sie zur Gevatterschaft zu laden. Sie fanden sich insgesammt an dem bestimmten Tage ein, und da die Mutter das Geräusch, das Wiehern der Pferde und das Getümmel des Hofgesindes vernahm, berief sie eine vertraute Dirne zu sich und sprach: Nimm diesen Bachkiesel, wirf ihn stillschweigend hinter dich in den Nixenbrunnen, und spute dich, auszurichten, was dir befohlen ist. Die Dirne that nach dem Befehl ihrer Frau, und ehe sie wieder zurückkam, trat eine unbekannte

Dame in das Gesellschaftszimmer, neigte sich züchtig gegen die anwesenden Herren und Frauen, und wie das Kindlein hervorgetragen wurde und der Täufer zum Becken trat, nahm sie ihre Stelle unter den Pathen obenan. Jedermann machte ihr ehrerbietig Platz als einer Fremden, und sie hielt das Kind zuerst auf dem Arm über die Taufe. Aller Augen waren auf sie gerichtet, sie war so schön, so sittsam und dabei so herrlich gekleidet in ein fliegendes Gewand von wasserblauer Seide und aufgeschlitzten Aermeln mit weißem Atlas unterlegt; über das war sie mit Juwelen und Perlenschmuck so reichlich behangen, wie die heilige Jungfrau zu Loretto an einem kirchlichen Gallatage. Ein glänzender Saphir hielt den durchsichtigen Schleier, der in dünnen Wolken von dem Wirbel des künstlich geschlungenen Haares längs den Schultern bis an die Fersen herabschwebte; aber der Zipfel des Schleiers war naß, als sei er durch's Wasser gezogen.

Die unerwartete Erscheinung der fremden Dame hatte die sämmtliche Mitgevatterschaft dergestalt in der Andacht gestört, daß sie vergaßen, dem Kinde einen Namen zu geben, darum taufte es der Priester Mathilde, nach dem Namen der Mutter. Nach vollbrachter Taufhandlung wurde die kleine Mathilde zu derselben zurückgebracht und alle Pathen folgten nach, der Wöchnerin Glück zu wünschen und dem Pathchen den Waschpfennig einzubinden. Die Mutter schien bei dem Anblick der Unbekannten etwas betroffen, vermuthlich aus Verwunderung, daß die Nixe so treulich Wort gehalten hatte. Sie warf einen verstohlenen Blick auf ihren Gemahl, der mit einem Lächeln antwortete und sich übrigens das Ansehen gab, als nehme er von der Fremden weiter keine Notiz. Das Pathengeschenke gab jetzt der Empfängerin andere Beschäftigung, ein goldener Regen strömte aus freigebigen Händen auf den Täufling herab. Die Unbekannte nahete sich zuletzt mit ihrer Pathensteuer und täuschte die Erwartung aller Mitgevattern. Sie vermutheten von der glanzreichen Dame ein Kleinod oder einen Denkpfennig von großem Werth, besonders da sie ein seidenes Taschentuch hervorzog und solches mit Bedächtigkeit von einanderschlug; aber Frau Pathe hatte nichts drein gewickelt als einen Bisamapfel aus Holz gedreht, sie legte diesen feierlich auf des Kindes Wiege, küßte die Mutter freundlich auf die Stirn und begab sich aus dem Zimmer.

Ueber dieses armselige Geschenk entstand ein heimliches Flüstern unter den Anwesenden, das bald in ein spöttisches Gelächter ausbrach. Es fehlte nicht an mancherlei boshaften Anmerkungen, da aber der Ritter und seine Dame ein tiefes Stillschweigen beobachteten, so blieb den Forschern und Schwätzerinnen nichts übrig als sich an leeren Muthmaßungen zu weiden. Die Unbekannte kam nicht wieder zum Vorschein, und Niemand wußte zu sagen, wo sie hingeschwunden sei. Wackermann wurde insgeheim allerdings

von dem Verlangen gequält, zu erforschen, wer die Fremde gewesen sein möchte, die man, weil Niemand ihren Namen wußte, die Dame mit dem nassen Schleier nannte; nur die Scheu, als ein mannlicher Ritter einer Weiberschwachheit sich schuldig zu machen, und die Unverbrüchlichkeit seines gegebenen Wortes banden ihm die Zunge, wenn ihm die Frage auf den Lippen schwebte: Sag' an, wer war Frau Pathe mit dem nassen Schleier? Er gedachte ihr das Geheimniß mit der Zeit dennoch abzulisten und rechnete dabei auf die Beschaffenheit des weiblichen Herzens, welchem die Gabe der Verschwiegenheit so wenig verliehen sei, als dem Siebe die Aufbewahrung einer Flüssigkeit. Doch dieß Mal irrte er in der Rechnung; Frau Mathilde wußte ihre Zunge zu beschwichtigen und bewahrte das unauflösliche Räthsel so sorgfältig im Herzen, wie den Bisamapfel in ihrem Schatzkästlein.

Ehe das Fräulein dem Gängelbande entwuchs, wurde die Prophezeihung der Nymphe erfüllt; Frau Mathilde erkrankte plötzlich und starb, ohne Zeit zu haben an den Bisamapfel zu gedenken, oder damit nach der Verfügung der Nixe zu Gunsten der kleinen Mathilde zu verfahren. Ihr Gemahl war eben abwesend auf dem Turnier zu Augsburg und zog mit einem Ritterdank von Kaiser Friedrich gekrönt wieder nach Hause. Als der Zwerg auf dem Thurm seinen Herrn in der Ferne sah angeritten kommen, stieß er nach Gewohnheit in's Horn, dem Hofgesinde dessen Ankunft kund zu thun; aber er ließ nicht wie sonst einen freudigen Ton erschallen, sondern posaunte eine gar traurige Melodei. Das fuhr dem Ritter durch's Herz und bekümmerte seine Seele. Was für ein Schall, sprach er, gellt mir in's Ohr? Hört ihr's, ihr Knappen, ist das nicht Krähenruf und Todtensang? Kleinhänsel verkündet uns nichts Gutes. Und die Knappen waren alle bestürzt, sahen ihren Herrn traurig an, und einer unter ihnen nahm das Wort und sprach: Das ist die Weise des Vogels Kreideweiß, Gott wende Unglück ab, 's ist eine Leiche im Hause! Da spornte Wackermann seinen Hengst und ritt über's Blachfeld daher, daß die Funken stoben. Die Zugbrücke fiel, er sah gierig in den Schloßhof und erblickte leider das Leichenzeichen vor seiner Hausthür aufgestellt, eine Laterne ohne Licht, mit einem wehenden Flor geschmückt, und alle Fensterläden verschlossen. Dabei vernahm er von innen Schluchzen und Wehklagen des Gesindes, denn Frau Mathilde war eben aufgebahrt. Zu Häupten des Sarges saßen die beiden größern Töchter in Flor gehüllt und beweinten die erbleichte Mutter mit zahllosen Thränen. Am Fuß des Sarges saß die kleine Lieblingstochter; noch unvermögend, ihren Verlust zu empfinden, zerzupfte sie mit kindischer Gleichmüthigkeit spielend die Ueberbleibsel der Blumen, womit die Leiche geschmückt war. Dieser wehmüthige



P. C. Geißler gez.

Anblick überwältigte Wackermanns männliche Standhaftigkeit, er weinte und jammerte laut, stürzte über den eiskalten Leichnam her, benetzte die bleichen Wangen mit Thränen, drückte mit zitterndem Munde die erstorbenen Lippen, und überließ sich ohne Scheu allen schmerzhaften Gefühlen seines Herzens. Hernach hing er seine Waffen in die Rüstkammer auf, saß bedeckt mit einem abgekrempten Hute und einem schwarzen Trauermantel beim Sarge, trug Leid um seine abgeschiedene Hausfrau und erwies ihr die letzte Ehre durch ein feierliches Todtengepränge.

Der tiefgebeugte Wittwer vergaß lange nicht seines Herzeleids. Endlich aber dachte er darauf, den erlittenen Verlust durch eine zweite Gemahlin zu ersetzen. Seine Wahl fiel auf eine wilde, rasche Frau, ganz das Gegenbild der frommen, sittsamen Mathilde. Das Hausregiment nahm folglich nun eine andere Gestalt an; die junge Frau liebte Pracht und Verschwendung, geberdete sich stolz und gebieterisch gegen das Gesinde; des Schlemmens und Bankettirens war kein Ende. Ueber ihren eigenen Kindern wurden die Töchter erster Ehe nicht mehr geachtet, und kamen ganz in Vergessenheit. Wie die ältern Fräuleins heranwuchsen, suchte sich die Stiefmutter ihrer ganz zu entledigen, sie wurden nach Dinkelsbühl in ein Frauenkloster in Kost verdungen; die kleine Mathilde kam unter Aufsicht einer Amme und wurde in ein abgelegenes Stübchen versetzt, wo sie der eitlen Frau, die mit Familiensorgen sich nicht gern befaßte, weit genug aus den Augen war. Ihr verschwenderischer Aufwand mehrte sich also, daß der Ertrag des Faust- und Kolbenrechts, so unermüdet der Ritter solchem oblag, nicht mehr hinreichte, denselben zu bestreiten; sie sah sich oft genöthigt, die Verlassenschaft ihrer Vorgängerin zu nehmen, die reichen Stoffe zu vermöbeln, oder von den Juden Geld darauf zu leihen. Einsmals befand sie sich in besonderer ökonomischen Verlegenheit. Sie durchsuchte Schubladen und Truhen, um etwas von Werth auszuwittern, da stieß sie auf ein geheimes Fach eines Putzschrankes, und fand darin zu ihrer großen Freude Frau Mathildens Schatzkästlein. Die funkelnden Juwelen der Demantringe, Ohrenspangen, Armbänder, Schürzhaken und andern Geschmeides entzückten ihr gieriges Auge. Sie musterte Alles genau durch, besah's Stück vor Stück, und überschlug in ihren Gedanken, welchen Gewinn dieser herrliche Fund einbringen würde. Unter diesen Kostbarkeiten fiel ihr auch der hölzerne Bisamapfel in die Augen. Sie wußte lange nicht, was sie daraus machen sollte, sie versuchte es, ihn aufzuschrauben; aber er war verquollen. Sie wog ihn in der Hand und befand ihn so leicht als eine taube Nuß, darum meinte sie, es sei irgend ein lediges Ringfutteral, und weil sie damit nichts anzufangen wußte, warf sie's als ein Ding ohne allen Werth aus dem Fenster.

Zufälligerweise saß die kleine Mathilde im Zwingergarten und spielte mit ihrer Puppe. Wie sie die hölzerne Kugel auf dem Sande daher rollen sah, warf sie die Puppe aus der Hand und griff mit kindischer Begierde nach dem neuen Spielzeug, hatte auch eben so viel Freude über diesen Fund, als die Stiefmutter an dem ihrigen. Sie ergötzte sich viele Tage mit der Spielerei und ließ sie nicht aus der Hand. An einem schönen Sommertage lüstete der Amme, mit ihrer Pflegetochter der frischen Kühlung am Felsenbrunnen zu genießen, und um Vesperzeit forderte das Kind seine Honigsemmel, welche die Amme mitzunehmen vergessen hatte. Sie hatte noch nicht Lust, zurückzukehren; um nun die Kleine bei Gutem zu erhalten, ging sie in's Gebüsche, ihr eine Hand voll Himbeeren zu pflücken. Das Kind spielte indessen mit dem Bisamapfel, warf ihn hin und her wie einen Fangeball, bis ein Wurf mißlang und die kindische Freude in eigentlichem Verstande in den Brunnen fiel. Augenblicks stand eine junge Dame da, schön und freundlich wie ein Engel. Das Kind, bestürzt darüber, glaubte ihre Stiefmutter vor sich zu sehen, die sie immer schalt und schlug, wenn sie ihr unter die Augen kam. Die Nymphe aber liebkosete sie mit sanften Worten: Fürchte nichts, liebe Kleine, ich bin deine Pathe, komm zu mir. Sieh, hier ist dein Spielzeug, das in den Brunnen fiel. Dadurch lockte sie das Kind zu sich, nahm's auf den Schooß, drückte es zärtlich an den Busen, herzte und küßte die kleine Mathilde und benetzte ihr Angesicht mit Thränen. Arme Verwaiste, sprach sie, ich hab's versprochen, Mutterstelle bei dir zu vertreten, ich will's auch halten. Besuche mich oft, du wirst mich stets in dieser Grotte finden, wenn du einen Stein in den Brunnen fallen läßt. Bewahre diesen Bisamapfel sorgfältig und spiele nicht wieder damit, daß du ihn nicht verlierest, er wird dir einst drei Wünsche gewähren. Wenn du heranwächst, will ich dir mehr sagen, jetzt kannst du's nicht fassen. Sie gab ihr noch manche gute Vermahnung, die sich für des Kindes Alter schickte, und gebot ihr Stillschweigen; die Amme kam zurück und die Nymphe verschwand.

Heut zu Tage, sagt das Sprichwort, gibt's keine Kinder mehr; vor Alters war's damit anders; die kleine Mathilde war gleichwohl ein schlaues und kluges Kind, sie hatte so viel Besonnenheit, gegen die Amme nichts von Frau Pathen zu erwähnen, forderte bei ihrer Zuhausekunft Nähnadel und Zwirn und vernähete damit sorgfältig den Bisamapfel in das Unterfutter des Kleides. Sinn und Gedanken standen ihr nur nach dem Nixenbrunnen; so oft es die Witterung erlaubte, schlug sie der Aufseherin einen Spaziergang dahin vor, und weil diese dem schmeichlerischen Mädchen nichts abschlagen konnte, und diese Neigung ihr angeboren schien, indem die Grotte der Lieblingsaufenthalt der Mutter gewesen war, gewährte sie

der Kleinen diesen Wunsch desto leichter. Da wußte diese nun immer einen Vorwand zu finden, die Amme wegzuschicken, und sobald sie den Rücken wendete, fiel der Stein in's Wasser und verschaffte dem schlauen Mädchen die Gesellschaft der liebreizenden Pathe. Nach einigen Jahren blühete die kleine Waise zum jungfräulichen Alter heran, und ihre Schönheit schloß sich auf wie die Knospe einer hundertblätterigen Rose, die unter den buntfarbigen Grasblumenpöbel verpflanzt, in bescheidener Würde hervorglänzt. Zwar blühete sie gleichsam nur im Zwingergarten; sie lebte unter dem Gesinde versteckt, und wenn die Mutter bankettirte, kam sie nie zum Vorschein, saß auf ihrer Kammer, beschäftigte sich mit häuslicher Arbeit und fand nach vollendetem Tagewerke zur Abendzeit reichen Ersatz für die rauschenden Freuden, die sie entbehrte, in der Gesellschaft der Nymphe am Brunnen. Diese war nicht nur ihre Gesellschafterin und Freundin, sie war auch ihre Lehrmeisterin, unterrichtete das Fräulein in allen weiblichen Kunstfertigkeiten, und bildete sie ganz nach dem Beispiel ihrer tugendhaften Mutter.

Eines Tages schien die Nymphe ihre Zärtlichkeit gegen Mathilde zu verdoppeln, sie schloß sie in die Arme, ließ das Haupt auf ihre Schultern sinken und war so wehmuthsvoll und traurig, daß das Fräulein sich nicht enthalten konnte, einige Thränen auf die Hand ihrer Pathe fallen zu lassen, die sie eben schweigend an die Lippen drückte. Durch diese Mitempfindung wurde die Nymphe noch wehmüthiger. Kind, sprach sie mit trauriger Stimme, du weinst und weißt nicht warum; aber deine Thränen sind Vorgefühle deines Schicksals. Dem Hause auf dem Berge stehet eine große Veränderung bevor; ehe der Schnitter die Sense tängelt und der Wind über die Stoppeln des Waizenfeldes weht, wird's öde und wüste stehen. Wenn die Schloßdirnen in der Abenddämmerung herausgehen, um Wasser aus meinem Brunnen zu schöpfen, und mit ledigem Eimer zurückkehren, so gedenke, daß Unglück kommt. Wahre den Bisamapfel, der dir drei Wünsche gewähren wird, und gehe nicht verschwenderisch mit deinen Wünschen um! Gehab' dich wohl, an dieser Stätte sehen wir uns nicht wieder. Drauf lehrte sie dem Fräulein noch einige magische Eigenschaften des Apfels, um sich derselben im Nothfall zu bedienen, weinte und schluchzte beim Hinscheiden, daß ihr die Worte versagten, und ließ sich nicht mehr sehen.

Um die Zeit der Waizenernte kamen eines Abends die Wasserträgerinnen mit ledigen Krügen in's Schloß zurück, bleich und erschrocken, zitterten an allen Gliedern, als schüttelte sie der Frost des Wechselfiebers, und verkündeten, die weiße Frau sitze am Brunnen mit trauriger Geberdung des Händeringens und Wehklagens, welches nichts Gutes bedeuten könne. Des hatten die Kriegsleute und Waffenträger ihren Spott, und

meinten, es sei Täuschung und Weibergeschwätz. Einige trieb die Neugier hinaus, Grund und Ungrund der Sache zu erforschen; sie sahen dieselbe Erscheinung, faßten sich jedoch ein Herz und gingen zum Brunnen. Wie sie hinkamen, war das Gesicht verschwunden, und da gab's mancherlei Glossen und Auslegungen darüber; keiner rieth jedoch auf die wahre Deutung, welche Fräulein Mathilde allein wußte, ob sie es gleich nicht laut werden ließ, denn die Nymphe hatte ihr Stillschweigen geboten. Sie saß einsam und trübsinnig auf ihrer Kammer unter Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Wackermann Uhlfingers Schloß war Weiber- und Becherlehn; seiner verschwenderischen Hausfrau konnte er nicht satt rauben und plündern, und wenn er nicht auf Wegelagerung ausging, bereitete sie ihm tagtäglich ein Wohlleben, berief seine Zechbrüder zusammen, unterhielt ihn im Taumel der Lüste, und ließ ihn nie daraus wach werden, um den Verfall seines Hauswesens wahrzunehmen. Wenn's an Baarschaft oder Lebensmitteln gebrach, so gaben Jakob Fuggers Lastwagen oder der Venediger reiche Schätze immer neue Ausbeute. Dieser Plackereien müde, beschloß der schwäbische Bund, weil Abmahnungen und Warnungen nichts fruchteten, Uhlfingers Untergang. Ehe er dachte, daß es so ernstlich gemeinet sei, weheten die städtischen Bundesfahnen vor dem Thor seiner Bergfeste, und es blieb ihm nichts übrig, als der Entschluß, sein Leben theuer genug zu erkaufen. Die Lombarden und Donnerbüchsen erschütterten die Basteien, und die Armbrustschützen thaten auf beiden Seiten ihr Bestes; es hagelte Bolzen und Pfeile, und einer davon, in einer unglücklichen Stunde abgedrückt, wo Wackermanns Schutzgeist von ihm gewichen war, fuhr durch's Visir seines Helms ihm tief in's Hirn, daß er alsbald im kalten Todesschlummer dahin taumelte. Durch den Fall des Bannerherrn gerieth das Kriegsvolk in große Bestürzung; einige Feigherzige steckten die weiße Fahne aus, die Muthigen rissen sie wieder herab vom Thurm. Daraus merkte der Feind, daß innerhalb der Burg Unordnung und Verwirrung herrsche; die Belagerer liefen Sturm, überstiegen die Mauern, gewannen das Thor, ließen die Zugbrücke herab und schlugen Alles mit der Schärfe des Schwertes, was ihnen vorkam. Selbst die Unglücksstifterin, das verschwenderische Weib, wurde mit all ihren Kindern von dem wüthigen Kriegsvolke erschlagen, das gegen den räuberischen Adel so erbittert war, als nachher die Aufrührer im schwäbischen Bauernkriege. Das Schloß wurde rein ausgeplündert, in Brand gesteckt und der Erde gleich gemacht.

Während des kriegerischen Tumults hielt sich Fräulein Mathilde in ihrem Dachstübchen ganz ruhig, hatte die Thür verschlossen und von innen fest verriegelt. Als sie aber merkte, daß draußen Alles bunt über ging,

und Schloß und Riegel ihr keine Sicherheit weiter geben würde, warf sie ihren Schleier über, drehte den Bisamapfel dreimal in der Hand und trat kühnlich heraus, nachdem sie das Sprüchlein ausgesprochen, welches ihr die Nixe gelehrt hatte:

Hinter mir Nacht, vor mir Tag.
Daß mich Niemand sehen mag;

und so wandelte sie unbemerkt mitten durch das feindliche Kriegsvolk aus der väterlichen Burg, wiewohl mit betrübtem Herzen, und ohne zu wissen, wohin sie ihren Weg nehmen sollte. So lange ihre zarten Füße ihr nicht den Dienst versagten, eilte sie, von dem Schauplatze des Greuels und der Verwüstung sich zu entfernen, bis sie, von Nacht und Müdigkeit befallen, unter einem wilden Birnbaum im freien Felde zu herbergen beschloß. Sie setzte sich auf den kühlen Rasen und ließ den Thränen freien Lauf. Noch einmal schaute sie nach der Gegend um und wollte sie gesegnen, wo sie die Jahre der Kindheit verlebt hatte. Als sie die Augen aufhob, sah sie ein blutrothes Feuerzeichen am Himmel stehen, woraus sie urtheilte, daß das Stammhaus ihrer Voreltern ein Raub der Flammen worden sei. Sie wendete ihre Augen von diesem grauenvollen Anblick hinweg und wünschte mit Sehnsucht, daß die funkelnden Sterne erbleichen und die Morgenröthe aus Osten hervorschimmern möchte. Ehe es noch tagte und der Morgenthau auf dem Grase sich in kleine Tropfen sammelte, setzte sie die ungewisse Pilgerreise fort und gelangte bald in ein Dorf, wo sie von einer gutherzigen Bäuerin aufgenommen und mit einem Bissen Brod und einer Schale Milch erquickt wurde. Von dieser Frau tauschte sie bäuerische Kleider, und gesellte sich zu einer Karawane Frachtführer, die sie gen Augsburg geleiteten. In diesem trübseligen verlassenen Zustande blieb ihr keine Wahl, als sich für ein Dienstmädchen zu vermiethen; weil's aber außer der Zeit war, konnte sie lange keine Herrschaft finden.

Graf Konrad von Schwabeck, ein deutscher Kreuzherr, auch Kastenvoigt und Schirmherr des Bisthums Augsburg, besaß daselbst Haus und Hof, wo er sich im Winter aufzuhalten pflegte. In seiner Abwesenheit wohnte eine Schließerin darin, Frau Gertrud genannt, die das Hauswesen regierte. Diese Frau war in der ganzen Stadt für ein böses Weib ausgeschrieen; kein Gesinde konnt's bei ihr aushalten, sie lärmte und tobte im Hause umher wie ein Poltergeist. Das Rasseln ihrer Schlüssel fürchteten die Dirnen, wie die Kinder den Ruprecht; das kleinste Versehen oder auch nur ihre bösen Launen mußten Köpfe und Töpfe entgelten, oder sie bewaffnete ihren rüstigen Arm mit einem Bund Schlüssel, und bläuete den Dienstmägden damit Rücken und Seiten blau; kurz, wenn man ein böses Weib beschreiben wollte, so hieß es, sie sei so arg, als Frau Trude im Comter-

hofe. Eines Tages hatte sie das Strafamt so gewaltsam ausgeübt, daß alles Gesinde entlief; da kam die sanfte Mathilde und bot ihre Dienste an. Um ihren edlen Wuchs zu verhehlen, hatte sie eine Schulter gepolstert, als sei sie verwachsen, ihr blondes seidenes Haar verbarg ein breites Kopftuch; Angesicht und Hände hatte sie mit Ruß bestrichen, um eine zigeunermäßige Haut dadurch zu erkünsteln. Wie sie sich anmeldete und die Schelle an der Thür zog, steckte Frau Gertrud den Kopf aus dem Fenster; da sie nun die seltsame Figur gewahr wurde, meinte sie, es sei eine Bettlerin, und rief herab: Hier ist kein Almosenamt, geht in die Fuggerei*), dort spendet man Heller aus; und schlug das Fenster hastig zu. Fräulein Mathilde ließ sich dadurch nicht abschrecken, sie schellte so lange, bis die Ausgeberin in der Absicht wieder zum Vorschein kam, diese Zudringlichkeit mit einer Lage von Scheltworten zu erwidern. Ehe sie aber ihren zahnlosen Mund eröffnete, verständigte sie das Fräulein, was ihr Begehr sei. Wer bist du, sagte Frau Gertrud, und was kannst du? Die verstellte Dirne antwortete:

Ich bin eine Waise,
Mathilde ich heiße.
Kann plätten,
Kann glätten,
Kann nähen und spinnen,
Auch sticken
Und stricken
Und Augen gewinnen,
Kann hacken und pochen,
Auch braten und kochen,
Bin kunstreicher Hand
Und flink und gewandt.

Als die Wirthschafterin dieses Sprüchlein hörte und vernahm, daß das nußbraune Mädchen so viel gute Talente besaß, that sie die Thür auf, und gab ihr den Miethgroschen und nahm sie in die Küche. Sie stand ihren Geschäften so treulich vor, daß Frau Gertrud ganz aus der Uebung kam, Töpfe nach dem Ziel zu werfen. Ob sie gleich streng und mürrisch blieb, alles tadelte und besser wissen wollte, so hielt ihr doch das Dienstmädchen nie Widerpart, und wehrte durch Sanftmuth und Duldung die Ergießungen ihrer schwarzen Galle ab. Sie wurde leidlicher und besser als seit vielen Jahren, zum Beweis, daß fromm Gesinde auch gut Regiment, gut Wetter, fromme und getreue Oberherrn macht.

---

*) Ein Gestifte von Jakob Fugger in Augsburg, aus 106 Häusern bestehend, die zur Aufnahme und Pflege der Armen eingerichtet sind oder doch ehemals waren. —

Um die Zeit des ersten Schnees ließ die Hausmutter das ganze Haus fegen und reinigen, die Fenster waschen, Vorhänge aufziehen und Alles zum Empfang ihres Herrn zubereiten, der, mit dem bunten Gefolge seiner Diener umgeben, nebst einem großen Schwall von Pferden und Jagdhunden zu Winters Anfang eintraf. Mathilde kümmerte sich wenig um die Ankunft des Kreuzherrn; ihre Küchenarbeit hatte sich so gemehrt, daß sie sich nicht Zeit nahm, nach ihm auszusehen. Zufälliger Weise begegnete er ihr, indem sie eines Morgens Wasser schöpfte, auf dem Hofe. Der schönste junge Mann, den sie je gesehen, stand vor ihr; sein glänzendes Auge, die heitere Miene, das Gepräge des Wohlbehagens und Ueberflusses, das wellenförmige leicht gelockte Haar, das sich halb unter die beschattenden Straußfedern des männlich in's Gesicht gedrückten Hutes versteckte, der feste Gang und der edle Anstand des Mannes mußten ihr gefallen. Zum ersten Mal empfand sie jetzt den großen Abstand des Standes, in welchen ein unglücklich Verhängniß sie versetzt hatte, von dem, in welchem sie geboren war, und diese Empfindung drückte sie mehr als der schwere Wassereimer. Sie ging tiefsinnig in die Küche zurück und versalzte zum ersten Male alle Brühen, was ihr von der Wirthschafterin einen harten Verweis zuzog. Tag und Nacht schwebte ihr der Ritter vor Augen.

Graf Konrad schien blos für das Vergnügen zu leben, er verabsäumte keine Lustbarkeit und kein Freudengelag in der reichen Stadt, die der Verkehr mit den Venedigern üppig gemacht hatte. Bald gab es ein Ringelrennen, bald ein Stechen auf der Rennbahn, bald einen Rathswechsel oder sonst eine glänzende Feierlichkeit; auch fehlte es nicht an öffentlichen Reihentänzen auf dem Markte und durch alle Straßen, wo die Edelleute den Bürgerstöchtern goldene Fingerreife und seidene Tücher verehrten und gute Schwänke trieben. Als die Fastnachts-Mummereien begannen, schien der Freudentaumel auf's Höchste gestiegen zu sein. Fräulein Mathilde hatte an dem Allen keinen Antheil, sondern saß in der rauchenden Küche und klagte über den Eigensinn des Glücks, das seine Günstlinge mit den Freuden des Lebens stromweise überschüttet, und dem Unbegünstigten jeden frohen Augenblick abgeizet.

Da fiel ihr eines Tages der Bisamapfel ein, den sie fast ganz vergessen hatte. Nie hatte sie Verlangen getragen, ihn zu öffnen und sein inneres Talent zu erproben; jetzt kam ihr ein, den ersten Versuch damit zu machen. Die Augsburger hatten bei Prinz Maxens Geburt Kaiser Friedrichen zu Ehren ein herrliches Bankett angestellt, das drei Tage dauern sollte, zu welchem sie viel Prälaten, Grafen und Herren aus der Nachbarschaft eingeladen hatten. Dabei wurde jeden Tag um einen ausgesetzten

Preis gestochen, und zur Abendzeit wurden die schönsten Jungfrauen zum Rathhaus geholt, um mit der edlen Ritterschaft zu tanzen; und das dauerte bis an den lichten Morgen. Ritter Konrad ermangelte nicht, dieser Festivität mit beizuwohnen, und war des Abends der Held des Balles.

Mathilde hatte den Entschluß gefaßt, bei dieser Gelegenheit ein Abenteuer zu bestehen. Nachdem sie die Küche beschickt hatte und Alles im Hause ruhig war, ging sie auf ihre Kammer, wusch mit feiner Seife die rußige Schminke von der Haut und ließ Lilien und Rosen darauf hervorblühen. Hernach nahm sie den Bisamapfel zur Hand und wünschte sich ein neues Kleid, so herrlich und prächtg es nur sein könnte, mit allem Zubehör. Sie öffnete den Deckel, da quoll hervor ein Stück seidenen Stoffs, das dehnte und breitete sich und rauschte wie ein Wasserstrom herab auf ihren Schooß, und als sie's recht besah, war's ein völliger Anzug mit allem dazu gehörigen kleinen Putz, und das Kleid paßte ihr auf den Leib wie angegossen. Darüber empfand sie innige Herzensfreude, und bei der Uebersicht ihres Anzugs schmeichelte Alles so sehr der weiblichen Eitelkeit, daß sie vollkommen damit zufrieden war. Darum säumte sie nicht, ihr Vorhaben auszuführen, sie drehte den magischen Apfel dreimal in der Hand herum und sprach:

Die Augen zu
Bleibt Alle in Ruh!

Alsbald fiel ein tiefer Schlaf auf das gesammte Hausgesinde, von der wachsamen Wirthschafterin an bis auf den Thürhüter. Husch war Fräulein Mathilde zur Thür hinaus, wandelte ungesehn durch die Straßen, und trat mit dem Anstande einer Grazie in den Tanzsaal ein. Es wunderte sich männiglich über die Gestalt der holdseligen Jungfrau, und auf dem hohen Söller, der rings um den Saal lief, entstand ein flüsterndes Geräusch. Einige bewunderten an der Unbekannten die Schönheit der Gestalt, andere den Geschmack der Kleidung, noch andere verlangten zu wissen, wer sie sei und von wannen sie käme, wiewohl kein Seitennachbar dem andern über diese Frage Auskunft geben konnte.

Unter den edlen Rittern und Herren, die sich herzudrängten, die fremde Jungfrau zu sehen, war der Kreuzherr nicht der Letzte. Ihm dünkte, er habe nie ein schöneres Antlitz gesehen. Er nahte sich ihr und zog sie zum Tanz auf; sie bot ihm bescheiden die Hand und tanzte zur Bewunderung schön. Ihr leichter Fuß schien kaum die Erde zu berühren; ihre Bewegungen waren so edel und ungezwungen, daß sie jedes Auge entzückte. Ritter Konrad kam der Tänzerin nicht mehr von der Seite. Und bald merkte der Kreuzherr, daß er kein hoffnungsloser Liebhaber war; es

lag ihm nur daran, zu wissen, wer die schöne Unbekannte sei und wo sie hause, um sein Glück zu verfolgen. Doch hier war alles Forschen vergebens; sie wich allen Fragen aus, und mit vieler Mühe erhielt er nur von ihr die Zusage, den folgenden Tag wieder den Tanz zu besuchen. Er gedachte, sie zu überlisten, wenn sie allenfalls nicht Wort halten sollte, und stellte alle Bedienten auf die Lauer, ihre Wohnung auszukundschaften, denn er hielt sie für eine Augsburgerin; die Tanzgesellschaft aber meinte, sie gehörte zur Freundschaft des Grafen, weil er ihr so schön that und so freundlich mit ihr kosete.

Der Morgen war schon angebrochen, ehe sie Gelegenheit fand, dem Ritter zu entwischen und den Tanzplatz zu verlassen. Sobald sie aus dem Saal trat, drehete sie den Bisamapfel dreimal in der Hand um und sagte dazu ihr Sprüchlein:

Hinter mir Nacht und vor mir Tag,
Daß mich Niemand sehen mag;

und so gelangte sie in ihre Kammer, ohne daß die Späher des Grafen, die in allen Straßen auf- und abflatterten, sie wahrnahmen. Bei ihrer Zuhausekunft schloß sie das seidene Kleid in die Lade, zog wieder die schmutzigen Küchenkleider an und begab sich an ihre Geschäfte, war früher auf als das übrige Gesinde, welches Frau Gertrude mit dem Bund Schlüssel aus den Betten klingelte, und erntete von der Wirthschafterin ein kleines Lob.

Noch nie war dem Ritter ein Tag so lang worden als der nach dem Balle. Jede Stunde dünkte ihm ein Jahr; Sehnsucht und Verlangen, Zweifelmuth und Besorgniß, daß ihn die unerforschliche Schöne täuschen möchte, setzten sein Herz in Unruhe. Um Vesperzeit rüstete er sich zum Balle, kleidete sich sorgfältiger als Tags vorher, und die drei goldenen Ringe, das alte Abzeichen des Adels, funkelten diesmal mit Diamanten besetzt am Saume seiner Halskrause. Er war der Erste auf dem Tummelplatz der Freude, musterte alle Kommenden mit dem Scharfblick des Adlerauges, und harrete mit Ungeduld der Erscheinung seiner Ballkönigin entgegen. Der Abendstern war schon hoch am Horizont heraufgerückt, ehe das Fräulein Zeit gewann, auf ihre Kammer zu gehen und zu überlegen, was sie thun wollte, ob sie dem Bisamapfel den zweiten Wunsch abfordern, oder diesen auf einen wichtigeren Vorfall des Lebens aufsparen sollte. Die treue Rathgeberin Vernunft rieth ihr, das Letztere zu thun; aber ihr Herz forderte das Erstere mit so viel Ungestüm, daß die Dame Vernunft nicht zu Worte kommen konnte. Mathilde wünschte sich ein anderes Kleid von Rosaatlas, nebst einem Juwelenschmuck, so schön und prächtig, als ihn die Königstöchter zu tragen pflegen. Der gutwillige Bisamapfel gab her, was in seinen Vermögen war, und der Anzug übertraf ihre eigene Erwartung.

Sie kleidete sich wohlgemuth an, und mit Hülfe des Talismans gelangte sie, von keinem sterblichen Auge bemerkt, dahin, wo sie so sehnlich erwartet wurde. Sie war ungleich schöner als Tags zuvor, und da sie der Kreuzherr erblickte, hüpfte ihm das Herz vor Freuden, und eine unwiderstehliche Gewalt rief ihn mitten durch den Wirbel der Tänzer zu ihr hin, denn er hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, die Jungfrau wieder zu sehen. Um sich wieder zu sammeln, zog er sie zum Tanz auf, und alle Uebrigen traten ab, das herrliche Paar walzen zu sehen. Wonniglich schwebte die schöne Unbekannte am Arm des flinken Ritters daher, wie die Blumengöttin im Lenz auf den Fittigen des Zephyrs.

Nach vollendetem Tanze sprach der Graf Mathilden von seiner Liebe. Das Fräulein hörte mit verschämter Freude den Ritter an, und nachdem ihr klopfendes Herz und die glühenden Wangen eine Zeit lang ihre Empfindungen zu Tage gelegt hatten, und sie nun zu einer wörtlichen Erklärung ihrer Gegengesinnung aufgefordert wurde, redete sie also: Was Ihr mir, edler Ritter, heute und gestern vorgesagt habt, gefällt meinem Herzen wohl, denn ich glaube nicht, daß Ihr mit trüglichen Worten zu mir redet. Aber wie kann ich Eurer Liebe theilhaftig werden, da Ihr ein Kreuzherr seid und das Gelübde gethan habt, ehelos zu bleiben Euer Leben lang? Der Ritter antwortete ernsthaft und bieder: Ihr redet als eine tugendliche und kluge Jungfrau, darum will ich auf Eure ehrliche Frage Euch jetzt Bescheid geben und Euren Zweifel lösen. Zur Zeit, als ich in den Kreuzorden aufgenommen wurde, war mein Bruder Wilhelm, der Stammerbe, noch am Leben; seit der aber erbleicht ist, habe ich Erlaubniß erlangt, als der Letzte meines Stammes ehelich zu werden und dem Orden zu entsagen, so mir's gefällt. Von dem Augenblick an nun, da ich Euch sah, ward's mit meinem Herzen gar anders, und ich vertraue fest darauf, daß Ihr und keine andere vom Himmel mir zum ehelichen Gemahl beschieden seid. So Ihr mir nun Eure Hand nicht weigert, soll unser Bündniß nichts scheiden als der bittere Tod. Bedenket Euch wohl, versetzte Mathilde, daß Euch nicht die Reue ankomme; vorgethan und nachbedacht, hat in die Welt viel Unheil gebracht. Ich bin Euch fremd, Ihr wisset nicht, weß Standes und Würden ich sei, ob ich Euch an Geburt und Vermögen gleiche, oder ob ein erborgter Schimmer nur eure Augen blendet. Einem Manne Eures Standes steht an, nichts leichtsinnig zu verheißen, aber auch seine Zusage nach Adelsbrauch unverbrüchlich zu erfüllen. Ritter Konrad ergriff hastig ihre Hand, drückte sie fest an's Herz und sprach mit warmer Liebe: Das verspreche ich bei Seel und Seligkeit. Wenn Ihr, fuhr er fort, des geringsten Mannes Kind wäret, so will ich Euch ehrlich halten als mein Gemahl und Euch zu hohen Ehren bringen. Darauf zog

er einen Demantring von großem Werthe vom Finger, gab ihr den zum Pfand der Treue an ihre Hand und sprach: Damit Ihr kein Mißtrauen in meine Zusage setzet, so lade ich Euch über drei Tage in mein Haus, wohin ich meine Freunde des Prälaten- und Herrenstandes, auch andere ehrenhafte Männer bescheiden will, unserer Ehestiftung beizuwohnen. Mathilde weigerte sich deß aus allen Kräften, weil ihr das rasche Beginnen des Ritters nicht gefiel, und sie die Beharrlichkeit seiner Gesinnungen zuvor erst prüfen wollte. Er ließ sich gleichwohl nicht abwendig machen, ihre Einwilligung zu begehren, und sie sagte weder ja noch nein dazu. Wie Tags zuvor schied die Gesellschaft bei Anbruch der Morgenröthe aus einander, Mathilde verschwand, und der Ritter, dem kein Schlaf in die Augen kam, berief in aller Frühe die wache Wirthschafterin, und gab ihr Befehl zur Zurichtung eines prächtigen Gastmahls.

Wie Freund Hein, das Furchtgerippe, mit der Sense Paläste und Strohhütten durchwandert, und Alles, was ihm begegnet, unerbittlich mäht und würgt, so durchzog am Vorabend des Gastmahls Frau Gertrud, die unerbittliche Faust mit dem Schlachtmesser bewaffnet, Hühner- und Entenställe, und trug, als die Parze des Hausgeflügels, Leben und Tod in ihrer Hand. Von ihrem blanken Würgestahl fielen die unbesorgten Bewohner bei Dutzenden, schlugen zum letzten Mal ängstlich die Flügel, und Hühner und Tauben und Kapaunen bluteten neben dem Puterhahn ihr Leben aus. Fräulein Mathilde bekam so viel zu rupfen, zu brühen und aufzuräumen, daß sie die ganze Nacht den goldenen Schlaf entbehren mußte; doch achtete sie all der Mühe nicht, weil sie wußte, daß der Hochzeitschmauß um ihretwillen angerichtet wurde. Das Gastmahl begann, der fröhliche Wirth flog den Kommenden entgegen, und wenn der Thürhüter schellte, wähnte er immer, die unbekannte Geliebte sei an der Thür; wurde sie aber geöffnet, so trat ein Prälat, eine feierliche Matrone oder ein ehrwürdiges Amtsgesicht herein. Die Gäste waren lange beisammen, und der Truchseß zögerte gleichwohl, die Speisen aufzutragen. Ritter Konrad harrte noch immer auf die schöne Braut; als sie aber zu lange weilte, winkte er dem Truchseß mit geheimem Verdruß, die Tafel zu beschicken. Man setzte sich und befand, daß ein Gedeck zu viel war; Niemand aber konnte errathen, wer die Einladung des Gastgebotes verschmähet hatte. Von Augenblick zu Augenblick verminderte sich die Fröhlichkeit des Gastgebers sichtbar, es war nicht mehr in seiner Gewalt, den Trübsinn von seiner Stirn zu bannen, so sehr er sich auch angelegen sein ließ, durch gezwungene Heiterkeit die Gäste bei Laune zu erhalten. Dieser arge Sauerteig säuerte gar bald den Süßteig der geselligen Freude, und es ging im Tafelgemach so ernsthaft her, wie bei einem Leichenessen. Die

Geigen, die des Abends zum Tanz aufspielen sollten, wurden fortgeschickt, und so endete diesmal das Fest im Comterhof ohne Sang und Klang, obgleich er sonst die Wohnung der Freude war.

Die mißmuthigen Gäste verloren sich früher als gewöhnlich, und der Ritter verlangte nach der Einsamkeit seines Gemachs, um sich seinen traurigen Gefühlen ganz zu überlassen. Er warf sich auf dem Bette unruhig hin und her, und konnte mit seinen Sinnen nicht ausdenken, welche Deutung er den mißlungenen Hoffnungen geben sollte. Der Morgen kam, ehe er ein Auge geschlossen hatte, die Diener traten herein, und fanden ihren Herrn mit wilden Phantasien kämpfend, dem Anschein nach von einem heftigen Fieber befallen. Darüber gerieth das ganze Haus in Bestürzung, die Aerzte rannten Trepp auf Trepp nieder, schrieben ellenlange Recepte, und in der Apotheke waren alle Mörser im Gange, als ob sie zur Frühmetten läuten sollten. Aber das Kräutlein Augentrost, das allein ihm helfen konnte, hatte kein Arzt verschrieben, darum verschmähete der Ritter Lebensbalsam und Perlentinctur, unterwarf sich keiner Kur und beschwor die Aerzte, ihn nicht zu quälen, sondern den Sand seines Stundenglases allgemach verrinnen zu lassen, ohne mit hülfreicher Hand noch daran zu rütteln.

Sieben Tage lang hatte sich Graf Konrad durch geheimen Kummer so abgezehrt, daß die Rosen seiner Wangen dahinwelkten, das Feuer der Augen verlosch und Leben und Odem ihm nur noch zwischen den Lippen schwebte, wie ein leichter Morgennebel im Thal, der auf den kleinsten Windstoß wartet, ihn ganz zu verwehen. Fräulein Mathilde hatte genaue Kundschaft von Allem, was im Hause vorging. Es war nicht Eigensinn, nicht spröde Ziererei, daß sie die Einladung nicht angenommen hatte: es kostete einen harten Kampf zwischen Kopf und Herz, zwischen Vernunft und Leidenschaft, ehe der Entschluß fest stand, der Stimme ihres Geliebten dießmal nicht zu gehorchen. Theils wollte sie die Standhaftigkeit des Grafen prüfen, theils fand sie Bedenken, dem Bisamapfel den letzten Wunsch abzunöthigen, denn als Braut, meinte sie, zieme ihr ein neuer Anzug, und Frau Pathe hatte ihr empfohlen, mit ihren Wünschen räthlich umzugehen. Indessen war ihr am Tage des Gastmahls gar weh um's Herz, sie setzte sich in einen Winkel und weinte bitterlich. Die Krankheit des Ritters, davon sie sich die Ursache leicht erklärte, beunruhigte sie noch mehr, und als sie die Gefahr vernahm, in welcher er sich befand, war sie untröstbar.

Der siebente Tag sollte nach dem Ausspruch der Aerzte Leben oder Tod entscheiden. Daß Fräulein Mathilde für das Leben ihres Geliebten stimmte, ist leicht zu ermessen, und daß sie wahrscheinlicher Weise dessen

Genesung bewirken konnte, war ihr nicht unbekannt; nur die Art, wie sie sich dabei benehmen sollte, fand große Schwierigkeit. Doch unter den tausend Fähigkeiten, welche die Liebe erweckt und aufschließt, ist auch die mit einbegriffen, daß sie erfindungsreich macht. Mathilde ging ihrer Gewohnheit nach bei frühem Morgen zur Wirthschafterin, mit ihr über den Küchenzettel Rath zu halten; aber Frau Gertrud war so außer Fassung, daß sie sich auf die gemeinsten Dinge nicht besinnen, noch die Wahl der Speisen ordnen konnte; große Thränen wie die Tropfen einer Dachtraufe rollten über ihre ledernen Wangen: Ach, Mathilde! schluchzte sie, wir werden hier bald ausgewirthschaftet haben, unser guter Herr wird den Tag nicht überleben. Das war eine gar traurige Botschaft! Das Fräulein gedachte umzusinken vor Schrecken; doch faßte sie bald wieder Muth und sprach: Verzaget nicht an dem Leben unseres Herrn, er wird nicht sterben, sondern gesund werden; ich habe heut Nacht einen guten Traum gehabt. Die Alte war ein lebendiges Traumbuch, machte Jagd auf jeden Traum des Hausgesindes, und wo sie einen habhaft werden konnte, legte sie ihn immer so aus, daß die Erfüllung bei ihr stand; denn die anmuthigsten Träume zielten bei ihr auf Hader, Zank und Scheltworte. Sag' an deinen Traum, sprach sie, daß ich ihn ausdeute. Mir war, gegenredete Mathilde, als sei ich noch daheim bei meinem Mütterlein, die nahm mich beiseits und lehrte mich das Süpplein von neunerlei Kräutern kochen; das hilft für alle Krankheit, so jemand nur drei Löffel davon genießt. Bereite dies deinem Herrn, sprach sie, und er wird nicht sterben, sondern von Stund an gesund werden. Frau Gertrud verwunderte sich höchlich über diesen Traum und enthielt sich diesmal aller sinnbildlichen Deutung. Dein Traum ist sonderbar, sprach sie, und nicht von ungefähr. Richte flugs dein Süpplein zu zum Frühstück, ich will sehen, ob ich's über unsern Herrn vermag, daß er davon genießt. Ritter Konrad lag im stillen Hinbrüten matt und kraftlos, schickte sich zu seiner Heimfahrt, und begehrte das Sacrament der letzten Oelung zu empfahen; da trat Frau Gertrud zu ihm hin, riß ihn durch ihre geläufige Zunge aus der Betrachtung der vier letzten Dinge, und quälte ihn mit gutmüthiger Geschwätzigkeit dermaßen, daß er, um ihrer los zu werden, verhieß, was sie begehrte. Indessen bereitete Mathilde eine herrliche Kraftbrühe, that darein allerlei Küchenkräuter und köstliche Würze, und als sie anrichtete, legte sie den Demantring, welchen ihr der Ritter zum Pfand der Treue gegeben hatte, in die Schaale und hieß den Diener auftragen.

Der Kranke fürchtete die laute Beredtsamkeit der Wirthschafterin, die ihm noch in den Ohren gellte, so sehr, daß er sich zwang, einen Löffel voll Suppe zu nehmen. Als er zu Boden fuhr, bemerkte er einen schweren

Körper, den er herausfischte und zu seinem Erstaunen den Demantring fand. Sogleich glänzte sein Auge wieder voll Leben, und er leerte mit sichtbarer Eßlust die ganze Schaale aus, zu großer Freude der Frau Gertrud und des aufwartenden Gesindes. Alle schrieben der Suppe die außerordentliche Heilkraft zu, denn den Ring hatte der Ritter keinen der Umstehenden bemerken lassen. Drauf wendete er sich zu Frau Gertrud und sprach: Wer hat diese Kost zugerichtet, die mir wohlthut, meine Kräfte belebt und mich wieder in's Leben ruft? Die sorgsame Alte wünschte, daß der auflebende Kranke sich jetzt ruhig halten und nicht zu viel sprechen mögte, darum sprach sie: Laßt Euch nicht kümmern, strenger Junker, wer das Süpplein zugerichtet hat; wohl Euch und uns, daß es die heilsame Wirkung hervorgebracht hat, die wir davon hofften. Durch die Antwort geschah aber dem Ritter kein Genügen; er bestand mit Ernst auf der Beantwortung seiner Frage, auf welche die Ausgeberin diesen Bescheid gab: Es dienet eine junge Dirne in der Küche, genannt die Zigeunerin, aller Kräfte der Kräuter und Pflanzen kundig, die hat das Süpplein zugerichtet, das Euch so wohl thut. Führt sie alsbald zu mir, sagte der Ritter, daß ich ihr danke für diesen Lebenstrank. Verzeihet, erwiederte die Haushälterin, ihr Anblick würde Euch Unlust machen; sie gleicht an Gestalt einer Schleiereule, hat einen Höcker auf dem Rücken, ist mit schmutzigen Kleidern angethan, und ihr Angesicht und Hände sind mit Ruß und Asche bedeckt. Thut nach meinem Befehl, beschloß der Graf, und zögert keinen Augenblick. Frau Gertrud gehorchte, berief eilig Mathilden aus der Küche zu sich, warf ihr ein Regentuch über, das sie zu tragen pflegte, wenn sie zur Messe ging, und führte sie in diesem Aufputz in das Krankenzimmer ein. Der Ritter begehrte, daß sich Jedermann entfernen sollte, und als er die Thür hatte heißen zuthun, sprach er: Mägdlein, bekenne mir frei, wie bist du zu dem Ringe gelangt, den ich funden habe in der Schaale, darein du mir das Frühstück zugerichtet hast? Edler Ritter, antwortete das Fräulein züchtig und sittsam, den Ring habe ich von Euch; Ihr begabtet mich damit am zweiten Abend des Freudenreihens, da Ihr mir Eure Liebe schwuret; sehet nun zu, ob meine Gestalt und Herkunft verdienet, daß Ihr Euch so abgehärmet habt, als wolltet Ihr in's Grab sinken. Euer Zustand jammerte mich, darum habe ich nicht länger verweilet, Euch aus dem Irrthum zu ziehen.

Eines solchen Gegengiftes hatte sich Graf Konrad nicht versehen; er schwieg bestürzt einige Augenblicke. Aber die Gestalt der reizenden Tänzerin schwebte ihm bald wieder vor, und er konnte das Gegenbild, das er vor Augen sah, nicht damit reimen. Natürlich kam er auf den Gedanken, daß man seine Leidenschaft errathen habe und ihn durch einen frommen

Betrug davon heilen wollte; doch der wahre Ring, den er zurückempfangen hatte, ließ vermuthen, daß die schöne Unbekannte auf irgend eine Weise mit im Spiel sein müßte; also legte er's darauf an, die Dirne auszuforschen und in der Rede zu fangen. Seid Ihr die holde Jungfrau, sprach er, die meinen Augen gefallen hat, und welcher ich meine Treue gelobt habe, so zweifelt nicht, daß ich meine Zusage treulich erfüllen werde; aber hütet Euch, mich zu betrügen. Könnet Ihr die Gestalt wieder annehmen, die Ihr mit zeigtet zwei Nächte hinter einander auf dem Tanzplatz, könnet Ihr Euren Leib schlank und eben machen wie eine junge Tanne, könnet Ihr die schäbige Haut abstreifen, wie die Schlange, und Eure Farbe wechseln wie das Chamäleon, so soll das Wort, welches ich aussprach, als ich diesen Ring von mir gab, Ja und Amen sein. Könnet Ihr aber diesen Bedingungen nicht Genüge leisten, so will ich Euch als eine lose Dirne stäupen lassen, bis Ihr mir saget, wie Euch dieser Ring ist zu Handen kommen. Mathilde erseufzete: Ach! ist es nur der Schimmer der Gestalt, edler Ritter, wodurch Euer Auge geblendet wurde? Wehe mir, wenn Zeit oder Zufall diese hinfälligen Reize zerstören, wenn das Alter diesen schlanken Wuchs beugen und meinen Rücken krümmen wird, wenn die Rosen und Lilien abblühen, die feine Haut einschrumpft und runzelt, wenn einst die Truggestalt, in welcher ich jetzt vor Euch stehe, mir eigenthümlich zugehöret, wo wird dann Eure mir geschworne Treue hinschwinden? Ritter Konrad verwunderte sich ob dieser Rede, die für eine Küchendirne zu klug und überlegt schien. Wohlan, sprach sie, ich gehe, Euren Bedingungen Genüge zu leisten; Eurem Herzen sei es überlassen, mein Geschick zu entscheiden.

Der Kreuzherr schwankte noch immer zwischen guter Hoffnung und Furcht einer neuen Täuschung, er schellete der Wirthschafterin und ertheilte ihr den Befehl: Geleitet dieses Mädchen auf ihre Kammer, daß sie sich reinlich kleide, harret an der Thür, bis sie heraustritt; ich warte Euer im Sprachgemach. Frau Gertrud nahm ihre Gefangene in genaue Aufsicht, ohne eigentlich zu wissen, wohin der Befehl ihres Herrn gemeinet sei. Im Hinaufsteigen fragte sie: Hast du Kleider, dich zu schmücken, warum hast du mir's verschwiegen? Gebricht dir's aber daran, so folge mir auf meine Kammer, ich will dir leihen, so viel du bedarfst. Hierauf beschrieb sie ihre altmodische Garderobe, worin sie vor einem halben Jahrhundert Eroberungen gemacht hatte, Stück bei Stück mit froher Zurückerinnerung an die vormaligen Zeiten. Mathilde hatte wenig darauf Acht, begehrte nur ein Stücklein Seife und eine Hand voll Weizenkleien, nahm ein Waschbecken voll Wasser, ging damit auf ihre Kammer und that die Thür hinter sich zu; Frau Gertrude aber bewachte solche von außen mit

großer Sorgfalt, wie ihr befohlen war. Der Kreuzherr, voller Erwartung, welchen Ausgang das Abenteuer nehmen werde, verließ sein Lager, kleidete sich auf's Zierlichste und begab sich in sein Prunkgemach, mußte sich lange gedulden, ehe er aus der Ungewißheit gezogen wurde, und wandelte mit geschwinden Schritten unruhig auf und ab. Doch als der wälsche Zeiger am Augsburger Rathhaus in der Mittagsstunde auf achtzehn Uhr wies, flogen urplötzlich die Flügelthüren auf, es rauschte durch's Vorgemach der Schweif eines seidenen Gewandes, Fräulein Mathilde trat herein mit Anstand und Würde, geschmückt wie eine Braut und schön wie eine Göttin. Mit Entzücken rief Ritter Konrad: Göttin oder Sterbliche, wer Ihr auch sein möget, sehet mich hier zu Euren Füßen, die Gelübde, die ich Euch gethan habe, durch die heiligsten Eidschwüre zu erneuern, so Ihr mich anders würdiget, Hand und Herz von mir anzunehmen. Das Fräulein hob den Ritter bescheiden auf: Gemach, edler Ritter, sprach sie, übereilet Euch nicht mit Euren Gelübden, Ihr sehet mich in meiner wahren Gestalt, übrigens bin ich Euch unbekannt. Noch ist der Ring in Eurer Hand. — Flugs zog ihn Graf Konrad vom Finger und steckte ihn an die Hand des Fräuleins, welches sich dem Ritter ergab. Ihr seid von nun an mein Auserwählter, sprach sie, dem ich mich länger nicht verhehlen kann. Ich bin Wackermann Uhlfingers, des ehrenfesten Ritters Tochter, dessen unglückliches Geschick Euch sonder Zweifel nicht verborgen ist, bin kümmerlich dem Einsturz des väterlichen Hauses entronnen und habe in Eurer Wohnung, wiewohl in armseliger Gestalt, Schutz und Sicherheit gefunden. Hierauf erzählte sie ihm ihre Geschichte und verschwieg ihm auch die Heimlichkeit mit dem Bisamapfel nicht. Graf Konrad dachte nicht mehr daran, daß er zum Sterben krank gewesen war, lud auf den folgenden Tag alle die Gäste wieder, die zuvor sein Trübsinn so früh aus einander gescheucht hatte, hielt öffentliche Verlobung mit seiner Braut, und als der Truchseß aufgetragen hatte und nun herumzählte, fand er, daß kein Gedeck zu viel war. Darauf trat der Ritter aus dem Orden, verließ den Comterhof und vollzog sein Hochzeitsfest mit großer Pracht. Bei dieser merkwürdigen Hausveränderung bewies sich die geschäftige Martha, Frau Gertrud, ganz unthätig; als sie Fräulein Mathildens Kammerthür bewachte und bei Eröffnung derselben eine stattlich gekleidete Dame zum Vorschein kam, war ihr Erstaunen so groß, daß sie rücklings vom Sessel fiel, einen Schenkel ausrenkte und lendenlahm blieb ihr Leben lang.

Die Neuvermählten verlebten zu Augsburg das erste Jahr ihrer Ehe in Freude und Wonne. Mein herzgeliebter Herr, sprach sie einmals mit dem Ausdruck des innigsten Gefühls, in Eurem Besitz ist mir nun kein Wunsch mehr übrig, ich erlasse meinem Bisamapfel die Erfüllung des

dritten Wunsches mit Freuden. Habt Ihr aber irgend einen verborgenen Wunsch in Eurem Herzen, so thut mir's kund, ich will ihn zu dem meinigen machen, und zur Stunde soll er Euch gewährt sein. Graf Konrad schloß sein trautes Weib herzlich in die Arme und betheuerte ihr hoch, daß außer der Fortdauer seiner Ehe für ihn nichts wünschenswerth auf Erden sei. Also verlor der Bisamapfel in den Augen seiner Besitzerin allen Werth, und sie behielt ihn nur zum dankbaren Andenken der Pathe Nixe.

Graf Konrad hatte noch eine Mutter am Leben, die auf ihrem Witthum zu Schwabeck wohnte, welcher die fromme Schwiegertochter aus Kindesliebe die Hand zu küssen groß Verlangen trug, um den wackern Sohn, den sie geboren hatte, ihr zu verdanken; doch der Graf lehnte immer die Wallfahrt zur Mutter unter scheinbarem Vorwand ab und brachte dagegen eine Lustreise auf ein ihm unlängst heimgefallenes Lehn in Vorschlag, unfern von Wackermanns zerstörter Burg gelegen. Mathilde willigte gern darein, um die Gegend wieder zu besuchen, wo sie ihre erste Jugend verlebt hatte. Sie besuchte die Trümmer der väterlichen Wohnung, beweinte die Asche ihrer Eltern, ging zum Nixenbrunnen und hoffte, daß ihre Gegenwart die Nymphe einladen würde, sich ihr zu versichtbaren. Mancher Stein fiel in den Brunnen ohne die gehoffte Wirkung, selbst der Bisamapfel schwamm als eine leichte Wasserblase oben auf, und sie mußte sich die Mühe nehmen, ihn selbst wieder herauszufischen. Die Nymphe kam nicht mehr zum Vorschein, ob ihr gleich wieder eine Gevatterschaft bevorstand, denn Frau Mathilde war nahe dabei, ihren Herrn mit einem Kinde zu erfreuen. Sie gebar einen Sohn, schön wie ein Götterknabe, und die Freude der Eltern war so groß, daß sie ihn schier aus heißer Liebe zerdrückten; die Mutter ließ ihn nicht aus den Armen und spähete jeden Athemzug des kleinen unschuldigen Engels, obgleich der Arzt eine weise Amme gedungen hatte, die des Kindleins pflegen sollte. Aber in der dritten Nacht, da Alles im Schloß vom Taumel eines Freudenfestes in tiefem Schlaf begraben lag, wandelte die Mutter auch ein sanfter Schlaf an, und als sie erwachte, weg war das Kind aus ihren Armen! Bestürzt rief die erschrockene Gräfin: Amme, wo habt Ihr das Kind hingelegt? Die Amme antwortete: Edle Frau, das Herrlein ist in Euren Armen. Bett und Zimmer wurden ängstlich durchsucht, aber nichts gefunden, außer einige Blutströpflein auf dem Fußboden des Gemachs. Wie das die Amme inne ward, erhob sie groß Geschrei: Ach daß es Gott und alle Heiligen erbarme! Der Wehrwolf ist da gewesen und hat das Kindlein davon getragen. Die Kindbetterin grämte sich über den Verlust des holden Knaben bleich und mager, und der Vater war untröstbar. Obgleich der

Wehrwolfsglaube in seinem Herzen kein Senfkorn aufwog, so ließ er sich doch von dem Weibergeschwätz, da er sich die Sache auf keine Weise zu erklären wußte, übertäuben, und tröstete seine trostlose Gemahlin, die aus Gefälligkeit für ihn, der alle Traurigkeit haßte, sich zwang, eine heitere Miene anzunehmen.

Die Schmerzenstilgerin, die wohlthätige Zeit, heilte endlich die mütterliche Herzwunde, und die Liebe ersetzte den Verlust durch einen zweiten Sohn. Grenzenlos war die Freude über den schönen Stammerben im gräflichen Palast, der Graf bankettirte frohen Muthes mit seinen Nachbarn eine Tagereise rings umher, und der Freudenbecher ging ohne Unterlaß aus Hand in Hand von Wirth und Gästen bis zum Thürhüter herum auf die Gesundheit des Neugeborenen. Die besorgte Mutter ließ das Kindlein nicht von sich, und erwehrte sich des süßen Schlafs, so lange es ihre Kräfte erlaubten; da sie aber endlich den Forderungen der Natur nachgeben mußte, nahm sie die goldene Kette vom Hals, umschlang damit des Knäbleins Leib und befestigte das andere Ende davon an ihren Arm, gesegnete sich und das Kind mit dem heiligen Kreuz, auf daß der Wehrwolf keine Macht noch Gewalt daran finden mögte, und bald darauf überfiel sie ein unwiderstehlicher Schlaf. Als sie der erste Morgenstrahl erweckte, o Jammer! da war der süße Knabe aus ihren Armen entschwunden. Im ersten Schrecken rief sie, wie vormals: Amme, wo habt Ihr mein Kindlein hingelegt? und die Amme antwortete wiederum: Edle Frau, das zarte Herrlein ist in Euren Armen. Alsbald sah sie nach dem goldnen Kettlein, das sie um den Arm geschlungen hatte, befand, daß ein Gelenke mit einer scharfen stählernen Scheere mitten entzwei geschnitten war, und starb in Ohnmacht vor Entsetzen hin. Die Amme machte Lärm im Hause, das Gesinde eilte voller Bestürzung herbei, und da Graf Konrad hörte, was sich zugetragen hatte, entbrannte sein Herz vor Wuth und Eifer, er zückte sein ritterliches Schwert, Sinnes, der Amme das Haupt zu spalten.

Verruchtes Weib! donnerte er mit furchtbarer Stimme, gab ich dir nicht geheimen Befehl, wach zu bleiben die ganze Nacht und kein Auge von dem Knaben zu verwenden, damit, wenn das Ungethüm käme, ihn der schlafenden Mutter wegzurauben, du durch dein Geschrei das Haus rege machtest, damit wir den Wehrwolf vertrieben? Schlaf nun, du Schläferin, den langen Todesschlaf! Das Weib fiel auf die Kniee vor ihm nieder. Gestrenger Herr, sprach sie, bei Gottes Barmherzigkeit beschwöre ich Euch, erwürget mich Augenblicks, damit ich die Schandthat mit in's Grab nehme, die meine Augen gesehen haben und die mir weder Geheiß noch Lohn abdringen soll, wofern sie nicht die Folter herauspreßt. Der Graf staunte;

welche Schandthat, fragte er, hast du mit Augen gesehen, die so schwarz ist, daß deine Zunge sich weigert, sie auszureden? Lieber bekenne mir ohne Folter, was dir kund worden ist, als eine treue Magd. Herr, erseufzte die Dirne, was treibt Euch, Euer Unglück zu erfahren? Besser ist's, daß das schreckliche Geheimniß zugleich mit meinem Leichnam verscharrt werde in das kühle Grab. Durch diese Rede wurde Graf Konrad nur noch begieriger, das Geheimniß zu erfahren; er nahm das Weib beiseits in sein heimliches Zimmer, und durch Drohungen und Verheißungen bewogen, eröffnete sie ihm, was er zu wissen gern wäre überhoben gewesen. Eure Gemahlin, sprach sie, sollt Ihr wissen, Herr, ist eine schändliche Zauberin; aber sie liebt Euch unermeßlich und ihre Liebe geht so weit, daß sie auch ihrer eigenen Kindlein nicht verschonet, um daraus ein Mittel zu bereiten, Eure Gunst und ihre Schönheit unwandelbar zu erhalten. In der Nacht, als Alles in großer Sicherheit schlief, stellte sie sich, als sei sie eingeschlummert, ich that das nämliche, weiß nicht warum. Bald darauf rief sie mich beim Namen; aber ich achtete nicht darauf und fing an zu röcheln und zu schnarchen. Da sie nun vermeinte, ich sei fest eingeschlafen, saß sie rasch im Bett auf, nahm das Kindlein, drückte es an den Busen, küßte es inniglich und lispelte dazu diese Worte, die ich deutlich vernahm: Sohn der Liebe, werde ein Mittel, mir deines Vaters Liebe zu erhalten, gehe jetzt zu deinem Brüderchen, du kleine Unschuld, daß ich aus neunerlei Kräutern und deinen Knöchlein einen Trank bereite, der meine Schönheit und deines Vaters Gunst mir bewahre. Als sie das gesagt hatte, zog sie eine Demantnadel scharf wie ein Dolch aus den Haaren, stieß solche dem Kindlein flugs durch's Herz, ließ es ein wenig ausbluten, und da es nicht mehr zappelte, legte sie's vor sich hin, nahm den Bisamapfel, murmelte dazu einige Worte, und da sie den Deckel abhob, loderte daraus empor eine lichte Feuerflamme, wie aus einer Pechtonne, welche den Leichnam in wenig Augenblicken verzehrte. Die Asche und Knöchlein sammelte sie sorgfältig in eine Schachtel und schob sie unter die Bettlade. Darauf rief sie mit ängstlicher Stimme, als führe sie plötzlich aus dem Schlafe auf: Amme! wo habt Ihr mein Kind hingelegt? Und ich antwortete mit Furcht und Grausen, ihre Zauberei fürchtend: Edle Frau, das zarte Herrlein ist in Euren Armen. Darüber fing sie an, sich ganz trostlos zu geberden, und ich lief aus dem Zimmer unter dem Schein, Hülfe zu rufen. Sehet, gestrenger Herr, das ist der Verlauf der schändlichen That, die Euch zu offenbaren Ihr mich gedrungen habt; ich bin erbötig, die Wahrheit meiner Aussage durch einen glühenden Stab Eisen zu erhärten, den ich mit bloßen Händen tragen will dreimal den Schloßhof auf und nieder.

Ritter Konrad stand wie versteint und konnte lange Zeit kein Wort vorbringen. Nachdem er sich wieder gesammelt hatte, sprach er: Was bedarf's der Feuerprobe, Euren Worten ist der Stempel der Wahrheit aufgedrückt, ich fühl's und glaub's, daß Alles so ist, wie Ihr saget. Behaltet das gräßliche Geheimniß in Eurem Herzen fest verschlossen, und vertrauet es keinem Menschen, auch nicht dem Pfaffen, wenn Ihr beichtet; ich will Euch einen Ablaßbrief vom Bischof zu Augsburg lösen, daß Euch diese Sünde nicht soll zugerechnet werden, weder in dieser noch in jener Welt. Jetzt will ich mit verstelltem Angesicht zu der Natter hineintreten, da habt wohl Acht, daß Ihr, wenn ich sie umarme und ihr Trost einspreche, die Schachtel mit den Todtengebeinen unter der Bettlade hervorziehet und unbemerkt mir solche überantwortet.

Mit leicht umwölkter Stirn und dem Blick eines gerührten, aber noch standhaften Mannes trat er in das Gemach seiner Gemahlin, die ihren Herrn mit schuldlosem Auge, wiewohl mit hochbetrübter Seele schweigend empfing. Ihr Angesicht glich eines Engels Angesichte, und dieser Anblick löschte Wuth und Grimm, davon sein Herz entbrannt war, plötzlich aus. Den Geist der Rache milderte Mitleid und Bedauerniß, er drückte die unglückliche Frau herzlich an die Brust, und sie überströmte sein Gewand mit wehmuthsvollen Thränen. Er tröstete sie, kosete freundlich mit ihr und sputete sich, den Schauplatz des Grausens und Entsetzens bald wieder zu verlassen. Die Amme hatte indeß ausgerichtet, was ihr befohlen war, und überlieferte dem Grafen insgeheim das schauderhafte Knochenbehältniß. Es kostete einen schweren Kampf in seinem Herzen, ehe er einen Entschluß faßte, was er mit der vermeinten Zauberin thun sollte. Endlich wurde er Raths, ohne Spuk und Aufsehen sich ihrer zu entledigen. Er saß auf und ritt gen Augsburg; vorher that er dem Hausmeister den Befehl: Wenn die Gräfin nach neun Tagen hervorgehet aus ihrem Gemach, um nach Gewohnheit zu baden, so lasset die Badestube wohl heizen und verriegelt auswendig die Thür, daß sie im Bade verschmachte vor großer Hitze und nicht bei Leben bleibe. Der Hausmeister vernahm diesen Befehl mit großer Betrübniß und Wehmuth, denn alles Gesinde liebte die Gräfin Mathilde als eine sanfte und gutmüthige Gebieterin; doch wagte er nicht, gegen den Ritter den Mund aufzuthun, weil er dessen großen Ernst und Eifer wahrnahm. Am neunten Tage befahl Mathilde, das Bad zu heizen. Als sie in das Badegemach hineintrat, zitterte die Luft sichtbar um sie her vor großer Hitze; sie wollte zurücktreten, aber ein starker Arm stieß sie mit Gewalt in die Badstube hinab, und sogleich wurde auch die Thür von außen verriegelt und verschlossen. Sie rief vergebens um

Hülfe; Niemand hörte, das Feuer wurde nur heftiger angeschüret, daß der Ofen hochroth glühete wie ein Töpferofen.

Aus diesen Umständen errieth die Gräfin leicht, was hier vorgehe, sie ergab sich darein zu sterben, nur der schändliche Verdacht, den sie ahnete, marterte ihre Seele mehr als der schmähliche Tod. Sie nützte die letzten Augenblicke der Besinnung, zog eine silberne Nadel aus den Haaren und schrieb damit an die weiße Wand des Gemachs diese Worte: „Gehab dich wohl, Konrad, ich sterbe auf deinen Befehl willig, aber schuldlos." Darauf warf sie sich auf ein Ruhebette nieder, ihren Todeskampf zu beginnen. Aber unwillkührlich strebt die Natur zu der Zeit, wenn das böse Stündlein kommt, ihrer Zerstörung vorzubeugen. In dem Angstgefühl der erstickenden Hitze warf sich die unglückliche Sterbende hin und her, da entfiel ihr der Bisamapfel, den sie stets bei sich trug, zur Erde. Augenblicklich ergriff sie ihn und rief: O Pathe Nixe, steht es in deiner Macht, so befreie mich von einem schandbaren Tode und rette meine Unschuld! Sie schrob hastig den Deckel auf, da stieg aus dem Bisamapfel hervor ein dichter Nebel, der sich über das ganze Gemach ausbreitete und der Gräfin angenehme Kühlung gewährte, daß sie keine Angst und Hitze mehr empfand. Die Dunstwolke sammelte sich in eine Gestalt, und Mathilde, die jetzt nicht mehr zu sterben gedachte, erblickte mit unaussprechlicher Wonne die liebevolle Nymphe vor sich, in ihrem Arm den zarten Säugling mit einem Westerhemdlein angethan, und an der Hand das ältere Herrlein, im weißen Flügelkleide mit rosenfarbenen Bandschleifen.

Willkommen, geliebte Mathilde! redete die Nymphe sie an. Wohl dir, daß du den dritten Wunsch, den dir der Bisamapfel gewähren sollte, nicht so leichtsinnig wie die beiden ersten verschwendet hast! Hier sind die zwei lebendigen Zeugen deiner Unschuld, welche dich über die schwarze Verläumdung, unter welcher du schier erlagest, werden triumphiren lassen. Der Unstern deines Lebens hat sich zum Untergange geneigt, hinfort wird dir der Bisamapfel keinen Wunsch mehr gewähren, denn von nun an bleibt dir nichts mehr zu wünschen übrig. Aber das Räthsel deines traurigen Geschicks will ich dir lösen. Wisse, daß die Mutter deines Gemahls die Stifterin alles Unglücks ist. Dieser stolzen Frau war die Vermählung ihres Sohnes ein Dolchstich durch's Herz; sie wußte nicht anders, als Graf Konrad habe den Adel seines Stammes durch die Vermählung mit einer Küchendirne geschändet. Sie stieß Fluch und Verwünschung gegen ihn aus und erkannte ihn nicht mehr für ihren Sohn. All' ihr Sinnen und Dichten war darauf gestellt, dich zu verderben, wiewohl die Wachsamkeit deines Gemahls diesem boshaften Vornehmen immer gesteuert hat.

Dennoch ist es ihr gelungen, auch diesen durch eine gleisnerische Amme zu hintergehen. Durch große Verheißung hat sie dieß Weib dahin vermocht, deinen erstgeborenen Sohn im Schlafe dir aus den Armen zu reißen und ihn wie ein Hündlein in's Wasser zu werfen. Glücklicher Weise wählte sie den Brunnen meiner Felsenquelle zu dieser Schandthat, ich empfing den Knaben mit liebevollen Armen und pflegte sein als eine Mutter. Ebenso vertraute sie mir auch den zweiten Sohn meiner geliebten Mathilde. Diese trugvolle Amme wurde deine Anklägerin, sie überredete den Grafen, du seist eine Zauberin; eine salamandrische Flamme aus dem Bisamapfel, dessen Geheimniß du sorgsamer hättest bewahren sollen, habe die Knaben verzehret, um aus ihrer Asche einen Liebestrank zu bereiten. Sie schob deinem Gemahl ein Gefäß mit Tauben- und Hühnerknochen gefüllt in die Hand, die er für die Ueberbleibsel deiner Kinder erkannte, und Befehl gab, dich in seiner Abwesenheit im Bade zu ersticken. Voll Reue und Verlangen, diesen grausamen Befehl noch zurück zu nehmen, eilt er jetzt von Augsburg her, ob er dich gleich noch für schuldig hält. In wenig Stunden wirst du gerechtfertigt an seinem Busen liegen. Nachdem die Nymphe ausgeredet hatte, bog sie sich über das Angesicht der Gräfin, küßte sie auf die Stirn, und ohne eine Antwort zu erwarten, hüllte sie sich in ihren dichten Dunstschleier und verschwand.

Die Diener des Grafen waren indeß geschäftig, das erloschene Feuer wieder anzufachen, es dünkte ihnen immer, als hörten sie inwendig Menschenstimmen, woraus sie urtheilten, daß die Gräfin noch am Leben sei. Aber alle Mühe und alles Gebläse war vergebens, das Holz fing so wenig Feuer, als wenn der Ofen mit Schneeballen wäre geheizt worden. Bald darauf kam Graf Konrad angeritten und fragte ängstlich, wie es um seine Gemahlin stehe. Die Diener erstatteten Bericht, wie sie das Bad wohl geheizt hätten, daß aber das Feuer plötzlich erloschen sei, und aller Vermuthung die Gräfin noch lebe. Das erfreute sein Herz gar höchlich, er trat an die Thür und rief durch's Schlüsselloch: Lebst du, Mathilde? Und die Gräfin vernahm die Stimme ihres Gemahls und antwortete: Geliebter Herr, ich lebe und meine Kindlein leben! Entzückt von dieser Rede, ließ der ungeduldige Graf, da die Schlüssel nicht bei Handen waren, die Thür einschlagen, stürzte in's Badegemach zu den Füßen seiner frommen Gemahlin und benetzte ihre unbefleckten Hände mit tausend reuigen Thränen, brachte sie und die beiden holden Liebespfänder unter Jubel und Frohlocken des ganzen Hauses aus der fürchterlichen Sterbekammer in ihr Gemach zurück, und vernahm aus ihrem Munde den ganzen Verlauf der schändlichen Verläumdung und des Kinderraubes. Alsbald gab er Befehl, die bübische Amme zu ergreifen und in die Badestube zu sperren, da fing

das Feuer im Ofen an, lustig zu brennen, die Flammen wirbelten hoch empor und das teuflische Weib schwitzte ohne Verzug ihre schwarze Seele aus.

Libussa.

Tief im Böhmer Walde, wovon jetzt nur noch ein Schatten übrig ist, wohnte vor Zeiten, da er sich noch weit und breit in's Land erstreckte, ein geistiges Völklein, lichtscheu und luftig, auch unkörperlich, mit feinerer Natur begabt, als die aus Thon geformte Menschheit, und darum unempfindbar dem gröbern Gefühlssinn, aber dem verfeinerten halb sichtbar bei Mondenlicht, und wohlbekannt den Dichtern unter dem Namen der Dryaden, und den alten Barden unter dem Namen der Elfen. Seit undenklichen Zeiten hatten sie hier ihr Wesen ungestört getrieben, bis der Wald plötzlich von lautem Kriegsgetümmel ertönte; Herzog Czech von Ungarland brach mit seinen slavischen Horden über die Gebirge herein, sich in diesen unwirthbaren Gegenden einen neuen Wohnplatz zu suchen. Die schönen Bewohnerinnen der bejahrten Eichen, der Felsen, Klüfte und Grotten, auch des Schilfs in Teichen und Sümpfen flohen das Geräusch der Waffen und das Wiehern der Streitrosse; selbst dem gewaltsamen Erlenkönig war des Lärms zu viel, und er verlegte seinen Hofstaat in entlegenere Wüsteneien. Nur eine der Elfen konnte sich nicht entschließen, von ihrer Lieblingseiche zu scheiden, und als der Wald da und dort umgehauen wurde, um das Land urbar zu machen, hatte sie allein den Muth, ihren Baum gegen die Gewalt der neuen Ankömmlinge zu vertheidigen, und wählte den emporragenden Wipfel zu ihrem Aufenthalte.

Unter dem Hofgesinde des Herzogs befand sich ein junger Knappe, Krokus genannt, voll Muth und Jugendfeuer, rüstig und wohlgebaut, auch von edler Bildung, dem die Hut der Leibrosse seines Herrn anbefohlen war, die er zuweilen weit in den Wald auf die Weide trieb. Oft rastete er unter der Eiche, welche die Elfe bewohnte; sie bemerkte den Fremdling mit Wohlgefallen, und wenn er zur Nachtzeit unten an der Wurzel schlummerte, flüsterte sie ihm angenehme Träume in's Ohr, und verkündete ihm in bedeutsamen Bildern die Begebnisse des künftigen Tages; oder wenn sich irgend ein Pferd in die Wildniß verlaufen und der

Hüter die Spur verloren hatte, es aufzusuchen, und mit Kummer einschlief, sah er im Traum die Merkzeichen des verborgenen Pfades, welcher zu dem Orte führte, wo der verirrte Gaul weidete.

Je weiter sich die neuen Anpflanzer ausbreiteten, desto näher rückten sie an die Wohnung der Elfe, und vermöge der Gabe, in die Zukunft zu blicken, sah sie ein, wie bald die Axt ihren Lebensbaum bedrohen würde; darum beschloß sie, ihrem Gastfreunde diesen Kummer zu entdecken. An einem mondhellen Sommerabend trieb Krokus seine Heerde später als gewöhnlich in die Verzäunung, und eilte unter den hochgegipfelten Eichbaum zu seiner Lagerstatt. Sein Weg dahin krümmte sich um einen fischreichen Weiher, in dessen Silberwellen die güldene Mondensichel in Form eines leuchtenden Kegels sich spiegelte; und über diesen schimmernden Theil des Sees hinweg, am jenseitigen Gestade in der Gegend der Eiche, erblickte er eine weibliche Gestalt, die an dem kühlen Ufer zu lustwandeln schien. Diese Erscheinung befremdete den jungen Kriegsmann; woher dies Mädchen, dachte er bei sich selbst, so allein in dieser Wüste, zur Zeit der nächtlichen Dämmerung? Er verdoppelte seine Schritte, ohne die Gestalt, die seine Aufmerksamkeit beschäftigte, aus den Augen zu verlieren, und gelangte bald an den Ort, wo er sie zuerst wahrgenommen hatte, unter der Eiche. Jetzt kam's ihm vor, als sei's mehr Schatten als Körper, was er sah, er stand verwundert da, und es überlief ihn die Haut mit einem kalten Schauer; aber er vernahm eine sanfte Stimme, die ihm diese Worte entgegenlispelte: Tritt herzu, lieber Fremdling, und scheue dich nicht, ich bin keine Truggestalt, kein täuschender Schatten; ich bin die Elfe dieses Hains, die Bewohnerin der Eiche, unter deren dichtbelaubten Aesten du oft gerastet hast; ich wiegte dich in süße ergötzende Träume und verkündete dir deine Begegnisse, und wenn ein Mutterpferd oder ein Füllen von der Heerde sich verirrt hatte, wies ich dir den Ort, wo es zu finden war. Vergilt diese Gunst durch einen Gegendienst, den ich von dir fordere: sei der Beschützer dieses Baumes, der dich vor Sonnenbrand und Regen so oft in Schutz genommen hat, und wehre der mörderischen Axt deiner Brüder, welche die Wälder verheeren, daß sie diesen ehrwürdigen Stamm nicht verletze.

Der junge Krieger, durch diese sanfte Rede wieder beherzt gemacht, antwortete also: Göttin oder Sterbliche, wer du auch sein magst, heische von mir, was dir lüstet, so ich's vermag, will ich's enden. Aber ich bin ein geringer Mann aus meinem Volk, meines Herrn, des Herzogs Knecht. So der zu mir spricht heut oder morgen: Weide hie, weide da, wie soll ich deines Baumes hüten in diesem fernen Walde? Doch so du gebeutst, will ich mich abthun des Fürstendienstes, im Schatten deines Eichbaumes

wohnen und seiner hüten mein Lebenlang. Thue also, sprach die Elfe, es soll dich nicht gereuen. Hierauf verschwand sie, und es rauschte oben in dem Wipfel nicht anders, als ob sich ein laues Abendlüftchen darin verfangen hätte und das Laub bewegte. Krokus stand noch eine Weile ganz entzückt über die himmlische Gestalt, die ihm erschienen war. So ein zartes weibliches Geschöpf von schlankem Wuchs und herrlichem Anstand war ihm unter den kurzstämmigen slavischen Dirnen nie vorgekommen. Endlich streckte er sich auf's weiche Moos, ob ihm gleich kein Schlaf in die Augen kam; die Morgendämmerung überraschte ihn im Taumel süßer Empfindungen, die ihm so fremd und neu waren, als der erste Lichtstrahl den geöffneten Augen eines Blindgebornen. Er flog bei frühem Morgen zum Hoflager des Herzogs, begehrte seinen Abschied, packte sein Heergeräthe zusammen, und wandelte, mit seiner Bürde auf dem Rücken, der wonniglichen Waldeinsiedelei wiederum mit raschen Schritten zu.

Indessen hatte in seiner Abwesenheit ein Kunstmeister im Volke, seinem Gewerbe nach ein Müller, den gesunden geraden Stamm der Eiche zu einem Wellbaum sich ausersehen, und ging mit seinen Mühlknappen hin sie zu fällen. Die zagende Elfe erseufzte, als die gefräßige Schrotsäge anhub, mit stählernem Gebiß die Grundfeste ihrer Wohnung zu benagen. Sie schaute von der Höhe des Gipfels ängstlich nach ihrem getreuen Beschützer umher; doch ihr Scharfblick vermogte ihn nirgends zu entdecken, und die Bestürzung machte die ihrem Geschlecht verliehene Gabe der Vorherverkündigung diesmal so unwirksam, daß sie ihr bevorstehendes Schicksal nicht zu entziffern sich zutraute.

Krokus war gleichwohl im Anzuge und dem Schauplatz dieser traurigen Begebenheit so nahe, daß das Geräusch der keuchenden Säge ihm in die Ohren drang. Von diesem Getöse im Walde ahnete ihm nichts Gutes; er beflügelte seine Füße, und sah den Greuel der bevorstehenden Verwüstung des von ihm in Schutz genommenen Baumes vor Augen. Wie ein Rasender stürmte er flugs auf die Holzhauer ein mit seinem Spieß und blankem Schwert, und scheuchte sie von der Arbeit; denn sie glaubten einen Bergdämon zu sehen, und entflohen in großer Bestürzung. Zum Glück war die Wunde des Baumes noch heilbar und die Narbe verlief in wenigen Sommern.

In der Feierstunde des Abends, nachdem der neue Ankömmling sich den Platz zu einer künftigen Wohnung ausersehen, auch den Raum, einen kleinen Garten einzuzäunen, abgeschritten hatte, und die Anlage seiner Einsiedelei nochmals in Gedanken erwog, wo er in der Abgeschiedenheit von der menschlichen Gesellschaft seine Tage zu verleben gedachte, erschien ihm die Elfe am Gestade des Weihers und redete ihn mit holdseliger Ge-

behrdung also an: Dank dir, lieber Fremdling, daß du dem gewaltsamen Arme deiner Brüder gewehret hast, diesen Baum zu fällen, mit dem mein Leben verschwistert ist; denn du sollst wissen, daß die Mutter Natur, die meinem Geschlechte so mancherlei Kräfte und Wirksamkeit verliehen, dennoch das Schicksal unseres Lebens mit dem Wachsthum und der Dauer der Eiche vereinbart hat. Durch uns hebt die Königin der Wälder ihr ehrwürdiges Haupt über den Pöbel der übrigen Bäume und Gesträuche empor, wir fördern den Umtrieb ihrer Säfte und Aeste, daß sie Kraft gewinnt mit den Sturmwinden zu kämpfen, und lange Jahrhunderte der zerstörenden Zeit zu trotzen. Hinwiederum ist unser Leben an das ihrige gekettet; altert die Eiche, die das Loos des Schicksals zur Mitgenossin des Lebens uns zugetheilt hat, so altern wir mit ihr, und stirbt sie ab, so sterben wir dahin, und schlafen gleich den Sterblichen auch eine Art von Todtenschlaf, bis durch den ewigen Kreislauf aller Dinge der Zufall oder eine verborgene Anordnung der Natur unser Wesen mit einem neuen Keim zusammengattet, der durch unsere belebende Triebkraft aufgeschlossen, nach langer Zeiten Verlauf zum mächtigen Baum hinaufsproßt und des Lebens Genuß uns von Neuem gestattet. Daraus magst du abmerken, welchen Dienst du mir durch deinen Beistand geleistet hast und welcher Dank dir dafür gebührt. Fordere von mir den Lohn deiner edlen That, offenbare mir den Wunsch deines Herzens, und er soll dir zur Stunde gewährt sein.

Krokus schwieg. Der Anblick der reizenden Elfe hatte auf ihn mehr Eindruck gemacht, als ihre Rede, von welcher er nur wenig begriff. Sie bemerkte seine Verlegenheit, und um ihn daraus zu ziehen, ergriff sie ein dürres Schilfrohr am Ufer des Weihers, zerbrach's in drei Stücke und sprach: Wähle eine von diesen drei Hülsen, oder nimm eine ohne Wahl. In der ersten ist Ehre und Ruhm, in der andern Reichthum und dessen weiser Genuß, in der dritten Minneglück für dich eingeschlossen. Der junge Mann schlug die Augen zur Erde nieder und antwortete: Tochter des Himmels, wenn du den Wunsch meines Herzens zu gewähren denkst, so wisse, daß er nicht in den drei Hülsen eingeschlossen ist, die du mir darbeutst; mein Herz trachtet nach einem größern Lohn. Was ist Ehre, als der Zunder des Stolzes, was ist Reichthum, als die Wurzel des Geizes, und was ist Liebe, als die Fallthür der Leidenschaft, die edle Freiheit des Herzens zu berücken? Gewähre mir den Wunsch, im Schatten deines Eichbaumes von der Ermattung des Heereszugs zu rasten, und aus deinem süßen Munde Lehren der Weisheit zu hören, um die Geheimnisse der Zukunft dadurch zu enträthseln. Dein Begehr, gegenredete die Elfe, ist groß, aber dein Verdienst um mich ist es nicht minder, es geschehe also, wie du gebeten hast. Die Binde vor deinen körperlichen Augen soll schwinden, die Ge-

heimnisse verborgener Weisheit zu schauen. Nimm nun mit dem Genuß der Frucht zugleich die Schaale dahin: denn der Weise ist auch ein gelehrter Mann, er allein ist reich, denn er braucht nicht mehr als er bedarf, und kostet den Nectar der Liebe, ohne ihn mit unreinen Lippen zu vergiften. Als sie das gesagt hatte, reichte sie ihm nochmals die drei Schilfhülsen und schied von ihm.

Der junge Eremit bereitete sich sein Bett von Moos unter der Eiche, höchst zufrieden über die Aufnahme, welche ihm die Elfe hatte wiederfahren lassen. Der Schlaf überfiel ihn wie ein gewappneter Mann, heitere Morgenträume umtanzten seinen Scheitel und nährten seine Phantasie mit dem Dunste glücklicher Ahnungen. Beim Erwachen begann er fröhlich sein Tagewerk, erbaute sich eine bequeme Einsiedlerhütte, grub seinen Garten und pflanzte Rosen und Lilien, auch andere Wohlgeruch duftende Blumen und Kräuter, nicht minder Kohl und Küchengewächse nebst fruchtbringenden Obstbäumen hinein. Die Elfe unterließ nicht, jeden Abend im Zwielicht ihm einen Besuch zu machen, erfreute sich über den Gewinn seines Fleißes, lustwandelte mit ihm Hand in Hand am schilfreichen Gestade des Weihers, und das bewegliche Schilf flötete dem traulichen Paare einen melodischen Abendgruß zu, wenn es die Luft durchsäuselte. Sie unterwies ihren horchsamen Lehrjünger in den Geheimnissen der Natur, unterrichtete ihn von dem Ursprung und dem Wesen der Dinge, lehrte ihn die natürlichen und magischen Eigenschaften und Wirkungen derselben, und bildete den rohen Kriegsmann zu einem Denker und Weltweisen um.

In dem Maaße, wie durch den Umgang mit der schönen Schattengestalt die Empfindungen und der Gefühlssinn des jungen Mannes sich verfeinerten, schien sich die zarte Form der Elfe zu verdichten und mehr Consistenz zu gewinnen. Ihre Gestalt empfing mehr Wärme und Leben, ihre bräunlichen Augen sprüheten Feuer, und sie schien mit der Gestalt einer jungen Dirne auch die Gefühle eines blühenden Mädchens angenommen zu haben. Der junge Eremit fing an, eine herzliche Liebe zu der Elfe zu empfinden, und bot ihr endlich schüchtern seine Hand zum Ehebunde dar. Die Elfe schlug sie nicht aus und die Vermählung geschah. Nach Jahr und Tag beschenkte die Elfe ihren Gemahl mit drei Töchtern, die zu gleicher Zeit geboren wurden, und der entzückte Vater nannte sein erstgebornes Kind Bela, die nachgeborne Therba und die jüngstgeborne Libussa.

Alle glichen den Genien an Schönheit der Gestalt, und ob sie gleich nicht aus so gutem Stoff gebaut waren als die Mutter, so war doch ihre körperliche Beschaffenheit feiner als die vergröberte irdene Form des Vaters; dabei waren sie von allen Krankheiten der Kindheit befreit, lagen

sich nicht wund, zahnten ohne epileptische Krämpfe, hatten keine Pocken und mithin auch keine Narben, kein Fell über's Auge oder ein zusammengeflossenes Gesicht zu fürchten; auch bedurften sie keines Gängelbandes, denn nach den ersten neun Tagen liefen sie schon wie die Rebhühner, und wie sie heranwuchsen, veroffenbarten sich an ihnen alle Talente der Mutter, verborgene Dinge zu errathen und zukünftige Dinge zu weissagen.

Krokus erlangte mit Hülfe der Zeit in diesen Geheimnissen gleichfalls gute Kundschaft. Wenn der Wolf die Viehheerden im Walde zerstreuet hatte und die Hirten ihre verlorenen Schafe und Rinder aufsuchten, wenn die Holzhauer eine Axt oder ein Beil vermißten, erholten sie sich Raths bei dem weisen Krokus, der ihnen anzeigte, wo sie das Verlorene suchen sollten. Wenn ein böser Nachbar etwas vom Gemeindegut entwendet, zur Nachtzeit in die Horde oder die Wohnung seines Mitnachbars eingebrochen, ihn beraubt oder den Wirth erschlagen hatte, und Niemand auf den Verbrecher rathen konnte, befragte man den weisen Krokus. Der beschied die Gemeinde auf einen Anger, hieß sie männiglich einen Kreis schließen, dann trat er mitten unter sie und ließ das unbetrügliche Sieb laufen, welches nie verfehlte den Missethäter zu offenbaren. Dadurch breitete sich sein Ruf aus über das ganze Böhmerland, und wer ein Anliegen oder ein wichtiges Gewerbe hatte, rathfragte den weisen Mann über den Ausgang des Geschäftes. Auch Krüppel und Kranke begehrten von ihm Genesung und Hülfe, selbst das gebrechliche Vieh wurde zu ihm gebracht, und er verstand sich auf's Beste darauf, die kranken Kühe durch seinen Schatten gesund zu machen. Dadurch vermehrte sich der Zulauf des Volks bei ihm von Tag zu Tag, nicht anders, als wenn der Dreifuß des delphischen Apoll in den Böhmer Wald wäre versetzt worden, und obgleich Krokus ohne Lohn und Gewinn den Rathfragenden Bescheid gab, und die Kranken und Preßhaften heilte, so zinste ihm doch der Schatz seiner geheimnißvollen Weisheit reichlich und brachte ihm großen Gewinn; das Volk drängte sich zu ihm mit Gaben und Geschenken, und erdrückte ihn schier mit den Beweisen seines guten Willens. Er offenbarte zuerst das Kunstgeheimniß, aus dem Elbsande Gold zu waschen, und empfing den Zehnten von allen Goldfischern. Dadurch mehrte sich sein Gut und Vermögen, er baute feste Schlösser und Paläste, hatte große Viehheerden, besaß fruchtbare Ländereien, Felder und Wälder, und befand sich unvermerkt im Besitze alles des Reichthums, den die freigebige Elfe vorbedeutend in die zweite Schilfhülse für ihn eingeschlossen hatte.

An einem schönen Sommerabend, als Krokus mit seinen Reisigen von einem Flurzuge heimkehrte, wo er auf Erfordern die Gränzstreitigkeiten zweier Gemeinden geschlichtet hatte, erblickte er seine Gemahlin am

Ufer des Schilfteiches, da wo sie ihm zuerst erschienen war. Sie winkte ihm mit der Hand, darum ließ er seine Diener von sich, und eilte, sie zu umarmen. Sie empfing ihn nach Gewohnheit mit zarter Liebe, aber ihr Herz war traurig und beklommen; aus ihren Augen träufelten ätherische Thränen, so fein und flüchtig, daß sie im Fallen von den Lüften gierig eingesogen wurden, ohne die Erde zu erreichen. Krokus war bestürzt über diesen Anblick, er hatte die Augen seiner Gemahlin nie anders als heiter und im Glanze jugendlicher Fröhlichkeit gesehen. Was ist dir, Geliebte meines Herzens? sprach er, bange Ahnungen zerreißen meine Seele. Sag' an, welche Bedeutung haben diese Zähren? Die Elfe erseufzte, lehnte ihr Haupt wehmüthig an seine Schulter und sprach: Theurer Gemahl, in Eurer Abwesenheit habe ich im Buche des Schicksals gelesen, daß meinem Lebensbaume ein unglückliches Verhängniß droht; ich muß mich ewig von Euch scheiden. Folgt mir in das Schloß, daß ich meine Kindlein gesegne, denn von heute an werdet Ihr mich nimmer sehen. O Geliebte, gegenredete Krokus, laßt diesen traurigen Gedanken schwinden! Was kann Eurem Baume für ein Unglück drohen? Steht er nicht stamm- und wurzelfest? Seht seine gesunden Aeste, wie sie mit Laub und Früchten belastet sich ausbreiten, und wie er seinen Wipfel zu den Wolken erhebt. So lange dieser Arm sich regt, soll er ihn gegen jeden Frevler schützen, der seinen Stamm zu verletzen wagt. Ohnmächtiger Schutz, versetzte sie, den ein sterblicher Arm gewähren kann! Ameisen können nur den Ameisen, Mücken nur den Mücken, und alles Erdengewürm kann nur dem Erdengewürm wehren. Aber was vermag der Mächtigste unter Euch gegen die Wirkungen der Natur oder die unwandelbaren Rathschlüsse des Schicksals? Erdenkönige können nur kleine Erdenhügel umwälzen, die ihr Festen und Schlösser nennt; aber das kleinste Lüftchen spottet ihrer Macht, säuselt, wo es will, und achtet nicht auf ihr Gebot. Du hast vormals diesen Eichbaum gegen die Gewalt der Menschen geschützt, kannst du auch dem Sturmwind wehren, wenn er sich aufmacht seine Aeste zu entblättern; oder wenn ein verborgener Wurm in seinem Marke nagt, kannst du ihn hervorziehen und zertreten?

Unter diesen Gesprächen gelangte das traute Paar in's Schloß. Die schlanken Fräuleins hüpften, wie sie bei dem abendlichen Besuch ihrer Mutter zu thun pflegten, derselben freudig entgegen, gaben Rechenschaft von ihrem Tagewerke, und brachten ihre Stickerei und Nähwerk zum Beweis ihres kunstreichen Fleißes herbei; doch diesmal war die Stunde des häuslichen Glücks freudenlos. Sie bemerkten bald, daß dem Angesichte des Vaters die Spuren tiefer Schmerzen eingedrückt waren, und sahen mit theilnehmendem Kummer die mütterlichen Zähren, ohne daß sie es

wagten, nach deren Ursache zu fragen. Die Mutter gab ihnen viel weise Lehren und Vermahnungen; ihre Rede aber glich dem Schwanengesange, als ob sie die Welt gesegnen wollte. Sie weilte noch bei ihren Geliebten bis der Morgenstern am Himmel heraufzog, drauf umarmte sie Gemahl und Kinder mit wehmüthiger Zärtlichkeit, begab sich bei Anbruch des Morgens durch das verborgene Pförtchen nach Gewohnheit wieder zu ihrem Baume, und überließ ihre Lieben den Gefühlen banger Ahnung.

Die Natur stand in horchsamer Stille bei Aufgang der Sonne; aber schwere düstere Wolken verbargen bald wieder ihr strahlendes Haupt. Es wurde ein schwüler Tag, die ganze Atmosphäre war elektrisch. Ferne Donner rollten über den Wald daher, und das hundertstimmige Echo wiederholte in den gekrümmten Thälern das grausenvolle Getöse derselben. In der Mittagsstunde schlängelte sich ein gezackter Blitz herab auf die Eiche, zersplitterte in einem Augenblick mit unwiderstehlicher Kraft Stamm und Aeste, und die Trümmer lagen weit im Wald herum zerstreuet. Da das dem Vater Krokus angesagt ward, zerriß er sein Kleid, ging hinaus, den Lebensbaum seiner Gemahlin nebst seinen drei Töchtern zu beweinen, und die Splitter davon als köstliche Reliquien zu sammeln und aufzubewahren; die Elfe aber wurde von dem Tage an nicht mehr gesehen.

Nach einigen Jahren wuchsen die zarten Fräuleins heran, ihre jungfräuliche Wohlgestalt blühte auf wie die aus der Knospe hervorschlüpfende Rose, und der Ruf ihrer Schönheit breitete sich aus über das ganze Land. Die edelsten Jünglinge aus dem Volke drängten sich herzu und hatten mancherlei Anliegen dem Vater Krokus vorzutragen, um sich bei ihm Raths zu erholen; doch im Grunde war's mit diesem scheinbaren Vorwand auf die schönen Töchter gemeint, die sie zu beäugeln trachteten. Die drei Schwestern lebten in großer Eintracht bei einander, mit ihren Talenten noch wenig bekannt. Die Gabe der Weissagung war ihnen im gleichen Masse verliehen, und ihre Reden waren Orakel, ohne daß sie es wußten. Doch bald wurde ihre Eitelkeit durch die Stimme der Schmeichelei rege gemacht, die Wortklauber haschten jeden Laut aus ihrem Munde auf, die jungen Ritter deuteten jede Miene, späheten das kleinste Lächeln, kundschafteten den Blick ihrer Augen, zogen mehr oder minder günstige Vorbedeutungen daraus, und vermeinten ihre Schicksale dadurch zu errathen. Kaum hatte sich die Eitelkeit in's jungfräuliche Herz eingeschlichen, so stand die Hoffahrt, ihr lieber Getreuer, außen an der Thür, nebst dem losen Gesindel seines Gefolges, Eigenliebe, Eigenlob, Eigennutz, Eigensinn, und sie stahlen sich allesammt hinein. Die ältern Schwestern beeiferten sich in ihren Künsten der jüngern es zuvorzuthun, und beneideten sie insgeheim wegen des Uebergewichts ihrer körperlichen Reize. Denn ob sie gleich Alle schön waren, so war doch

Libussa die schönste unter ihnen. Fräulein Bela legte sich vornehmlich auf die Kräuterkunde, sie kannte die verborgenen Kräfte der Pflanzen und wußte wirksames Gift und Gegengift daraus zu ziehen; auch verstand sie die Kunst, Wohlgeruch und Ekelgeruch daraus zu bereiten. Wenn ihre Rauchpfanne dampfte, lockte sie damit die Geister aus dem unermeßlichen Raume des Aethers jenseits des Mondes herab, und sie wurden ihr unterthan, um mit ihren feinen Organen die süßen Dämpfe einzuathmen; aber wenn sie Ekelgeruch auf das Rauchfaß streute, hätte sie die Zihim und Ohim damit aus der Wüste wegräuchern können.

Fräulein Therba war sinnreich, allerlei Zaubersprüche zu erdenken, die kräftig waren, den Elementen zu gebieten, Sturm und Wirbelwinde, auch Schloßen und Ungewitter zu erregen, das Eingeweide der Erde zu erschüttern oder sie selbst aus ihren Angeln zu heben. Sie bediente sich dieser Künste, das Volk zu erschrecken, um wie eine Göttin geehrt und gefürchtet zu werden, und wußte die Witterung in der That mehr nach dem Wunsche und Eigensinn der Menschen zu bequemen, als die weise Natur. Zwei Brüder haderten mit einander, weil sie nie in ihren Wünschen übereinkamen. Der eine war ein Ackermann und wünschte immer Regen zum Wachsthum und Gedeihen seiner Saaten. Der andere war ein Töpfer und wollte stets Sonnenschein, um seine irdenen Gefäße zu trocknen, welche der Regen zerstörte. Weil's ihnen nun der Himmel nie zu Dank machen konnte, begaben sie sich eines Tages mit reichen Geschenken zu der Wohnung des weisen Krokus und brachten ihr Anliegen der Therba vor. Die Tochter der Elfe lächelte über das ungestüme Murren der Brüder gegen die wohlthätige Haushaltung der Natur und befriedigte beider Verlangen; sie ließ Regen fallen auf die Saaten des Landmanns und auf den Töpferacker daneben ließ sie die Sonne scheinen. Durch diese Zaubereien erwarben sich die beiden Schwestern großen Ruf und vielen Reichthum; denn sie verliehen ihre Gaben nie ohne Lohn und Gewinn, bauten von ihren Schätzen Schlösser und Landhäuser, legten herrliche Lustgärten an, wurden des Bankettirens und der Erlustigungen nie müde, und täuschten und foppten die Freier, die sich um ihre Liebe bewarben.

Libussa hatte nicht den stolzen eiteln Sinn ihrer Schwestern. Ob sie gleich die nämlichen Fähigkeiten besaß, in die Geheimnisse der Natur einzudringen und sich ihrer verborgenen Kräfte zu bedienen: so genügte ihr dennoch an dem Antheil der wunderbaren Gaben der mütterlichen Erbschaft, ohne solche höher zu treiben, um damit zu wuchern. Ihre Eitelkeit erstreckte sich nicht weiter, als auf das Bewußtsein ihrer Wohlgestalt, sie geizte nicht nach Reichthümern, und wollte weder geehrt noch gefürchtet sein, wie ihre Schwestern. Wenn diese auf ihren Landhäusern herumtoseten, von einer rau-

schenden Freude zur andern eilten, und den Kern der böhmischen Ritterschaft an ihren Triumphwagen fesselten, blieb sie daheim in der väterlichen Wohnung, führte das Hausregiment, ertheilte den Rathfragenden Bescheid, leistete den Gedrückten und Preßhaften freundlichen Beistand, und das Alles aus gutem Willen ohne Entgeld. Ihre Gemüthsart war sanft und bescheiden, und ihr Wandel tugendhaft und züchtig, wie es einer edlen Jungfrau ziemt. Sie freute sich zwar insgeheim der Siege, die ihre Schönheit über der Männer Herzen gewann, aber keiner durfte ihr ein Wort von Liebe sagen oder sich herausnehmen, um ihr Herz zu werben.

Tief im Walde hatte ein alter Ritter, der mit dem Heere der Czechiten in's Land gekommen war, sich angesetzt, die Wüste urbar gemacht, und ein Landgut angelegt, wo er den Ueberrest seiner Tage der Ruhe zu pflegen, und vom Ertrag des Feldbaues sich zu nähren vermeinte. Ein gewaltsamer Gränznachbar bemächtigte sich seines Eigenthums und vertrieb den Ritter daraus, den ein gastfreier Landmann aufnahm und ihm in seiner Wohnung Schirm und Obdach gab. Der dürftige Greis hatte einen Sohn, welcher noch der einzige Trost und die Stütze seines Alters war, ein wackerer Jüngling, der aber nichts mehr als einen Jagdspieß und eine geübte Faust besaß, den grauen Vater damit zu nähren. Der Raub des ungerechten Nachbars reizte seine Rache, er rüstete sich Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; doch der Befehl des sorgsamen Greises, der das Leben des Sohnes keiner Gefahr blosstellen wollte, entwaffnete den edlen Jüngling. Gleichwohl wollte er in der Folge von seinem ersten Vorhaben sich nicht abbringen lassen. Da berief ihn der Vater zu sich und sprach: Zieh hin, mein Sohn, zum weisen Krokus, oder zu den klugen Jungfrauen, seinen Töchtern, und befrage dich Raths, ob die Götter dein Unternehmen billigen, und dir einen glücklichen Ausgang desselben verleihen werden. Ist dem also, so magst du dich mit dem Schwert gürten, den Speer in deine Hand nehmen, und um dein Erbgut kämpfen. Wo nicht, so bleibe hier, bis du mir die Augen zugedrückt hast, dann thue was dir gut dünkt.

Der Jüngling machte sich auf und gelangte zuerst an den Pallast der Bela, welcher das Ansehen eines Tempels hatte, den eine Göttin bewohnt. Er klopfte an, und begehrte eingelassen zu werden; aber da der Thürhüter sah, daß der Fremdling mit leerer Hand erschien, wies er ihn als einen Bettler ab und schlug die Thür vor ihm zu. Er ging traurig fürder, und kam zu der Schwester Therba, klopfte an, und begehrte Gehör, da kam der Thürhüter an's Fensterlein und sprach: Trägst du auch in deinem Seckel, das du darwägen kannst meiner Gebieterin, so wird sie dich ein's von ihren guten Sprüchlein lehren, das dir dein Schicksal verkündet. Wo nicht, so gehe hin und sammle dessen am Ufer der Elbe, so viel Körnlein als der

Baum Blätter, die Garbe Aehren und der Vogel Federn hat, dann will ich dir aufthun diese Pforte. Der getäuschte Jüngling schlich sich ganz muthlos hinab, besonders da er vernahm, daß Seher Krokus nach Polen gezogen sei, um den Zwist einiger mißhelligen Magnaten als Schiedsrichter zu vergleichen. Er versprach sich von der dritten Schwester keine günstigere Aufnahme, und als er die väterliche Waldburg von einem Hügel in der Ferne erblickte, wagte er's nicht, hinzu zu nahen, sondern verbarg sich in ein dichtes Gebüsch, seinem trüben Gram nachzuhängen. Bald aber weckte ihn ein Getümmel aus seinen traurigen Betrachtungen, er vernahm ein Trappeln wie von Rosses-Hufen. Ein fliehendes Reh brach durch's Gebüsche, verfolgt von einer lieblichen Jägerin und ihren Dirnen auf stattlichen Rossen. Sie schwang einen Wurfpfeil, und er flog schwirrend aus ihrer Hand durch die Luft, jedoch ohne das Wild zu erreichen. Rasch ergriff der lauschende Jüngling seine Armbrust und schnellte einen befiederten Bolzen von der rauschenden Sehne, welcher augenblicks das Herz des Gewildes durchbohrte, daß es zusammenstürzte. Das Fräulein, über diese unversehene Erscheinung verwundert, schauete nach dem unbekannten Jagdgenossen umher; als der Schütze das inne ward, trat er hervor und neigte sich demüthig gegen sie zur Erde. Fräulein Libussa glaubte nie einen schönern Mann gesehen zu haben. Sie empfand gleich beim ersten Anblick einen so mächtigen Eindruck von seiner Gestalt, daß sie ihm unwillkürliches Wohlwollen nicht weigern konnte. Sag mir, lieber Fremdling, redete sie ihn an, wer bist du, und welcher Zufall führt dich in dieses Gehege? Der Jüngling urtheilte gar recht, daß ihn sein gutes Glück habe finden lassen, was er suchte; er offenbarte ihr bescheidentlich sein Anliegen, verhehlte auch nicht, wie schimpflich er vor der Thür ihrer Schwestern sei abgewiesen worden, und wie ihn das bekümmert habe. Sie heiterte sein Gemüth auf mit freundlichen Worten. Folge mir in meine Wohnung, sprach sie, ich will das Buch des Schicksals für dich rathfragen und dir morgen Bescheid geben beim Aufgang der Sonne.

Der Jüngling that, wie ihm geboten war. Kein bengelhafter Thürhüter versperrte ihm hier den Eingang des Palastes, die schöne Bewohnerin übte die Gesetze des Gastrechts an ihm sehr edelmüthig. Er war von dieser günstigen Aufnahme entzückt, aber noch mehr von den Reizen der holden Wirthin. Ihre Gestalt schwebte ihm die ganze Nacht vor Augen, er erwehrte sich sorgfältig der Ueberraschung des Schlummers, damit er keinen Augenblick die Begebenheiten des vergangenen Tages, die er mit Entzücken überdachte, aus den Gedanken verlieren mögte. Fräulein Libussa ihrerseits genoß zwar des sanften Schlummers, denn die Abgeschiedenheit

von Einwirkungen der äußeren Sinne, welche die feinern Vorgefühle der Zukunft stören, ist der Gabe der Weissagung unentbehrlich, die glühende Phantasie der schlummernden Elfentochter kettete aber das Bild des jungen Fremdlings an alle bedeutsame Traumgestalten, die ihr dieselbe Nacht vorschwebten. Sie fand ihn da, wo sie ihn nicht suchte, in Verhältnissen, davon sie nicht begreifen konnte, wie sie auf diesen Unbekannten Beziehung haben könnten. Beim frühen Erwachen, wo die schöne Seherin die nächtlichen Gesichter zu sondern und zu enträthseln pflegte, war sie geneigt, dieselben insgesammt als Irrthümer einer Nacht, die aus Störungen des richtigen Ganges der Phantasie entsprungen wären, zu verwerfen und nicht weiter darauf zu achten. Aber ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß die Schöpfung ihrer Phantasie nicht ganz leerer Traum sei, sondern auf gewisse Ereignisse deute, welche die Zukunft enthüllen werde, und daß diese prophetische Phantasie in vergangener Nacht mehr als jemals dem Verhängniß seine verborgenen Rathschlüsse abgelauscht und ihr ausgeplaudert habe. Durch eben diesen Weg erfuhr sie, daß der Gast unter ihrem Dache gegen sie in heißer Liebe entzündet sei, und eben so unverhohlen that ihr das Herz das nämliche Geständniß in Ansehung seiner; aber sie drückte alsbald das Siegel der Verschwiegenheit auf ihr Gefühl, so wie der bescheidene Jüngling seines Orts sich gleichfalls hoch gelobt hatte, seiner Zunge und seinen Augen Schweigen zu gebieten, um sich keiner verächtlichen Zurückweisung auszusetzen; denn die Scheidewand, welche das Glück zwischen ihn und die Tochter des Krokus gezogen hatte, schien ihm unüberwindbar.

Ob nun wohl der schönen Libussa vollkommen bewußt war, was sie dem jungen Manne auf seine Frage zu antworten hatte, so fiel es ihr doch schwer, ihn so eilig von sich zu lassen. Bei Aufgang der Sonne beschied sie ihn zu sich in den Lustgarten und sprach: Noch hängt die Decke der Dunkelheit vor meinen Augen, dein Verhängniß zu durchschauen. Und am Abend sprach sie: Bleibe bis zu Sonnenaufgang; und den folgenden Tag: Verzeuch noch heute; und den dritten: Gedulde dich bis morgen. Am vierten Tage entließ sie ihn endlich, weil sie keinen Vorwand fand, ihn länger zurückzuhalten, ohne ihr Geheimniß zu verrathen, und ertheilte ihm mit freundlichen Worten diesen Bescheid: Die Götter wollen nicht, daß du rechten sollst mit einem Gewaltigen im Lande, tragen und dulden ist der Schwächern Loos. Ziehe hin zu deinem Vater, sei der Trost seines Alters und nähre ihn durch die Arbeit deiner fleißigen Hand. Nimm zwei weiße Stiere aus meiner Heerde zum Geschenk, und diesen Stab, sie zu regieren, und wenn er blüht und Früchte trägt, wird der Geist der Weissagung auf dir ruhen. Der Jüngling schätzte sich der Geschenke der holden Jungfrau unwerth und wurde schamroth, daß er eine Gabe dahin nehmen

sollte, ohne sie erwidern zu können. Er nahm mit unberedtem Munde, aber desto beredtsamern Geberden wehmüthigen Abschied und fand unten an der Pforte zwei weiße Stiere angebunden, so schmuck und glänzend, als ehemals der göttliche Stier, auf dessen glatten Rücken die Jungfrau Europa durch blaue Meeresfluthen schwamm. Freudig löste er sie ab, und trieb sie gemachsam vor sich her.

Der Heimweg dünkte ihm nur wenig Ellen lang, so sehr war seine Seele mit dem Gedanken an die schöne Libussa beschäftigt, und er gelobte sich, weil er ihrer Liebe doch nie theilhaftig werden könne, auch keine andere zu lieben sein Leben lang. Der alte Ritter freute sich der Wiederkunft seines Sohnes, und noch mehr, da er vernahm, daß der Ausspruch der Tochter des weisen Krokus so gut mit seinen Wünschen übereintraf. Weil nun dem Jüngling von den Göttern der Ackerbau zum Beruf angewiesen war, säumte er nicht, die weißen Stiere anzuschirren und an den Pflug zu spannen. Der erste Versuch gedieh nach Wunsche; die Stiere besaßen so viel Kräfte und Munterkeit, daß sie in einem Tage mehr Land umrissen, als zwölf Joch Ochsen gewöhnlich zu erwältigen vermögen; denn sie waren rasch und feurig, wie der Stier, im Kalender abgebildet, der im Zeichen des Aprilmonats aus den Wolken herabspringt.

Herzog Czech, welcher den ersten Heereszug seines Volks nach Böhmen geführt hatte, war lange schon entschlafen, ohne daß seine Nachkommen Erben seiner Würde und des Fürstenthums wurden. Die Magnaten traten zwar nach seinem Hinscheiden zu einer neuen Wahl zusammen, aber ihre wilde stürmische Gemüthsart ließ keine vernünftige Entschließung reifen. Eigennutz und Eigendünkel verwandelten den ersten böhmischen Landtag in einen polnischen Reichstag; indem zu viel Hände nach dem Fürstenmantel griffen, zerrissen sie ihn gar, und keiner erlangte ihn. Das Regiment zerfiel, jeder that, was ihm gutdünkte, der Starke unterdrückte den Schwachen, der Reiche den Armen, der Große den Kleinen. Es war keine allgemeine Sicherheit mehr im Lande; gleichwohl meinten die wüsten Köpfe, ihre neue Republik sei gar wohl bestellt; Alles, sprachen sie, ist in der Ordnung, und jedes Ding geht bei uns seinen Gang so gut als anderwärts; der Wolf frißt das Lamm, der Weih die Taube, der Fuchs das Huhn. Diese unsinnige Verfassung konnte keinen Bestand haben; nachdem der erträumte Freiheitstaumel nach und nach verdunstete und das Volk wieder nüchtern wurde, behauptete die Vernunft ihre Rechte, die biedern Bürger, und wer sonst aus der Nation Vaterlandsliebe fühlte, beschlossen einen Rath, die vielköpfige Hydra zu zerstören und das Volk wieder unter ein Haupt zu vereinigen. Lasset uns, sprachen sie, einen Fürsten wählen, der über uns herrsche nach väterlicher Sitte und Gewohnheit, der

13*

die Frechen zähme und Recht und Gerechtigkeit handhabe. Nicht der Mächtigste, der Kühnste oder Reichste, — der Weiseste sei unser Herzog! Das Volk, welches der Plackereien der kleinen Tyrannen längst müde war, hatte dies Mal nur Eine Stimme, und gab diesem Vorschlage lauten Beifall. Es wurde ein Landtag anberaumt, und die einmüthige Wahl fiel auf den weisen Krokus. Man ordnete eine Ehrenbotschaft ab, zur Besitznehmung der Fürstenwürde ihn einzuladen. Ob er gleich nicht nach hoher Ehre geizte, so säumte er doch nicht, dem Verlangen des Volks nachzugeben. Man bekleidete ihn mit dem Purpur, und er zog mit großem Pomp nach Vizegrad, dem Wohnsitz der Fürsten, wo ihm das Volk entgegen jauchzete, und ihm als Regenten huldigte. Dadurch wurde er inne, daß nun auch die dritte Schilfhülse der freigebigen Elfe ihre Gabe an ihn ausgespendet hatte.

Seine Gerechtigkeitsliebe und weise Gesetzgebung breitete seinen Ruf bald in alle umliegende Länder aus. Die Sarmatischen Fürsten, welche einander unaufhörlich zu befehden gewohnt waren, brachten aus der Ferne ihren Hader vor seinen Richterstuhl. Er wog ihn mit untrüglichem Maaß und Gewicht der natürlichen Billigkeit auf der Wage des Rechtes, und wenn er seinen Mund aufthat, war's, als ob der ehrwürdige Solon oder der weise Salomon zwischen den zwölf Löwen von seinem Thron herab das Urtheil spräche. Als einsmals einige Aufwiegler sich gegen die Ruhe ihres Vaterlandes verbunden und die reizbare polnische Nation in Harnisch gebracht hatten, zog er an der Spitze seines Heeres nach Polen, tilgte den Bürgerkrieg, und ein großer Theil des Volkes erkiesete ihn aus Dankbarkeit für den geschenkten Frieden gleichfalls zum Herzog. Er baute daselbst die Stadt Krakau, die nach seinem Namen genannt ist, und das Recht hat, die polnischen Könige zu krönen bis auf diesen Tag. Krokus regierte bis an das Ende seiner Tage mit großem Ruhm. Wie er vermerkte, daß er am Ziele derselben sei und nun bald sterben würde, ließ er sich aus den Trümmern der Eiche, die seine Gemahlin Elfe bewohnt hatte, eine Truhe zuzimmern, welche seine Gebeine verwahren sollte; darauf verschied er in Frieden, beweint von den Fräuleins, seinen drei Töchtern, welche den väterlichen Leichnam in die Truhe legten und ihn zur Erde bestatteten, wie er befohlen hatte; und das ganze Land trug Leid um ihn.

Sobald das Trauergepränge geendigt war, versammelten sich die Stände, zu berathschlagen, wer den erledigten Fürstenthron wieder einnehmen sollte. Das Volk stimmte einmüthig für eine Tochter des Krokus, nur konnte man sich nicht über die Wahl unter den drei Schwestern vergleichen. Fräulein Bela hatte im Grunde die wenigsten Anhänger, denn sie besaß kein gutes Herz und bediente sich ihrer Zauberlaterne oft, Scha-

den anzurichten; aber sie hatte sich bei dem Volke in solche Furcht gesetzt, daß es Niemand wagte, aus Sorge ihre Rache zu reizen, eine Einwendung gegen sie vorzubringen. Da nun gestimmt wurde, waren alle Wahlherren stumm, keine Stimme war für sie, aber auch keine gegen sie. Mit Untergang der Sonne gingen die Wähler auseinander und verlegten das Wahlgeschäft auf den folgenden Tag. Da wurde Fräulein Therba in Vorschlag gebracht; aber das Vertrauen auf ihre Kraftsprüche hatte ihr den Kopf schwindelnd gemacht, sie war stolz und übermüthig, begehrte wie eine Göttin verehrt zu sein, und wenn ihr nicht stets Weihrauch duftete, war sie launisch, mißmuthig, eigensinnig und offenbarte alle die Eigenschaften, die das schöne Geschlecht um den Besitz dieses schmeichelhaften Beiworts bringen. Sie wurde zwar weniger gefürchtet, als ihre ältere Schwester, aber darum nicht mehr geliebt. Um dieser Ursache willen ging's auf dem Wahlfeld so still zu, als bei einem Todtenmahle, und es kam nicht zum Umstimmen. Am dritten Tage wurde Fräulein Libussa vorgeschlagen. Sobald dieser Name ausgesprochen wurde, hörte man ein trauliches Flüstern im Wahlkreis, die ernsten Gesichter wurden entfaltet und klärten sich auf, jeder der Wahlherren wußte seinem Beisitzer eine gute Eigenschaft von dem Fräulein anzurühmen. Der Eine lobte ihre Sittsamkeit, der Andere ihre Bescheidenheit, der Dritte ihre Klugheit, der Vierte ihre Unfehlbarkeit in der Weissagung, der Fünfte ihre Uneigennützigkeit gegen die Rathfragenden, Andere ihre Schönheit, und der Letzte ihre Häuslichkeit. Bei so allgemein anerkannten lobenswerthen Eigenschaften schien Fräulein Libussa freilich die gewichtigste Aussicht auf die Thronfolge zu haben, doch der Vorzug der jüngern Schwester vor der ältern hat laut Zeugniß der Erfahrung so gar oft den Hausfrieden gestört, daß zu besorgen war, er dürfe in einer noch wichtigeren Angelegenheit den edlen Landfrieden unterbrechen. Diese Betrachtung setzte die weisen Vormünder des Volks in große Verlegenheit, daß sie zu keinem Beschluß kommen konnten, es fehlte an einem Sprecher, der das Schwunggewicht seiner Beredtsamkeit an den guten Willen der Wahlherren anhängen mußte, wenn die Sache in Gang kommen und die guten Gesinnungen thätig und wirksam werden sollten, und dieser trat auf wie gerufen.

Wladomir, einer der böhmischen Magnaten, der nächste nach dem Herzog, hatte schon lange nach dem Besitze der reizvollen Libussa gestrebt, und bei Lebzeiten des Vater Krokus um sie geworben. Er war einer seiner getreuesten Vasallen und von ihm wie ein Sohn geliebt, darum hätte der gute Vater wohl gewünscht, daß die Liebe beide zusammenführen möchte; doch der spröde Sinn des Fräuleins war unüberwindbar und er wollte ihrer Neigung auf keinerlei Art Gewalt thun. Fürst Wladomir

ließ sich durch diese zweifelhaften Aussichten gleichwohl nicht abschrecken, und vermeinte durch Treue und Beständigkeit den harten Sinn des Fräuleins auszuharren und durch seine Zärtlichkeit geschmeidig zu machen. Er begab sich in das Gefolge des Herzogs so lange er lebte, ohne daß er dem Ziele seiner Wünsche dadurch um einen Schritt näher kam. Jetzt glaubte er eine Gelegenheit gefunden zu haben, durch eine verdienstliche That ihr verschlossenes Herz sich zu eröffnen, und ihrer edelmüthigen Dankbegierde abzugewinnen, was ihm die Liebe nicht freiwillig zu gewähren schien. Er beschloß dem Haß und der Rache der beiden gefürchteten Schwestern sich Preis zu geben, und mit Gefahr des Lebens seine Geliebte auf den väterlichen Thron zu erheben. Da er die Unentschlossenheit des hin- und herschwankenden Wahlrathes bemerkte, nahm er das Wort und sprach: So ihr mich hören wollt, ihr männlichen Ritter und Edlen im Volke, so will ich euch ein Gleichniß vorlegen, daraus ihr abmerken könnt, wie ihr das vorhabende Wahlgeschäft zu Nutz und Frommen des Vaterlandes gedeihlich vollenden möget. Nachdem man nun Stillschweigen geboten hatte, fuhr er also fort: Die Bienen hatten ihren Weisel verloren und der ganze Stock war unlustig und traurig, sie flogen träge und sparsam aus, hatten zur Honigbereitung wenig Lust und Muth, und ihr Gewerbe und Nahrung gerieth in Verfall. Darum dachten sie mit Ernst auf ein neues Oberhaupt, das ihrer Polizei vorstünde, damit nicht Zucht und Ordnung gar zerfiel. Da kam die Wespe geflogen und sprach: Wählt mich zu eurer Königin, ich bin mächtig und furchtbar, das stolze Roß scheut meinen Stachel, selbst eurem Erbfeinde, dem Löwen, kann ich damit Trotz bieten und ihn in die Schnautze stechen, wenn er sich eurem Honigbaume naht; ich will euch schützen und wahren. Diese Rede gefiel den Bienen wohl. Aber nach reifer Ueberlegung antworteten die Weisesten unter ihnen: Du bist rüstig und furchtbar; doch eben diesen Stachel, der uns vertheidigen soll, fürchten wir; du kannst nicht unsere Königin sein. Darauf kam die Hummel herbeigesauset und sprach: Nehmt mich zu eurer Königin! Hört ihr nicht, daß das Geräusch meiner Flügel Hoheit und Würde ankündigt? Es fehlt mir auch nicht an einem Stachel zu eurem Schutze. Die Bienen antworteten: Wir sind ein friedsam und geruhiges Volk; das stolze Geräusch deiner Flügel würde uns nur Unlust machen und die Geschäftigkeit unseres Fleißes stören; du kannst nicht unsere Königin sein. Da begehrte die Imme Gehör: Ob ich gleich größer und stärker bin als ihr, sprach sie, so kann euch meine Uebermacht doch nie zum Nachtheil und Schaden gereichen, denn seht, der gefährliche Stachel fehlt mir ganz, ich bin sanften Gemüths, überdies eine Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, weiß dem Honig-

bau vorzustehen und die Arbeit zu fördern. Da sprachen die Bienen, du bist würdig uns zu regieren, wir gehorchen dir, sei unsere Königin!

Wladomir schwieg. Die ganze Versammlung errieth den Sinn seiner Rede und die Gemüther befanden sich in einer vortheilhaften Stimmung für Fräulein Libussa. Doch in dem Augenblicke, da man Umfrage halten wollte, flog ein krächzender Rabe über das Wahlfeld: dieses ungünstige Anzeichen unterbrach alle fernern Lobsprechungen, und die Fürstenwahl wurde bis auf den zukünftigen Tag verschoben. Fräulein Bela hatte den Vogel von schlimmer Bedeutung abgeschickt, das Wahlgeschäft zu stören, denn sie wußte wohl, wohin sich die Gemüther der Wahlherren neigten, und Fürst Wladomir hatte ihren bittersten Groll gegen sich erregt. Sie hielt mit ihrer Schwester Therba einen Rath, worinnen beschlossen wurde, an ihrem gemeinschaftlichen Verunglimpfer Rache auszuüben, und einen schwerbeleibten Alp abzuschicken, der ihm die Seele aus dem Leibe drücken sollte. Der kecke Ritter ahnete nichts von dieser Gefahr, ging, wie er gewohnt war, seiner Gebieterin aufzuwarten, und erhielt den ersten freundlichen Blick von ihr, aus dem er sich einen Himmel voll Wonne weissagete, und wenn sein Entzücken noch durch etwas vermehrt werden konnte, so war es das Geschenk einer Rose, die an dem Busen des Fräuleins prangte, und welche sie ihm darreichte mit dem Gebot, sie an seinem Herzen welken zu lassen. Er deutete die Worte ganz anders, als sie gemeint waren. Dem verliebten Ritter war daran gelegen, die Rose so lange als möglich frisch und blühend zu erhalten, er stellte sie in einen Blumentopf in frisches Wasser und schlief mit den schmeichelhaftesten Hoffnungen ein.

In der schauerlichen Mitternachtsstunde kam der Würgengel, von Fräulein Bela ausgesandt, herangeschlichen, blies mit seinem keuchenden Athem die Riegel und Schlösser an den Thüren des Schlafgemachs auf, fiel mit Zentnergewicht auf den schlafenden Ritter und würgte ihn so zusammen, daß er im Erwachen vermeinte, es sei ein Mühlstein ihm auf den Hals gewälzt. In dieser ängstlichen Beklemmung, da er wähnte, der letzte Augenblick seines Lebens sei vorhanden, dachte er zum Glück noch an die Rose, die im Blumentopf vor seinem Bett stand, drückte sie an die Brust und sprach: Welke mit mir dahin, schöne Rose, und stirb an meinem erkaltenden Busen, zum Beweise, daß mein letzter Gedanke noch an deine holde Besitzerin gerichtet war. Augenblicklich wurde ihm leicht um's Herz, der schwere Alp konnte der magischen Kraft der Blume nicht widerstehen, sein drückendes Gewicht wog keine Flaumfeder mehr auf, der Rosenduft scheuchte ihn bald darauf gar aus dem Schlafgemach, und die narkotische Eigenschaft dieses Wohlgeruchs wiegte den Ritter wieder in einen erquickenden Schlummer. Bei Sonnenaufgang saß er frisch und munter wieder

auf und ritt auf das Wahlfeld, um zu erforschen, welchen Eindruck seine Gleichnißrede auf die Gemüther der Wahlherren gemacht habe, und Acht zu haben, welchen Gang dies Mal das Geschäft nehmen würde, auch allenfalls, wenn ein widriger Wind sich erhübe, der den schwankenden Nachen seiner Hoffnung und Wünsche auf den Strand zu setzen drohen mögte, sich an's Ruder zu legen und solchen zurechte zu steuern.

Doch das hatte dies Mal keine Gefahr; der ernste Wahlsenat hatte Wladomirs Parabel die Nacht über so sorgfältig wiedergekäuet und verdauet, daß sie in Geist und Herz übergegangen war. Ein flinker Ritter trat auf, zückte das Schwert, rief mit lauter Stimme Fräulein Libussa zur Herzogin von Böhmen aus und gebot, wer es also meine, solle gleich ihm das Schwert zücken, die Wahl zu vertheidigen. Alsbald blinkten viele hundert blanke Schwerter auf dem Wahlfelde, ein lautes Freudengeschrei kündigte die neue Regentin an, und allenthalben tönte der freudige Volksruf: Libussa sei unsere Herzogin! Man ordnete einen Ausschuß ab, an dessen Spitze Fürst Wladomir und der Schwertzieher sich befanden, dem Fräulein die Erhebung zur Fürstenwürde kund zu thun. Sie nahm mit bescheidenem Erröthen die Herrschaft über das Volk an, und der Zauber ihres wonniglichen Anblicks machte jedes Herz ihr unterthan. Das Volk huldigte ihr mit großem Frohlocken, und obgleich die beiden Schwestern sie beneideten und ihre geheimen Künste anwendeten, sich an ihr und dem Vaterlande der vermeinten Verschmähung halber zu rächen, durch den Sauerteig der Verunglimpfung und des Tadels aller Handlungen und Thaten ihrer Schwester unter dem Volke eine schädliche Gährung zu bewirken, und die Ruhe und Glückseligkeit der sanften jungfräulichen Regierung zu untergraben; so wußte Libussa doch diesem unschwesterlichen Beginnen weislich zu begegnen, und alle feindseligen Anschläge und Zaubereien dieser Unholdinnen zu vernichten, bis sie müde wurden, ihre wirksamen Kräfte weiter an ihr zu versuchen.

Wladomir harrte indeß mit sehnlichem Verlangen auf die Entwicklung seines Schicksals. Er wagte es mehr als einmal, den endlichen Erfolg desselben aus den schönen Augen seiner Gebieterin zu lesen; aber Libussa hatte ihnen tiefes Stillschweigen über die Gesinnungen ihres Herzens geboten. Das einzige günstige Anzeichen, welches noch seine Hoffnung belebte, war die unverwelkliche Rose, die nach Verlauf eines Jahres noch immer so frisch blühete, wie den Abend, da er sie aus der Hand der schönen Libussa empfing. Dennoch wagte Wladomir nicht, um die Hand der Herzogin Libussa zu werben, sondern harrte in Geduld, was Zeit und Umstände in der Folge zu seinem Vortheil ergeben würden. Der ungestüme Ritter Mizisla, weit lebhafter, zeigte seine Hoffnungen und drängte

sich bei jeder Gelegenheit hervor, um bemerkt zu werden. Am Tage der Huldigung war er der erste Lehnsmann, welcher der neuen Fürstin den Eid der Treue schwur; er folgte ihr unzertrennbar allenthalben nach, wie der Mond der Erde, um durch ungeforderte Dienstbeflissenheit seine Anhänglichkeit an ihre Person darzuthun, und bei öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen plänkelte er mit dem Schwert ihr in die Augen, um die Verdienste desselben in gutem Andenken zu erhalten.

Doch Libussa schien nach dem gewöhnlichen Weltlaufe die Beförderer ihres Glückes gar bald vergessen zu haben, denn wenn ein Obelisk einmal aufrecht steht, so achtet er nicht mehr auf die Hebel und Werkzeuge, die ihn in die Höhe gehoben haben; wenigstens erklärten sich die Bewerber um ihre Hand also des Fräuleins Kaltsinn. Indessen irrten sie Beide in ihrer Meinung; die edle Thronbesitzerin war weder unempfindlich noch undankbar, aber ihr Herz war nicht mehr ein freies Eigenthum, damit zu schalten und zu walten, wie sie wollte. Sie gedachte nur des schlanken Wildschützen, der sie einst um ihren Rath gebeten, und der Eindruck, welchen sein Anblick auf sie gemacht hatte, wirkte noch so mächtig, daß Nichts ihn auslöschen konnte.

Es war also nicht zu verwundern, daß unter diesen Umständen Fräulein Libussa der blühenden Ritterschaft, die um ihre Hand warb, widerstehen konnte. Rang und Geburt hatten indeß die Verhältnisse des Fräuleins und des Geliebten ihres Herzens so sehr aus dem Gleichgewicht gesetzt, daß die eheliche Einsegnung mit ihm nicht leicht zu hoffen stand, und sie that sich selbst daher das unverbrüchliche Gelübde, niemals mit einem ihrer Bewerber um ihre Hand und ihr Herzogthum zum Altare zu schreiten.

Dies Gelübde gefiel jedoch den beiden Rittern so wenig, daß sie endlich voll Aerger und Ueberdruß, des fruchtlosen Harrens müde, Beide das Hoflager ihrer Fürstin verließen, und sich mit geheimer Unzufriedenheit auf die Güter zurückzogen, die ihnen Herzog Krokus verliehen hatte. Beide brachten so viel Unmuth mit in ihre Heimath, daß Fürst Wladomir allen seinen Vasallen und Nachbarn zur Last fiel; Ritter Mizisla dagegen wurde ein Waidmann, verfolgte Rehe und Füchse über die Aecker und Gehege seiner Unterthanen, und ritt oft nebst seinem Gefolge, um einen Hasen zu hetzen, zehn Malter Getreide zu nichte. Darüber entstand groß Seufzen und Wehklagen im Lande; gleichwohl war kein Richter da, dem Unfug zu steuern; denn wer rechtet gern mit einem Mächtigern? und so gelangten die Bedrückungen des Volks nie zum Throne der Herzogin. Jedoch vermöge ihres Seherblicks blieb ihr kein Unrecht innerhalb der weiten Grenzen ihres Gebietes verborgen, und weil ihre Gemüthsart den sanften

Zügen ihrer lieblichen Gestalt entsprach, betrübte sie sich innig über den Frevel ihrer Lehnsleute und die Gewaltsamkeit der Großen. Sie rathschlagte mit sich selbst, wie diesem Unheil abzuwehren sei; da gab ihr die Klugheit ein, den weisen Göttern nachzuahmen, welche bei ihrer Gerechtigkeitspflege die Verbrecher nicht flugs auf frischer That strafen, obgleich die langsam nachschreitende Rache sie früher oder später dennoch erreicht. Die junge Fürstin betagte ihre Ritterschaft und Stände zu einem gemeinsamen Landgerichte, und ließ öffentlich ausrufen, wer eine Klage oder eine Unbill rügen wolle, solle frei und ungescheut hervortreten und sicher Geleit haben. Da kamen von allen Orten und Enden des Reichs die Geklemmten und Bedrückten herbei, auch Haderer und Streitköpfe, und Alle, die eine rechtliche Nothdurft zu verrichten hatten. Libussa saß auf dem Throne wie die Göttin Themis mit Schwert und Wage, und sprach das Recht ohne Ansehn der Person mit untrüglichem Urtheil. Jedermann verwunderte sich über die Weisheit, mit welcher sie die verworrenen Prozesse in Sachen des Mein und Dein auseinanderwirrte, und über die unermüdete Geduld, den verborgenen Faden des Rechts, ohne ein falsches Ende zu reißen, heraus zu finden, durchzustecken und aufzuwinden.

Nachdem das Gewühl der Partheien um die Schranken der Gerichtsbühne sich nach und nach vermindert hatte, und die Sitzungen sollten aufgehoben werden, begehrten noch am letzten Tage des gehegten Rügegerichts ein ansässiger Grenznachbar des reich begüterten Wladomir und die Abgesandten von den Unterthanen des jagdbaren Mizisla Gehör, um eine Beschwerde anzubringen. Sie wurden vorgelassen, der Landsaß hub zuerst sein Wort also an: Ein fleißiger Pflanzer, sprach er, umzäunte ein kleines Bezirk am Ufer eines breiten Flusses, dessen Silberstrom mit sanftem Getöse in's lustige Thal hinabgleitete; denn er dachte, der schöne Strom wird mir von dieser Seite zum Schutz dienen, daß das gefräßige Wild meine Saaten nicht verwüstet, und dann wird er die Wurzeln meiner Fruchtbäume wässern, daß sie bald aufwachsen und mir reiche Früchte bringen. Aber da der Gewinn seiner Arbeit reifte, trübte sich der betrügliche Fluß, seine stillen Gewässer fingen an zu brausen und aufzuschwellen, überströmten das Gestade, rissen ein Stück des fruchtbaren Ackers nach dem andern mit sich fort und wühlten sich ein Bett mitten durch das angebaute Ackerland, zum großen Herzeleid des armen Pflanzers, der sein Eigenthum der Willkühr des gewaltsamen Nachbars zum boshaften Freudenspiel dahin geben mußte, dessen reißender Fluth er selbst kümmerlich entrann. Mächtige Tochter des weisen Krokus, dich fleht der arme Pflanzer an, dem übermüthigen Strome zu gebieten, daß er seine stolzen Wellen nicht mehr über die Flur des arbeitsamen Landmanns wälze, und dessen sauren Schweiß,

die Hoffnung der fröhlichen Erndte, verschlinge, sondern innerhalb der Grenzen seines eigenthümlichen Bettes ruhig dahinfließe.

Während dieser Rede umwölkte sich die heitere Stirn der schönen Libussa, männlicher Ernst leuchtete ihr aus den Augen, und Alles um sie her war Ohr, ihren Rechtsspruch zu vernehmen, der also lautete: Deine Sache ist schlicht und gerade; keine Gewalt soll deine Gerechtsame beugen. Ein fester Damm soll dem ungezähmten Fluß Maß und Ziel setzen, den er nicht übersteigen soll, und von seinen Fischen will ich dir siebenfältigen Ersatz geben des Raubes seiner verwüstenden Fluthen. Darauf winkte sie dem Aeltesten der Gemeine zu reden, und er neigte sein Angesicht zur Erde und sprach: Weise Tochter des ruhmvollen Krokus, sag' uns an, weß ist die Saat auf dem Felde, des Säemanns, der das Samenkorn in die Erde verborgen hat, daß es aufkeime und Frucht bringe, oder des Sturmwindes, der sie zerknickt und zertrümmert? Sie antwortete: Des Säemanns. So gebiete dem Sturmwind, sprach der Worthalter, daß er nicht unsere Fruchtäcker zum Tummelplatz seines Muthwillens wähle, die Saaten zertrete und die Obstbäume schüttele. Dem geschehe also, gegenredete die Herzogin; ich will den Sturmwind bezähmen und aus eurer Flur verbannen, er soll mit den Wolken kämpfen und sie zerstreuen, die von Mitternacht heraufziehen und das Land mit Hagel und schweren Wettern bedräuen.

Fürst Wladomir und Ritter Mizisla waren beide Beisitzer des allgemeinen Landgerichts. Als sie die angebrachte Klage und die ernste Entscheidung der Fürstin hörten, erbleichten sie und sahen mit verbissener Wuth stier vor sich hin zur Erde, durften sich's aber nicht austhun, wie sehr sie's wurmte, daß sie durch den Urtheilsspruch aus einem weiblichen Munde verdammt wurden. Denn obwohl zur Schonung ihrer Ehre die Kläger gar bescheidentlich der Anklage einen Schleier umgehangen hatten, und der rechtliche Bescheid der Oberrichterin diese Decke selbst klüglich achtete; so war das Gewebe davon doch so fein und durchsichtig, daß Jeder, der Augen hatte, wohl sehen konnte, wer dahinter stand. Weil sie nun von dem Richterstuhle der Fürstin an das Volk sich zu berufen nicht wagen durften, da das gegen sie gefällte Urtheil ein allgemeines Frohlocken erregte, so unterwarfen sie sich demselben, wiewohl mit großem Unwillen. Wladomir leistete seinem Nachbar, dem Landsassen, siebenfältigen Ersatz des ihm zugefügten Schadens, und Nimrod Mizisla mußte bei ritterlicher Ehre angeloben, nicht mehr die Kornfelder seiner Unterthanen zum Jagdrevier der Hasenhetze zu wählen. Zugleich wies ihnen Libussa eine rühmlichere Beschäftigung an, ihre Thätigkeit zu üben und ihrem Rufe, der wie ein zerschelltes Gefäß jetzt nur Uebellaut von sich hören ließ, wieder den Anklang ritterlicher Tugenden zu geben. Sie stellte Beide an die Spitze

ihres Heeres, das sie aussandte gegen Zornebock, den Fürsten der Sorben, welcher ein Riese und dabei ein mächtiger Zauberer war, und damals eben damit umging, Böhmen zu bekriegen. Dabei legte sie ihnen allen Beiden die Strafe auf, nicht eher zum Hoflager zurückzukehren, bis der Eine den Federbusch, der Andere die güldenen Sporen des Unholds zum Siegeszeichen ihr darbringen würde.

Die unverwelkliche Rose bewies auch in diesem Kriegszuge ihre magische Kraft. Fürst Wladomir wurde dadurch für sterbliche Waffen so unverwundbar, wie Achill der Held, und so schnell, leicht und gewandt, wie Achill der Schmetterling. Die Heere trafen auf der mitternächtlichen Grenzscheidung des Reichs zusammen, man gab das Zeichen zur Schlacht. Die böhmischen Helden flogen durch die Geschwader wie Sturm und Wirbelwind, und mäheten die dichte Lanzensaat, wie die Sense des Schnitters einen Weizenacker. Zornebock erlag unter ihren kräftigen Schwertstreichen; sie kehrten im Triumph mit der bedungenen Beute nach Vizegrad zurück, und hatten die Makel und Flecken, welche vorher ihre ritterliche Tugend beschmutzten, in dem Blute der Feinde rein abgewaschen. Die Herzogin Libussa begabte sie mit allen Ehrenzeichen der Fürstengunst, entließ sie, da das Heer auseinander ging, in ihre Heimath, und gab ihnen, gleichsam als einen neuen Beweis ihrer Gunst, einen purpurrothen Apfel aus ihrem Lustgarten zum Andenken auf den Weg, mit dem Beifügen, solchen friedlich unter sich zu theilen, ohne ihn zu zerschneiden. Sie zogen nun ihre Straße, legten den Apfel auf einen Schild und ließen ihn zur Schau vor sich hertragen, indem sie zusammen berathschlagten, wie sie es mit der Theilung klüglich anstellen mögten, um den Sinn der milden Geberin nicht zu verfehlen.

Ehe sie an den Scheideweg kamen, der sie trennen sollte, um jeden nach seiner Wohnung zu führen, pflogen sie das Gespräch über die Theilung in aller Güte; jetzt aber kam's darauf an, wer den Apfel, an welchem sie Beide gleichen Antheil hatten, verwahren sollte, denn einem konnte er doch nur zu Theil werden, und Beide versprachen sich davon große Wunderdinge, die Jeden nach dem Besitze lüstern machten. Darüber wurden sie mißhellig, und es war an dem, daß das Schwert entscheiden sollte, wem das Waffenglück den untheilbaren Apfel zugedacht habe. Da trieb ein Schäfer mit seiner Heerde denselben Weg daher, den wählten sie zum Schiedsrichter und trugen ihm die Sache vor. Der Schäfer bedachte sich ein wenig und sprach: In dem Geschenke des Apfels liegt tiefer verborgener Sinn, wer vermag ihn aber auszugraben, als die kluge Jungfrau, die ihn darin verborgen hat? Ich wähne, der Aepfel sei eine betrügliche Frucht, die an dem Baume der Zwietracht gereift ist, und

die purpurrothe Schaale deute auf blutige Fehden unter euch, ihr Herrn Ritter, daß Einer den Andern aufreibe und keinen Genuß von der Spende habe. Denn sagt mir, wie ist's möglich, einen Apfel zu theilen, ohne ihn zu zerlegen? Die beiden Ritter nahmen die Rede des Hirten zu Herzen und gedachten, es liege große Weisheit darinnen. Du hast recht geurtheilt, sprachen sie, hatte der schändliche Apfel nicht schon Zorn und Hader unter uns erregt? Standen wir nicht gerüstet, um die betrügliche Gabe des stolzen Fräuleins zu kämpfen, die uns hasset? Stellte sie uns nicht an die Spitze ihres Heeres, daß sie gedachte, uns zu fällen? Und weil's ihr damit nicht gelungen ist, waffnet sie nun unsern Arm mit dem Dolche der Zwietracht gegen uns selbst. Wir sagen uns los von dem arglistigen Geschenke, Keiner von uns soll den Apfel haben. Er sei dein, zum Lohne deines ehrlichen Bescheids; dem Richter gebührt die Frucht des Prozesses und den Partheien die Schaalen.

Die Ritter zogen hierauf ihre Straße, während der Hirte den Apfel mit all' der Gemächlichkeit, die den Richtern gewöhnlich ist, verzehrte. Die zweideutige Spende der Herzogin wurmte sie sehr, und da sie bei ihrer Heimkunft fanden, daß sie nicht mehr mit ihren Lehnsleuten und Unterthanen so willkührlich schalten konnten, wie vorhin, sondern den Gesetzen gehorchen mußten, die Fräulein Libussa zu gemeiner Sicherheit in's Land hatte ergehen lassen, vermehrte sich ihr Unmuth noch viel mehr. Sie traten mit einander in Verein zu Trutz und Schutz, machten sich einen Anhang im Lande, und es gesellten sich viel Aufwiegler zu ihnen, die schickten sie in den Gespannschaften herum, das weibliche Regiment zu verschreien und zu verunglimpfen. O der Schande! sprachen sie, daß wir einem Weibe unterthan sind, die unsere Siegeslorbeeren sammelt, einen Spinnrocken damit aufzuschmücken. Dem Manne gebührt Herr zu sein im Hause, und nicht der Frau, das ist sein eigenthümliches Recht, so ist es Sitte überall bei allem Volk. Was ist ein Heer ohne Herzog, der vor dem Kriegsvolk einherzeucht, anders, als ein unbehülflicher Rumpf ohne Haupt? Lasset uns einen Fürsten setzen, der über uns Herr sei und dem wir gehorchen.

Diese Reden blieben der wachsamen Fürstin nicht verborgen, sie wußte auch wohl, von wannen der Wind kam und was sein Sausen verkündete, darum beschied sie einen Ausschuß der Stände zu sich, trat mit dem Glanze und der Würde einer Erdengöttin mitten unter sie, und die Rede ihres Mundes floß wie Honigseim von ihren jungfräulichen Lippen. Es ist ein Gerücht im Lande, redete sie die Versammlung an, daß ihr einen Herzog begehrt, der vor euch herziehe im Streit, und daß ihr es unrühmlich achtet, mir ferner zu gehorchen. Gleichwohl habt ihr durch

eine freie und unbeschränkte Wahl nicht einen Mann aus eurer Mitte, sondern eine von den Töchtern des Volks erkieset und mit dem Purpur bekleidet, daß sie über euch herrschen sollte nach der Sitte und Gewohnheit des Landes. Wer mich nun eines Fehls in Verwaltung des Regiments zeihen kann, der trete frei und öffentlich auf und zeuge wider mich. Hab' ich aber nach der Weise meines Vaters Krokus Rath und Gerechtigkeit gehandhabt, die Hügel eben, die Krümmen gerade, die Tiefen wegsam gemacht; hab' ich eure Erndten gesichert, eure Heerden dem Wolf entrissen und den Obstbaum gehütet; hab' ich den steifen Nacken der Gewaltsamen gebeugt, dem Niedergedrückten aufgeholfen und dem Schwachen einen Stab gegeben, sich daran zu halten; so kommt es euch zu, eurer Zusage nachzuleben, und mir treu, hold und gewärtig zu sein, wie ihr mir gehuldigt habt. Wenn ihr vermeint, es sei unrühmlich, einem Weibe zu gehorchen, so hättet ihr das bedenken sollen, ehe ihr mich zu eurer Fürstin bestelltet; ist ein Unglimpf darinnen, so fällt er ganz auf euch zurück. Aber euer Beginnen veroffenbaret, daß ihr euren eigenen Vortheil nicht versteht; die weibliche Hand ist sanft und weich, gewöhnt mit dem Wedel nur kühle Luft zu fächeln; aber sehnig und rauh ist der männliche Arm, drückend und schwer, wenn er das Gewicht der Obermacht erfaßt. Und wisset ihr nicht, wo ein Weib regiert, daß da die Herrschaft in der Männer Gewalt ist? Denn sie gibt weisen Räthen Gehör, wo aber die Spindel vom Thron ausschließt, da ist Weiberregiment; denn die Dirnen, die des Königs Augen gefallen, haben sein Herz in Händen. Darum bedenkt euer Vornehmen wohl, daß der Wankelmuth euch nicht zu spät gereue.

Die Rednerin vom Throne schwieg, und ein tiefes ehrerbietiges Stillschweigen herrschte im Versammlungssaale, Niemand unterstand sich, ein Wort gegen sie vorzubringen. Doch Fürst Wladomir und seine Genossen gaben darum ihr Vorhaben nicht auf und flüsterten sich in's Ohr: Die schlaue Waldgems sträubt sich, die fette Weide zu verlassen, aber das Jägerhorn soll noch lauter ertönen und sie dennoch fortscheuchen. Tags darauf erregten sie die Ritterschaft, daß diese mit Ungestüm der Fürstin anliegen mußte, sich binnen drei Tagen einen Gemahl auszusuchen und durch die Wahl ihres Herzens dem Volke einen Fürsten zu geben, der mit ihr die Regierung theile. Bei dieser raschen Anforderung, welche die Stimme des ganzen Volkes zu sein schien, färbte eine jungfräuliche Schamröthe die Wangen der reizenden Libussa, und ihr helles Auge sah alle Klippen unter Wasser, die ihr bei dieser Gelegenheit Gefahr drohten. Wenn sie auch nach der Sitte der großen Welt ihre Neigung gefangen nehmen wollte unter den Gehorsam der Staatsklugheit, so konnte sie ihre Hand doch nur einem Ewerber geben, und da sah sie wohl ein, daß alle

übrigen Bewerber diese Zurücksetzung für Verschmähung nehmen und auf Rache denken würden. Ueberdem war ihr das geheime Gelübde ihres Herzens unverletzbar und heilig, darum strebte sie, dieses zudringliche Verlangen der Stände klüglich abzulehnen, und noch einen Versuch zu machen, die Herzogswahl ihnen ganz auszureden. Nach dem Tode des Adlers, sprach sie, wählte das Geflügel die Waldtaube zur Königin, und alle Vögel gehorchten ihrem sanften, girrenden Rufe. Doch leicht und luftig, wie der Vögel Natur ist, änderten sie bald diesen Beschluß und ließen sich solchen gereuen. Der stolze Pfau meinte, ihm stehe besser an zu herrschen, der gierige Sperber, geübt, das kleine Gefieder zu reizen, hielt es für schimpflich, der friedsamen Taube unterthan zu sein; sie machten sich einen Anhang, und dingten den blödsinnigen Uhu zum Sprecher ihres Bundes, eine neue Königswahl in Vorschlag zu bringen. Der dämische Trappe, der schwer beleibte Auerhahn, der träge Storch, der hirnarme Reiher und alle größeren Vögel balzten, klapperten und krächzten ihm lauten Beifall zu, und das Heer der kleinen Vögel zwitscherte aus Unverstand in Busch und Hecken die nämliche Weise. Da erhob sich der wehrhafte Weih kühn in die Luft und alle Vögel schrien: Welch' ein majestätischer Flug! Welcher Blitz in dem herumschauenden Feuerauge, und welcher Ausdruck von Uebermacht in dem gekrümmten Schnabel und den weitgreifenden Fängen! Der kecke mannfeste Weih soll unser König sein!

Kaum hatte der räuberische Vogel den Thron eingenommen, so bewies er an den gefiederten Unterthanen seine Manneskraft und Thätigkeit mit großer Tyrannei und Uebermuth; er rupfte dem großen Geflügel die Federn aus, und zerfleischte die kleinen Sangvögel.

So deutsam diese Rede war, so machte sie doch nur wenig Eindruck auf die nach einem Regierungswechsel lüsternen Gemüther, und es blieb bei dem Volksschluß, daß sich Fräulein Libussa binnen drei Tagen einen Gemahl nehmen sollte. Deß war Fürst Wladomir in seinem Herzen sehr froh, denn jetzt gedachte er die schöne Beute zu erlangen, nach welcher er so lange vergeblich gestrebt hatte. Liebe und Ehrgeiz befeuerten seine Wünsche und machten seinen Mund beredt, der sich bisher nur geheime Seufzer erlaubt hatte. Er kam nach Hofe und begehrte Gehör bei der Herzogin. Huldreiche Beherrscherin deines Volkes und meines Herzens, redete er sie an, dir ist kein Geheimniß verborgen, du kennst die Flammen, die in diesem Busen lodern, so heilig und rein, wie auf dem Altar der Götter, und du weißt, welches himmlische Feuer sie angezündet hat. Jetzt ist es an dem, daß du auf Geheiß deines Volkes dem Lande einen Fürsten geben sollst. Kannst du ein Herz verschmähen, das für dich lebt und schlägt? Deiner werth zu sein, habe ich Blut und Leben daran ge-

wagt, dich auf den Thron deines Vaters zu erheben. Laß mir das Verdienst, auch dich darauf zu erhalten durch das Bündniß zarter Liebe; laß uns den Besitz des Thrones und des Herzens theilen; jener sei dein und dieses mein, so wirst du mein Glück über das Loos der Sterblichen erheben. Fräulein Libussa geberdete sich gar jungfräulich bei Anhörung dieser Rede und bedeckte ihr Angesicht mit dem Schleier, um die sanfte Schamröthe, die ihre Wangen höher färbte, darunter zu verbergen. Sie winkte dem Fürsten Wladomir mit der Hand, abzutreten, ohne ihren Mund aufzuthun, gleichsam um zu überlegen, wessen sie ihn in Absicht seines Gewerbes zu bescheiden hätte.

Alsbald meldete sich der kecke Ritter Mizisla und verlangte eingelassen zu werden. Reizendste der Fürstentöchter, sprach er beim Eintritt in das Audienzgemach, die schöne Taube, die Königin der Luftgebilde, soll, wie dir wohl bewußt ist, nicht mehr einsam girren, sondern sich einen Gatten suchen. Der stolze Pfau spiegelt ihr, wie die Rede geht, sein buntes Gefieder in die Augen und vermeint sie durch den Glanz seiner Federn zu blenden; aber sie ist klug und bescheiden und wird sich nicht dem übermüthigen Pfau hingeben. Der gierige Sperber, vormals ein räuberischer Vogel, hat ganz seine Natur ausgezogen, ist fromm und bieder, auch ohne Falsch, denn er liebt die schöne Taube und trachtet, daß sie sich zu ihm geselle. Daß er einen krummen Schnabel und spitze Krallen hat, darf dich nicht irren, er bedarf ihrer zum Schutz der schönen Taube, daß ihr kein Gefieder schade und den Stuhl ihrer Herrschaft verrücke; denn er ist ihr treu und hold, und hat ihr gehuldigt am Tage ihrer Erhebung. Nun sage mir, weise Fürstin, ob die sanfte Taube ihren getreuen Sperber der Liebe würdigt, nach welcher ihn verlangt?

Fräulein Libussa that wie vorhin, bedeutete dem Ritter gleichfalls abzutreten, und nachdem sie ihn hatte etwas verziehen lassen, berief sie die beiden Mitbewerber herein, und redete also: Ich weiß es euch großen Dank, edle Ritter, daß ihr mir förderlich gewesen seid, die böhmische Fürstenkrone, die mein Vater Krokus mit Ruhm getragen hat, nach ihm zu erlangen, und ich habe euren Diensteifer, dessen ihr mich erinnert, nicht in Vergessenheit gestellt; auch ist mir unverborgen, daß ihr mich züchtiglich minnet, denn eure Blicke und Geberden waren längst die Dolmetscher eurer Herzgefühle. Daß ich aber mein Herz für euch verschlossen und nicht Liebe mit Liebe erwiedert habe, achtet nicht für spröden Sinn: es war nicht gemeint zu Schimpf und Schmach, sondern zu glimpflicher Auskunft einer zweifelhaften Wahl. Ich wog eure Verdienste, und das Zünglein der prüfenden Wage stand innen. Darum beschloß ich, die Entscheidung eures Schicksals euch selbst zu überlassen, und bot euch den

Besitz meines Herzens unter dem räthselhaften Apfel dar, um zu erforschen, wem unter euch das größere Maß von Sinneskraft und Weisheit gegeben sei, die untheilbare Spende sich zuzueignen. So sagt mir nun ohne Verzug, in wessen Hand der Apfel ist? Wer ihn dem andern abgenommen hat, nehme von Stund an meinen Thron und mein Herz zum Gewinn dahin. Die beiden Mitbewerber sahen einander verwundert an, erbleichten und verstummten. Endlich brach Fürst Wladomir nach einer langen Pause das Stillschweigen und sprach: Des Weisen Räthsel sind für den Unverständigen eine Nuß in einem zahnlosen Munde, eine Leuchte in der Hand des Blinden. O Fürstin, zürne nicht, daß wir dein Geschenk weder zu brauchen noch zu schätzen wußten! Wir mißdeuteten deine Absicht, die wir nicht kannten, gedachten, du habest einen Zankapfel unter uns geworfen, der uns zu Fehden und Zweikampf reizen sollte, darum begab sich Jeder seines Antheils, und wir entledigten uns der zwiespältigen Frucht, deren alleinigen Besitz keiner dem andern friedlich würde gestattet haben. Ihr habt euch selbst das Urtheil gesprochen, erwiederte das Fräulein, wenn schon ein Apfel eure Eifersucht entflammte, welchen Kampf würdet ihr um einen Myrtenkranz gekämpft haben, der sich um eine Krone schlingt. Mit diesem Bescheide ließ sie die Ritter von sich, die sich hoch betrübten, daß sie dem unweisen Schiedsrichter Gehör gegeben und das Pfand der Liebe unbedachtsam verschleudert hatten, welches doch das Mittel war, die Braut zu dingen und den Finger zu beringen. Sie überlegten nun Jeder absonderlich, wie sie dennoch ihr Vorhaben ausführen, und den böhmischen Thron nebst der reizenden Inhaberin desselben durch List oder Gewalt erlaufen oder erringen mögten.

Fräulein Libussa war indessen die drei Tage, welche ihr zur Bedenkzeit gegeben waren, auch nicht müssig, sondern rathschlagte fleißig mit sich selbst, wie sie dem zudringlichen Verlangen entgegenkommen, dem Volke einen Herzog und sich einen Gemahl nach der Wahl ihres Herzens geben mögte.

Sie stärkte ihren Muth mit männlicher Entschlossenheit, und da der dritte Tag heranbrach, legte sie all' ihr Geschmeide an, und auf ihrem Haupte prangte die Myrtenkrone. Sie bestieg im Gefolge ihrer Jungfrauen, allesammt mit Blumenkränzen geschmückt, den Fürstenthron, voll hohen Muthes und sanfter Würde. Die Versammlung der Ritter und Vasallen um sie her war ganz Ohr, um aus ihrem holden Munde den Namen des glücklichen Prinzen zu vernehmen, mit welchem sie Herz und Thron zu theilen entschlossen sei. Ihr Edlen meines Volks, redete sie die Versammlung an, noch liegt das Loos eures Schicksals unberührt in

der Urne der Verborgenheit, noch seid ihr frei, gleich meinen Rossen, die in der Aue weiden, ehe sie Zaum und Stangengebiß bändiget und ihren schlanken Rücken die Bürde des Sattels und die Last des Reiters drückt. Euch kommt es jetzt zu, mir kund zu thun, ob die Frist, die ihr mir zur Wahl eines Gemahls vergönnt habt, die heiße Begierde, einen Fürsten über euch herrschen zu lassen, abgekühlt und zu ruhiger Prüfung dieses Vorhabens euch angemahnet hat, oder ob ihr auf eurem Sinn noch unwandelbar beharret. Sie schwieg einen Augenblick; aber der Aufruhr im Volk, das Geräusch und Flüstern der sämmtlichen Senatoren ließen sie nicht lange in Ungewißheit, und der Sprecher bestätigte den Umstand, daß es bei der Herzogswahl verbleiben sollte. Wohlan, sprach sie, das Loos ist geworfen, ich stehe für nichts! Die Götter haben dem Reiche Böhmen einen Fürsten ausersehen, der sein Scepter mit Weisheit und Gerechtigkeit erheben wird. Der junge Cedernbaum ragt noch nicht über die stämmigen Eichen hervor, versteckt unter den Bäumen des Waldes grünt er, umringt von unedlem Gesträuche; doch bald wird er seine Zweige ausbreiten, daß sie der Wurzel Schatten geben, und sein Wipfel wird die Wolken berühren. Macht einen Ausschuß unter euch, ihr Edlen im Volk, von zwölf redlichen Männern aus eurem Mittel, daß sie eilen, den Fürsten aufzusuchen und zum Throne zu geleiten. Mein Leibroß soll ihnen Weg und Bahn anzeigen, ledig und frei soll es vor ihnen hertraben und zum Wahrzeichen, daß ihr gefunden habt, was ihr zu suchen ausgesandt seid, so merket, daß der Mann, den die Götter euch zum Fürsten ausersehen haben, zur Zeit, wenn ihr euch ihm nahet, sein Mahl halten wird auf einem eisernen Tisch, unter freiem Himmel im Schatten eines einsamen Baumes. Diesem sollt ihr huldigen und seinen Leib bekleiden mit dem Zeichen der Fürstenwürde. Das weiße Roß wird ihn aufsitzen lassen und ihn hieher zum Hoflager bringen, daß er mein Gemahl und euer Herr wird.

Sie entließ hierauf die Versammlung. Ueber ihre Rede aber verwunderte sich männiglich, und der prophetische Geist, welcher daraus hervorblickte, wirkte auf die Gemüther wie ein Götterausspruch. Man sonderte die Ehrenboten aus, das edle Roß stand in Bereitschaft, mit asiatischer Pracht gezäumt und geschmückt, als wenn es den Großherrn hätte sollen zur Moschee tragen. Die Kavalkade setzte sich in Bewegung, unter dem Zulauf und Freudengeschrei des neugierigen Volks, und das weiße Roß trabte stolz voran. Doch bald verschwand der Zug den Zuschauern aus den Augen, und man sah nichts als eine Staubwolke in der Ferne empor wirbeln; denn der muthige Gaul setzte sich bald in Athem, als er in's Freie kam, und begann ein wüthiges Rennen wie ein britischer Wett-

läufer, also, daß ihm das Geschwader der Abgeordneten nur kümmerlich folgen konnte. Obgleich der rasche Traber sich selbst überlassen schien, so regierte doch eine unsichtbare Gewalt seinen Gang, lenkte den Zügel und spornte seine Lenden. Fräulein Libussa hatte durch das magische Erbtheil von der Mutter Else den Gaul abzurichten gewußt, daß er weder zur Rechten noch zur Linken aus der Bahn wich, sondern mit flüchtigem Gange seiner Bestimmung zueilte, und sie harrte, da sich jetzt Alles zur Erreichung ihrer Wünsche neigte, des Kommenden mit zärtlichem Verlangen.

Die Botschafter wurden indessen wacker gehetzt, sie hatten bereits einen Weg von vielen Meilen gemacht, Berg auf, Berg ab, waren durch Moldau und Elbe geschwommen, und weil der Magen sie an das Mittagsmahl erinnerte, gedachten sie wieder an den wunderbaren Tisch, woran ihr neuer Fürst nach dem Ausspruche des Fräuleins tafeln sollte. Sie machten darüber mancherlei Glossen und Anmerkungen, und ein vorlauter Ritter sprach zu seinen Genossen: Mich will bedünken, unsere Frau, die Herzogin, habe vor, uns zu äffen, und wir seien von ihr in April geschickt, denn wer hat wohl je gehört, daß ein Mann in Böhmen sei, der an einem eisernen Tische Tafel halte? Was gilt's, unser hastiges Treiben wird uns nichts einbringen, als Schimpf und Hohngelächter? Aber ein Anderer, der verständiger war, meinte, der eiserne Tisch könne eine sinnige Bedeutung haben, vielleicht würden sie einem irrenden Ritter begegnen, der nach Gewohnheit der wandernden Brüderschaft unter einem Feldbaume raste und sein frugales Mittagsmahl auf dem ehernen Schilde sich aufgetischt habe. Ein Dritter sagte scherzweise: Ich fürchte, daß unser Weg gerade hinab zur Werkstatt der Cyklopen führe, und wir den lahmen Vulkan oder einen seiner Gehülfen, der irgend auf dem Schmiedeambos tafelt, unsrer Venus zuführen sollen.

Unter diesen Gesprächen sahen sie ihren Geleitsmann, der einen weiten Vorsprung genommen hatte, zwerch über ein frisch geackertes Feld traben und bei einem Pflüger zu ihrer Verwunderung still stehen. Sie flogen rasch hinzu, und fanden einen Bauersmann auf einem umgestürzten Pfluge sitzen, der sein schwarzes Brod auf der eisernen Pflugschar, deren er sich zum Tische bediente, unter dem Schatten eines wilden Birnbaums verzehrte. Er schien an dem schönen Pferde Gefallen zu haben, that ihm freundlich, bot ihm einen Bissen und es fraß aus seiner Hand. Die Gesandtschaft wurde durch diese Erscheinung zwar sehr überrascht; demungeachtet zweifelte keiner der Abgeordneten, daß sie ihren Mann gefunden hätten. Sie naheten ihm ehrerbietig, der Aelteste unter ihnen nahm das Wort und sprach: Die Herzogin von Böhmen hat uns zu dir gesandt und

läßt dir entbieten, der Wille und Rathschluß der Götter sei, daß du diesen Ackerpflug mit dem Stuhle des Reichs, und deinen Treiberstecken mit dem Scepter vertauschen sollst. Sie wählt dich zum Gemahl, mit ihr über Böhmen zu herrschen. Der junge Bauer glaubte, man wolle Scherz mit ihm treiben, welches ihm eben nicht zu Sinne war, besonders weil er wähnte, man habe sein Geheimniß errathen und käme nun, seiner Schwachheit zu spotten. Darum antwortete er trotzig, um Hohn mit Hohn zu erwidern: Laßt sehen, ob Euer Herzogthum dieses Pflugs werth sei? Wenn der Fürst sich nicht satter essen, fröhlicher sich trinken und ruhiger schlafen kann, als der Bauer, so lohnt es wahrlich nicht der Mühe, das Reich Böhmen mit diesem nahrhaften Ackerpflug, oder diesen glatten Ochsenstecken mit einem Scepter zu vertauschen; denn sagt mir, dient ein Salzfaß nicht eben so gut, meinen Bissen zu würzen, als ein Scheffel? Da antwortete einer aus den Zwölfen: Der lichtscheue Maulwurf wühlt unter der Erde nach Gewürm, davon er sich nähre, denn er hat keine Augen, die das Tageslicht vertragen, und keine Füße, die gemacht sind zum Laufen, wie das flüchtige Reh; der beschaalte Krebs kriecht im Schlamme der Seen und Sümpfe, wohnt am liebsten unter Baumwurzeln und Gesträuchen am Gestade der Flüsse, denn ihm mangeln die Floßfedern zum Schwimmen; und der Haushahn im Hühnerzwinger wagt keinen Flug über die niedere Bleichwand, denn er ist zu verzagt, auf seine Fittige sich zu verlassen, wie der emporschwebende Stößer. Sind dir Augen zum Sehen, Füße zum Gehen, Floßfedern zum Schwimmen und Schwingen zum Flug verliehen, so wirst du nicht als ein Maulwurf die Erde umwühlen, als ein schwerfälliges Thier im Sumpfe dich verbergen, oder als der Prinz des Hausgeflügels nur auf dem Dünger krähen, sondern hervor an's Tageslicht treten, laufen, schwimmen oder an die Wolken fliegen, je nachdem die Natur dich mit ihren Gaben ausgerüstet hat. Denn einem thätigen Manne genügt nicht, das zu sein, was er ist, sondern er strebt zu werden, was er sein kann. Darum versuche zu sein, wozu die Götter dich auffordern, so wirst du urtheilen können, ob das Reich Böhmen des Tausches um einen Morgen Ackerfeld werth sei oder nicht.

Diese ernsthafte Rede des Abgesandten, welcher kein scherztreibender Spott abzumerken war, noch mehr die Merkzeichen der Fürstenwürde, das Purpurgewand, der Regimentsstab und das goldene Schwert, welche die Gesandten als Beleg und Kreditbrief ihrer wahrhaften Sendung hervorzogen, überwältigten endlich das Mißtrauen des zweifelhaften Pflügers. Auf einmal wurde Licht in seiner Seele; ein entzückender Gedanke erwachte in ihm, daß Fräulein Libussa die Gefühle seines Herzens errathen, seine Treue und Beständigkeit vermöge ihrer Kunde, das Verborgene zu

schauen, erkannt habe, und solche auf eine Art belohnen wolle, die er im Traume zu ahnen nie gewagt hatte. Die durch ihr Orakel ihm verheißene Gabe der Weissagung kam ihm jetzt wieder in den Sinn, und er bedachte, daß jetzt oder niemals solche in Erfüllung gehen müßte. Flugs ergriff er seinen häselnen Stab, stieß ihn tief in den Acker, häufte lockere Erde umher, wie man einen Baum pflanzt, und siehe da! alsbald gewann der Stab Knospen und trieb Sprossen und Aeste mit Laub und Blüthen. Zwei von den grünenden Zweigen aber verwelkten und das dürre Laub ward ein Spiel der Winde; der dritte wuchs desto kräftiger und seine Früchte reiften. Da fiel der Geist der Weissagung auf den entzückten Pflüger, er that seinen Mund auf und sprach: Ihr Boten der Fürstin Libussa und des böhmischen Volkes, vernehmt die Worte Primislas, des Sohnes Meatha, des ehrenfesten Ritters, dem, angeweht vom Geiste der Weissagung, sich die Nebel der Zukunft enthüllen. Den Mann, der den Pflug regierte, ruft ihr auf, die Handhaben eures Fürstenthums zu ergreifen, ehe sein Tagwerk vollendet war. Ach daß der Pflug den Acker mit Furchen umzogen hätte bis an den Grenzstein, so wäre Böhmen ein unabhängiges Reich geblieben zu ewigen Zeiten! Nun ihr die Arbeit des Pflügers zu früh gestört habt, werden die Grenzen eures Reiches des Nachbars Theil und Erbe sein, und die ferne Nachkommenschaft wird ihm anhangen in unwandelbarer Einigung. Die drei Zweige des grünenden Stabes verheißen eurer Fürstin drei Söhne; zwei davon werden als unreife Schößlinge zeitig dahin welken; aber der Dritte wird des Thrones Erbe sein und ihm wird die Frucht später Enkel reifen, bis der Adler sich über's Gebirge schwingt und im Lande nistet, doch bald davon fleucht und wiederkehret als in sein Eigenthum. — Wenn dann hervorgeht der Göttersohn, der seines Pflügers Freund ist und ihn entledigt der Sklavenketten, so wirst du dein Schicksal segnen. Denn wenn er den Lindwurm des Aberglaubens unter seine Füße getreten hat, wird er seinen Arm ausstrecken dem wachsenden Mond entgegen, ihn aus den Wolken reißen und selbst als ein wohlthätiges Gestirn die Welt erleuchten.

Die ehrwürdige Gesandtschaft stand in stiller Bewunderung da, sie staunte den prophetischen Mann an wie die stummen Oelgötzen; es war als ob ein Gott aus ihm redete. Er aber wandte sich von den Abgesandten hinweg zu den Genossen seiner mühsamen Arbeit, den beiden weißen Stieren, schirrte sie vom Joch ab, entließ sie ihres Ackerdienstes und gab ihnen die Freiheit, worauf sie lustig auf der grasreichen Flur hin- und hersprangen, aber zusehends abzehrten, wie leichte Nebel in Luft zerflossen, und aus den Augen verschwanden. Hierauf entledigte sich Primislas seiner bäuerischen Holzschuhe und ging an den nahen Bach,

sich zu reinigen, es wurden ihm köstliche Kleider angethan, er umgürtete sich ritterlich mit dem Schwert und ließ sich die goldenen Sporen anlegen; muthig schwang er sich auf das weiße Roß, welches ihn folgsam aufsitzen ließ. Als es nun an dem war, daß er sein bisheriges Eigenthum verlassen wollte, gebot er den Abgesandten, daß sie die abgelegten Holzschuhe ihm nachtragen und wohl verwahren sollten, zum Wahrzeichen, daß einst der Geringste im Volk zur höchsten Würde von den Böhmen sei erhoben worden, und zum Gedächtniß, daß er und seine Nachkommenschaft der erlangten Hoheit sich nicht überheben, sondern, ihres Ursprungs eingedenk, den Bauernstand, aus welchem sie hervorgezogen worden, ehren und schirmen möchten. Daher stammte vordem der alte Brauch, daß den Königen von Böhmen an ihrem Krönungsfeste ein Paar Holzschuhe vorgezeigt wurden, welcher so lange beobachtet wurde, bis Primislas Mannsstamm erloschen war. Der gepflanzte häselne Stab wuchs und trug Früchte, wurzelte weit umher und trieb neue Schößlinge, daß endlich das ganze Ackerfeld in einen Haselwald verwandelt wurde, welches der nächstgelegenen Dorfschaft, die diesen Bezirk mit in die Flur zog, zu gutem Vortheil gedieh; denn die Gemeinde erhielt zum Andenken dieser wunderbaren Pflanzung einen Freiheitsbrief von den böhmischen Königen, daß sie zu keiner Schatzung im Lande jemals mehr steuern sollte, als ein Nösel Haselnüsse, welches herrlichen Vorrechts der Sage nach die späte Nachkommenschaft sich zu erfreuen hat bis auf diesen Tag.

Obgleich das Freudenpferd, welches jetzt den Bräutigam seiner Eigenthümerin stolz entgegentrug, den Winden vorzulaufen schien, so ließ ihm dennoch Primislas zu Zeiten die güldenen Sporen fühlen, um es noch mehr anzutreiben; ihn dünkte der rasche Trab nur ein Schildkrötenschritt zu sein, so heiß war sein Verlangen, die schöne Libussa, deren Gestalt nach sieben Jahren noch so treu und reizend seinen Sinnen vorschwebte, wieder von Angesicht zu schauen, nicht zu leerer Augenweide, wie eine ausgezeichnete Anemone in der bunten Flur eines Blumenpflegers, sondern zum seligen Verein gekrönter Liebe. Er dachte nur an die Myrtenkrone, welche ihm weit schöner, als die Herzogskrone dünkte, und wenn er Hoheit und Liebe gegen einander gewogen hätte, würde das Reich Böhmen ohne Fräulein Libussen weit hinaufgeschnellt sein, wie ein beschnittener Dukaten auf der Goldwaage eines Wechslers.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang, als der neue Fürst triumphirend in Vizegrad eingeführt wurde. Fräulein Libussa befand sich eben im Lustgarten, wo sie ein Körbchen reifer Pflaumen gepflückt hatte, da man ihr die Ankunft ihres zukünftigen Gemahls hinterbrachte. Sie ging ihm züchtiglich mit allen Dirnen des Hofes entgegen, empfing

ihn als einen von den Göttern ihr zugeführten Bräutigam, und beschattete die Wahl ihres Herzens mit einer scheinbaren Ergebung in den Willen der unsichtbaren Mächte. Die Augen des Hofes waren mit großer Neubegierde auf den Ankommenden gerichtet, sie sahen in ihm aber nur den schönen schlanken Mann. In Betracht der äußern Körperform befanden sich mehrere Höflinge, die sich mit ihm in Gedanken maßen und nicht begreifen konnten, warum die Götter die Höflinge verschmäht, und nicht vielmehr aus ihrer Mitte einen rothwangigen Kämpen statt des bräunlichen Pflügers der jungen Fürstin zum Reichsgehülfen auserkoren hätten; besonders war dem Fürsten Wladomir und dem Ritter Mizisla abzumerken, daß sie ihren Ansprüchen und Unwillen nicht entsagten. Darum lag dem Fräulein daran, das Werk der Götter zu rechtfertigen, und kund werden zu lassen, daß Junker Primislas für den Mangel einer glanzreichen Geburt hinreichend durch ausnehmenden Menschenverstand und Scharfsinn sei entschädigt worden. Sie hatte ein herrliches Mahl zubereiten lassen, das dem, womit die gastfreie Dido ehemals den frommen Aeneas bewirthete, nichts nachgab. Nachdem der Willkommen fleißig von Mund zu Mund herumgegangen war, die Geschenke des Freudengebers Heiterkeit und frohe Laune angefacht hatten, und schon ein Theil der Nacht unter Scherz und Kurzweil verschwunden war, brachte sie ein Räthselspiel in Vorschlag; und weil das Errathen verborgener Dinge ohnehin ihre Sache war, löste sie zum Vergnügen aller Anwesenden die Räthsel, die auf die Bahn gebracht wurden.

Da nun die Reihe an sie kam, eins aufzugeben, berief sie den Fürsten Wladomir, den Ritter Mizisla und den Junker Primislas zu sich und sprach: Ihr wackern Gesellen, jetzt schickt euch an, von mir ein Räthsel zu lösen, damit offenbar werde, wer unter euch der Weiseste und Verständigste sei. Ich habe euch allen Dreien eine Spende zugedacht aus diesem Körbchen, von den Pflaumen, die ich gepflückt habe in meinem Garten. Einer unter euch soll die Hälfte davon haben und eine drüber, der andere soll wieder die Hälfte davon haben und eine drüber, der dritte soll nochmals die Hälfte davon haben und drei drüber. So sich nun befindet, daß der Korb ausgeleert ist, so sagt mir an, wie viel Pflaumen jetzt innen sind? Der voreilige Ritter Mizisla maß das Fruchtkörbchen mit den Augen, und nicht den Sinn der Aufgabe mit dem Verstande, und sprach: Was sich mit dem Säbel lösen läßt, das unterfange ich mich wohl zu lösen; aber deine Räthsel, holdselige Fürstin, sind mir fast zu spitzig eingefädelt. Dennoch will ich nach deinem Begehr auf gut Glück einen Wurf in's Blaue wagen: ich vermeine, daß ein Schock Pflaumen wohlgezählt in dem Korbe beisammen liegen. Du hast einen Fehlwurf ge-

than, lieber Ritter, antwortete Fräulein Libussa. Es müßten ihrer noch einmal so viel, ein halbmal und ein Drittel so viel sein, als das Körbchen in sich faßt, und über das noch fünf hinzugezählt werden, so wären ihrer gerade so viel über's Schock, als jetzt daran fehlen. Fürst Wladomir kalkulirte lange und mühsam, und brachte endlich das Facit der berüchtigten Zahl fünf und vierzig heraus. Das Fräulein sprach abermals: Wenn ihrer ein Drittel, ein halbmal und ein Sechstel so viel wären, als ihrer sind, so würden gerade so viel über fünf und vierzig in meinem Körbchen liegen, als jetzt daran fehlen.

Ob nun wohl der gemeinste Rechenmeister, der seiner Kunst nur einigermaßen kundig gewesen wäre, die Aufgabe ohne Mühe würde entziffert haben: so ist für einen schlechten Rechner die Gabe der höheren Einsicht doch unumgänglich erforderlich, wenn er sich mit Ehren aus der Sache ziehen und nicht mit Schimpf bestehen will. Da nun dem weisen Primislas solche zum Glück verliehen war, so kostete es ihm weder Kunst noch Anstrengung, den Aufschluß des Räthsels zu finden. Vertraute Gespielin der himmlischen Mächte, sprach er, wer deinen hochschwebenden Göttersinn auszuspähen unternimmt, der wagt es, dem Adler nachzufliegen, wenn er sich in den Wolken verbirgt. Dennoch will ich deinem verborgenen Schwunge folgen, so weit das Auge trägt, welchem von dir Lichtblick verliehen ist. Ich urtheile, daß du der Pflaumen dreißig an der Zahl in deinem Körbchen verborgen hast, nicht eine mehr und keine weniger. Das Fräulein blickte ihn freundlich an und sprach: Du spürst den glimmenden Funken auf, der tief in der Asche verborgen ist, dir dämmert das Licht aus Finsterniß und Nebel hervor: du hast mein Räthsel errathen. Darauf that sie ihr Körbchen auf und zählte dem Fürsten Wladomir fünfzehn Pflaumen in den Hut, nebst einer drüber, und es blieben ihr noch vierzehn, davon gab sie dem Ritter Mizisla sieben und noch eine, und es lagen noch sechs in dem Fruchtkörbchen; die Halbschied davon theilte sie dem weisen Primislas zu, hernach auch die drei übrigen, und der Korb war ledig. Der ganze Hof verwunderte sich höchlich über die arithmetische Weisheit der schönen Libussa und über den Scharfsinn ihres klugen Sponsen. Niemand konnte begreifen, wie der menschliche Witz auf der einen Seite eine gemeine Zahl so räthselhaft in Worte verschränken, und auf der andern mit solcher Zuverlässigkeit solche aus dieser kunstreichen Verborgenheit herauszuklauben vermöge. Den ledigen Korb verlieh das Fräulein den beiden Rittern, die ihrer Liebe nicht theilhaft werden konnten, zum Andenken der erloschenen Liebschaft. Daher kommt die Gewohnheit, daß man von einem zurückgewiesenen Freier sagt, er habe von seinem Liebchen einen Korb bekommen, bis auf den heutigen Tag.

Nachdem Alles zur Huldigung und der Hochzeit in Bereitschaft war, wurden beide Feierlichkeiten mit großem Pomp vollzogen. Das böhmische Volk hatte nun einen Herzog und die schöne Libussa einen Gemahl, beide nach dem Wunsch ihres Herzens. Wenn indessen ja ein Theil von beiden der betrogene gewesen wäre, so war es wenigstens nicht die kluge Libussa, sondern das Volk. Das Reich Böhmen hatte dem Namen nach einen Herzog, aber die Regierung fand sich nach wie vor in der weiblichen Hand. Primislas war ein rechtes Muster eines folgsamen unterwürfigen Ehegemahls, der seiner Herzogin weder das Hausregiment, noch die Landesregierung streitig machte. Seine Gesinnungen und Wünsche stimmten so vollkommen mit den ihrigen überein, wie zwei gestimmte Saiten, wovon die unberührte den Ton freiwillig nachhallt, den die laut ertönende anspricht.

Libussa aber war nicht stolz und eitel und herrschsüchtig, sondern liebte ihren Gemahl, wie es einer keuschen und guten Ehefrau geziemt. Das glückliche Paar lebte im Genuß unwandelbarer Liebe nach der Sitte damaliger Zeit. Herzog Primislas wurde bald einer der streitbarsten Ritter seiner Zeit, und der böhmische Hof der glänzendste in Deutschland. Es zogen sich unvermerkt viel Ritter und Edle, auch eine große Volksmenge aus allen Gegenden des Reichs herbei, daß die Residenz für die Einwohner zu enge wurde, darum beschied Libussa ihre Amtleute zu sich und befahl ihnen, eine Stadt zu bauen an dem Orte, wo sie den Mann finden würden, der in der Mittagsstunde den weisesten Gebrauch von den Zähnen zu machen wisse. Sie zogen aus und fanden zu der bestimmten Zeit einen Mann, welcher sich angelegen sein ließ, einen Block entzwei zu sägen. Sie urtheilten, daß dieser geschäftige Mann von den Zähnen der Säge in der Mittagsstunde einen ungleich bessern Gebrauch mache, als der Schmarotzer von den Zähnen des Gebisses an der Tafel der Großen, und zweifelten nicht, daß sie den Platz gefunden hätten, den ihnen die Fürstin zur Anlage der neuen Stadt angewiesen hatte. Daher umzogen sie den Raum des Feldes mit der Pflugschaar, den Umfang der Stadtmauer zu bezeichnen. Auf Befragen, was der Arbeitsmann aus dem zerschnittenen Werkstück zurichten wollte, antwortete er: Prah, welches in der böhmischen Sprache eine Thürschwelle bedeutet. Darum nannte Libussa die neue Stadt Praha, das ist Prag, die wohlbekannte Königsstadt an der Moldau in Böhmen. In der Folge ging die Weissagung des Primislas in Absicht seiner Nachkommenschaft in pünktliche Erfüllung. Seine Gemahlin wurde Mutter von drei Prinzen, davon zwei in der Jugend starben, der dritte aber wuchs heran, und aus ihm sproßte ein glänzendes Königsgeschlecht, das auf dem böhmischen Thron Jahrhunderte blühte. —

Der Schatzgräber.

Am Dienstage nach Bartholomäi des Jahres, als Kaiser Wenzel der Prager Haft entfloh, hielt nach altem Herkommen die Schäfergilde zu Rotenburg in Franken, so viel Theilhaber drei Meilen Weges im Umkreis um diese Reichsstadt weideten, den jährlichen Umgang, und nachdem sie in der St. Wolfgangskirche vor dem Klingelthor Messe gehört, zogen sie in's Wirthshaus zum güldenen Lamm, lebten den ganzen Tag in Saus und Schmaus, flöteten und schalmeieten, und hielten ihren Schäfertanz auf offnem Markte bis zu Sonnenuntergang. Das junge Volk verlief sich dann wieder aus der Stadt, die alten wohlhabenden Hirten aber saßen beim Zechgelage beisammen um die Weinkanne bis tief in die Nacht, und wenn der Wein das Band der Zunge gelöset hatte, wurden sie laut und koseten von mancherlei Dingen. Einige machten Wetterbeobachtungen, Andere erzählten die Abenteuer ihrer Jugend, wie sie unter dem Beistande des getreuen Phylax den Wolf von der Heerde abgewehrt, und seinen Schreckensbruder, den grimmigen Wehrwolf, durch den kräftigen Andreassegen weggescheucht hatten, oder wie sie in den Wüsten und Wäldern von Hexen und Gespenstern zur Nachtzeit gefoppt und geängstigt worden waren; und was sie sonst für Wunderdinge gehört, gesehen und erfahren hatten. Diese Erzählungen waren theils so grausig, daß den städtischen Zuhörern davon die Haut schauerte und die Haare zu Berge stiegen; denn eine löbliche gemeine Bürgerschaft nahm an dem ländlichen Schäferfeste in den Stunden des Feierabends vergnügten Antheil. Viele Zünftler und Handwerker begaben sich in die Trinkstube des Wirthshauses zum goldenen Lamm, zahlten einen Schoppen Wein, hörten diesen Schnack mit an, und gaben ihr Wort auch mit dazu.

Am besagten Abend war der silberbehaarte Martin, ein munterer Greis von achtzig Jahren, über alle Maßen heiter und gesprächig. Er ließ sich, da es schon anfing in der Trinkstube an Gästen lichter zu werden, noch einen Becher Firnewein zum Schlaftrunk zapfen. Es that ihm wohl, daß das Gerausch um ihn her sich verminderte und daß er nun auch zu Worte kommen konnte. Kameraden, hob er an, ihr habt viel von euren Abenteuern gekoset, die zum Theil wunderseltsam genug klingen, doch will ich mich bedünken, der Wein habe zuweilen mit eingeschwatzt; ich weiß auch eins, das mir in meiner Jugend begegnet ist, und das euch,

ob ich gleich nur die reine Wahrheit dabei einschenkte, wunderbarer vorkommen würde, als alle die eurigen; aber 's ist schon zu weit in der Nacht, ich kann's nimmer enden. Alles schwieg, da der ehrwürdige Graukopf den Mund aufthat; es herrschte solche Stille in der Trinkstube, als wenn der Bischof von Bamberg stille Messe läse, und da der Greis schwieg, wurde Alles laut um ihn her und seine Nachbarn und Gefreundten riefen einmüthig: Vater Martin, laß uns dein Abenteuer hören! Warum hältst du damit hinterm Berge? Gib's uns zum Feierabend. Selbst einige Bürger aus der Stadt, die eben im Begriff waren, heimzugehen, hingen Mantel und Hut wieder an den Haken, und ermahnten ihn, zum Valet seine Wundergeschichte mitzutheilen. Altvater Martin konnte dieser dringenden Aufforderung nicht widerstehen, und redete also:

Anfangs ging's mir kümmerlich in der Welt. Als ein verlassener elternloser Knabe mußte ich mein Brod vor den Thüren suchen, hatte keine Heimath, war aller Orten zu Haus, und zog mit meinem Ranzen von Dorf zu Dorf im Lande herum. Als ich heranwuchs, stark und bengelhaft wurde, verdung ich mich als Bube bei einem Schäfer auf dem Harz, und diente ihm bis in's dritte Jahr bei den Schafen. Zu Anfang des Herbstes desselben Jahres fehlten eines Abends beim Heimtreiben zehn Stück von der Heerde, da schickte mich der Großknecht aus, sie im Walde zu suchen. Der Hund gerieth auf eine falsche Spur, ich irrte im Gebüsch umher, die Nacht brach ein, und weil ich der Gegend unkundig war und mich nicht wieder heimfinden konnte, beschloß ich unter einem Baum zu übernachten. In der Mitternachtsstunde wurde der Hund unruhig, fing an zu heulen, zog den Schwanz ein, und drückte sich dicht an mich; da merkte ich, daß es hier nicht geheuer sei, ich schaute umher und sah beim hellen Mondenschein, daß eine Gestalt mir gegenüber stand, als ein Mann mit zottigen Haaren am ganzen Leibe; er hatte einen langen Bart, der ihm bis über die Brust reichte, um das Haupt trug er einen Kranz, um die Lenden einen Schurz von Eichenlaub, und hielt einen ausgewurzelten Tannenbaum in der rechten Hand. Ich zitterte wie ein Espenlaub, daß mir vor Entsetzen die Seele bebte. Das gespenstische Ungethüm winkte mir mit der Hand, ihm zu folgen, aber ich rührte mich nicht von der Stelle; drauf vernahm ich eine heisere grölzende Stimme, die sprach: Feigherz, fasse Muth, ich bin der Schatzhüter des Harzes. Gehe mit mir; so du willst, sollst du einen Schatz heben. Ob mir die Angst gleich kalten Todesschweiß austrieb, so ermannte ich mich doch endlich; schlug ein Kreuz vor mich und sprach: Hebe dich weg von mir, Satan, ich bedarf deines Schatzes nicht! Da grinsete mir der Geist in's Gesicht, stach mir den Gecken auf und rief: Tropf, du verschmähest dein Glück! Nun so

bleib ein Lump all dein Lebtag! Er wendete sich von mir, als wollte er fürder gehen; doch kam er bald wieder zurück und sprach: Besinn dich, besinn dich, Schelmendeckel, ich füll' dir dein Ränzel, ich füll' dir den Säckel. Es stehet geschrieben, antwortete ich, laß dich nicht gelüsten, weiche von mir, du Ungethüm, mit dir habe ich nichts zu schaffen.

Da der Geist sah, daß ich ihm kein Gehör gab, ließ er ab in mich zu dringen, und sprach nur so viel: Du wirst's bereuen! sah mich dabei trübselig an, und nachdem er sich eine Zeit lang bedacht hatte, fuhr er fort: Merke, was ich dir sage, und nimm's wohl zu Herzen, ob dir's einmal frommen mögte, wenn du zu Verstande kommst. Es liegt ein ungeheurer Schatz an Gold und Edelsteinen tief unter der Erde im Brocken verwahrt, der im Zwielichten versetzt ist, und darum sowohl am hellen Tage als zur Mitternacht gehoben werden kann. Ich hüte sein seit siebenhundert Jahren; aber von heute an wird er wieder gemeines Gut, daß ihn nehmen kann, wer ihn findet, meine Zeit ist um. Darum gedachte ich ihn in deine Hände zu geben, denn ich gewann dich lieb, da du auf dem Brocken weidetest. Darauf gab mir der Geist Kundschaft von dem Orte, wo der Schatz zu finden sei, und von der Weise, wie ich dazu gelangen sollte; 's ist mir noch, als wenn's heute geschähe, sogar erinnere ich mich aller seiner Worte. Gehe nach dem Andreasberg, sprach er, und frage nach dem schwarzen Königsthale, jetziger Zeit das kleine Morgenbrodsthal genannt. Wenn du an ein Bächlein gelangst, die Duder, Oder, auch Eder benannt, so folge demselben dem Strom entgegen, bis an die steinerne Brücke, an einer Sägemühle gelegen. Gehe nicht über die Brücke, sondern halte dich rechter Hand längs dem Bächlein hinauf, bis dir eine hohe Steinklippe entgegensteht. Einen Bogenschuß davon wirst du wahrnehmen eine eingefallene Grube, wie ein Grab, wo man einen Todten hineingeleget. Wenn du das Grab hast, so räume es getrost auf; ob du saure Arbeit daran thust, wirst du doch vermerken, daß die Erde mit Fleiß darein verschüttet sei. Hast du nun feste Steine auf beiden Seiten, so fahre mit der Arbeit fort, bald wirst du eine viereckige Steinplatte eingemauert finden, eine Elle hoch und eine breit, diese zwänge aus der Mauer, so bist du im Eingang des Schatzbehälters. In diese Oeffnung mußt du auf dem Bauche hineinkriechen, mit dem Grubenlicht im Munde, die Hände frei, daß du nicht mit der Nase an einen Stein stößest, es fällt darinne sehr Thal ein, und hat scharfes Gestein. Wenn dir schon die Kniescheiben etwas bluten, so acht' es nicht, denn du bist auf gutem Wege. Raste nicht, bis du eine breite steinerne Treppe erreichest, von welcher du auf zwei und siebenzig Stufen gemächlich in die Tiefe hinabsteigest in eine geräumige Halle mit drei Thüren von innen, zwei davon

stehen offen, die dritte ist fest verwahrt mit eisernem Schloß und Riegel. Gehe nicht ein durch die zur Rechten, daß du nicht verunruhigest die Gebeine des ehemaligen Schatzherrn. Gehe auch nicht ein durch die zur Linken, es ist die Unkenkammer, wo Ottern und Schlangen innen hausen, sondern öffne die verschlossene Thür mittelst der wohlbekannten Springwurzel, welche bei dir zu tragen du nicht vergessen darfst, sonst ist all' dein Thun verloren, und du endest nichts mit Werkzeug und Brecheisen. Wie du sie erlangen mögest, darum frage einen erfahrenen Waidmann; es ist eine gemeine Jägerkunst, und die Wurzel ist nicht schwer zu überkommen. Sei unverzagt, ob die Thür gleich mit großem Krachen und Geprassel auffährt, wie der Knall einer Donnerbüchse; es geschieht dir kein Leid, die Kraft kommt aus der Springwurzel. Bedecke nur dein Grubenlicht, daß es nicht verlösche, so wirst du vermeinen zu erblinden vor dem herrlichen Glanz und Schimmer des Goldes und der Edelsteine an den Wänden und Pfeilern des innern Gewölbes; aber hüte dich, deine Hand danach auszustrecken, es wäre, als ob du einen Kirchenraub begingest. In der Mitte des Kellers steht eine kupferne Truhe, gleich einem hohen Altar in der Kirche, darinnen findest du Gold und Silbers genug, und magst daraus nehmen, so viel dein Herz begehrt. Wenn du so viel hast, als du tragen kannst, so hast du genug auf deine Lebenszeit; auch magst du drei Mal wiederkommen, nur zum vierten Mal wäre dein Beginnen umsonst, auch würdest du ob deiner Gierigkeit hart bestraft werden, auf der steinernen Stiege ausgleiten und ein Bein brechen. Versäume nicht, jedesmal den Schurf wieder zuzuwerfen, wodurch du den Eingang in die Schatzkammer des Königs Bruktorix dir eröffnet hast.

Als der Geist das gesagt hatte, spitzte der Hund die Ohren und fing an zu bellen, ich vernahm das Klatschen von Fuhrmannspeitschen und das Rasseln der Räder in der Ferne, und da ich mich umsah, war das Gespenst verschwunden. Hiermit endigte der graubärtige Geisterseher sein Abenteuer, das auf die Zuhörer ganz verschiedenen Eindruck machte. Einige hatten ihren Spott damit und sprachen: Alter Vater, das hat dir geträumet! Andere gaben der Sache guten Glauben; noch Andere waren Eiertreter, nahmen eine weise Miene an und gingen mit der Sprache nicht heraus. Der Wirth zum goldenen Lamme war ein großer Schlaukopf; sein unvorgreifliches Ermessen der Sache ging dahin, aus dem Erfolg lasse sich der Streit am besten und sichersten entscheiden; Alles käme darauf an, ob der Altvater die unterirdische Wallfahrt begonnen habe, und mit vollem Seckel wieder zu Tage ausgefahren sei oder nicht. Er schenkte ihm einen Becher aus der frischen Flasche ein, um seine gesprächige Laune zu unterhalten, und frug traulich: Vater Martin, sag' an, bist du

im Berge gewesen und hast du gefunden, was dir der Geist verheißen hat, oder ist er an dir zum Lügner worden? Mit nichten, antwortete der ehrliche Weißbart, ich kann den Geist nicht Lügen strafen, denn ich habe nie einen Schritt darum gethan, das Grab zu suchen oder es aufzuschürfen. Und warum nicht? Um zweierlei Ursachen willen, einmal darum, weil mir mein Hals zu lieb war, als daß ich ihn dem Teufelsspuk hätte Preis geben sollen, und hernach darum, weil mich kein Mensch jemals hat berichten können, wie die Springwurzel zu erlangen stehe, wo sie wachse, und auf welchen Tag und zu welcher Stunde sie müsse gegraben werden, ob ich gleich manchen wackern Waidmann darum befragt habe. Der Wirth zum goldenen Lamme war mit seiner Untersuchung schon zu Ende, ohne daß ihm ein Licht im Verstande dadurch angezündet wurde. Dagegen erhob Nachbar Blas, ein bejahreer Hirte, seine Stimme und sprach: Kammer und Schade, Vater Martin, daß deine Heimlichkeit mit dir veraltet ist. Hättest du vor vierzig Jahren ausgebeichtet, die Springwurzel sollte dir traun nicht gefehlt haben. Ob du schon den Brocken nimmer besteigen wirst, so will ich doch Kurzweil halber dir anzeigen, wie sie zu erlangen ist.

Am leichtesten geht das von Statten durch Hülfe eines Schwarzspechts. Merke: Im Frühling, wo er in einem hohlen Baume nistet, wenn nun die Brutzeit vorbei ist und er ausfleugt, Nahrung zu suchen, so treibe einen harten Quast in die Oeffnung des Einflugs. Stelle dich hinter den Baum auf die Lauer, bis der Vogel zurückkommt zur Futterzeit. So er wahrnimmt, daß das Nest wohl verspündet sei, wird er mit ängstlichem Geschrei um den Baum schwirren und seinen Flug plötzlich gegen Sonnenuntergang nehmen. Wenn das geschieht, so sei bedacht, einen rothen scharlachnen Mantel aufzutreiben, oder in dessen Ermangelung gehe zum Krämer und kaufe von ihm vier Ellen rothes Tuch, verbirg's unter dein Kleid und harre beim Baume einen, auch wohl zwei Tage lang, bis der Specht wieder zu Neste fleugt mit der Springwurzel im Schnabel. Sobald er damit den Pfropf berührt, wird dieser aus dem Astloch mit großer Gewalt wie ein Kork aus einer gährenden Flasche fahren. Dann sei behend und breite den rothen Mantel oder das Tuch unter den Baum, so meint der Specht, es sei Feuer, erschrickt davor und läßt die Wurzel fallen. Einige zünden auch unter dem Baume wirklich ein zartes Feuerlein an, das nicht viel raucht, und streuen die Blüthe von dem Kraut Spikenardi darauf. Aber es ist damit ein mißlich Thun, wenn die Flamme nicht rasch genug auflodert, entfleugt der Specht und trägt die Wurzel mit sich davon. Hast du sie nun in deiner Gewalt, so unterlaß nicht, jeden Tag ein Stücklein Kreuzdornholz dabei zu binden;

denn wofern du die Wurzel frei aus der Hand legen wolltest, wäre sie ohne Genuß verloren. — Es wurde noch mancherlei hin und her geredet, und es war bereits hoch Mitternacht, ehe die Zechgäste aus einander schieden. —

Von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, hatte neben Hund und Katze hinter dem Ofen in des Wirths ledernem Polsterstuhle ein Zechgast Posto gefaßt, der den ganzen Abend ein so tiefes Stillschweigen beobachtete, als wenn er sich vorbereitete, in einem Karthäuserkloster Mönch zu werden. Er war ganz in sich gekehrt und in tiefem Nachdenken begriffen, wozu er durch mehr als eine Ursache Veranlassung fand. Weiland eines weisen Magistrats und gemeiner Stadt Garkoch und Weinmeister, nachher Brunnenmeister und endlich Lungerer und Hungerer, war Meister Peter Bloch seit dem letzten Jahrzehend die große Leiter von Glück und Ehre Sprosse für Sprosse immer abwärts gestiegen, welches der merkliche Abfall vom Weinmeister zum Brunnenmeister allgenugsam zu erkennen gibt, der dem Abstand vom Kaiser zum Küster wohl wenig nimmt. Er war in seinem vormaligen Wohlstand ein fröhlicher Mann, recht wie zum Scherztreiber geboren, der auf Ehrenmahlen, die ihm verdungen wurden, Geist und Magen der Gäste in gleichem Maße wohl zu nähren und zu vergnügen wußte. In der Kochkunst that es ihm nicht leicht ein Anderer zuvor. Er verstand einen Auerhahn herrlich zuzurichten, auch hohe Gallerte von Fischen zu bereiten, desgleichen köstliche Synandtfladen, Quittentorten, Kuchen mit Oblaten, und allen Schweinsköpfen übergüldete er die Ohren. Er hatte sich frühzeitig nach einer Gehülfin umgethan, aber unglücklicher Weise war seine Wahl auf eine Dirne gefallen, die ihrer bösen Zunge halber, womit sie wie eine Natter stach, in der ganzen Stadt verschrieen war. Wer ihr in den Wurf kam, Freund oder Feind, das kümmerte sie nicht, dem wußte sie in einem Athem neunerlei Schande nachzusagen. Vollbrechts Ilse war durchgängig verhaßt, und die jungen Gesellen gingen ihr meilenweit aus dem Wege, denn sie wußte auf jeden einen Ekelnamen. Daher wurde sie überreif wie eine Hanbutte, die um der Stachel willen am Stocke sitzen bleibt. Endlich ließ sich Meister Peter, dem ihre Anstelligkeit und Häuslichkeit vorgelobt wurden, dennoch bereden, um sie zu werben. Da ging ein Knittelreim in der Stadt herum, der lautete also:

Vollbrechts Ilse,
Niemand will se,
Die böse Hülse;
Da kam der Koch
Peter Bloch,
Und nahm sie doch.

Das traute Paar war kaum vom Altar zurück, so führte schon die Zwietracht den Hochzeitreihen an. Der Stadt Weinmeister hatte sich in der Fröhlichkeit seines Herzens an seinem Ehrentage vom Wein übermeistern lassen, welcher Zufall ihm auch wohl an einem gemeinen Werkeltage begegnete, und taumelte der Braut in die Arme. Darüber gab's schon einen harten Strauß, und der Ehekalender prophezeihete den Brautleuten stürmische und unfreundliche Witterung, schwere Donnerwetter mit Schloßen und Platzregen, wenig Sonnenschein und viel kalte Nächte.

Diese Voraussagung traf auch richtig zu. Dennoch schenkte dem Paar der Himmel eine reichliche Anzahl von Kindern, welche aber alle so hinfällig waren, daß sie, wenn sie kaum die vier Wände beschrieen hatten, an heftigen Zuckungen dahin starben, gleichwie die jungen Zicklein im kalten Winter. Die Zornwuth des zänkischen Weibes vergiftete die nahrhaften Säfte der balsamischen Muttermilch und verwandelte sie in ätzenden Schierlingssaft, welchen der zarte Säugling aus der Quelle des Lebens trank.

Obgleich Meister Peter keine großen Güter zu vererben hatte, so war's ihm doch ungemüthlich, kinderlos zu bleiben, er beklagte sich oft gegen seine Nachbarn über diesen Unstern, und wenn er ein Kind begraben ließ, sprach er: 's hat wieder in die Kirschblüthen geblitzt, daß keine Frucht davon zur Reife kommt. Da eröffnete ihm eine kluge Frau die Ursache seiner häuslichen Leiden, und als ihm ein Sohn geboren ward, legte er ihn einer gesunden Amme an die Brust. Der Knabe wuchs und ward stark, und der Vater hatte große Lust und Freude an ihm. Er nahm den trauten Görgel ganz allein unter seine Zucht und Aufsicht, und nachdem er groß genug geworden war, führte er ihn in die Küche anstatt in die Schule ein, versagte ihm keinen Leckerbissen und zog einen kleinen Fresser aus ihm. Zur Mittagszeit, wenn den Gästen angerichtet wurde, stand er auf der Lauer, gabelte in die Schüssel nach einem Leberlein oder deutete auf einen Hahnenkamm, und der tätschelnde Vater reichte ihm alsbald in ein wenig Salz getaucht die verlangte Schleckerei. Wenn er aber bei der Mutter so ein feines Stücklein versuchen wollte, ging's ihm nicht ungenossen aus, sie schalt und kiff ob dieser Unart, und schlug den kleinen Lecker mit dem Kochlöffel wohl gar auf die Finger. Da weinte das liebe Kind, daß es das väterliche Herz erbarmte und dem Meister Koch die Butter in's Feuer entfiel. Er sprach sodann gutmüthig bittend zu der stürmischen Hausehre in seiner fränkischen Mundart: Weibelä, gib doch dem Bübelä ä Schlägelä von dem Hennelä. So trieb's der gute Vater mit seiner Zucht bis in's siebente Jahr; da war der traute Görgel zu Tode gefuttert. Es blieb ihm von allen seinen Kindern keines übrig,



Geißler gez

als nur eine einzige Tochter von so fester Masse, daß weder die Bilsenessenz der Muttermilch, noch die Mast der Vaterliebe sie vergiften konnte; sie wurde unter der mütterlichen Strenge und des Vaters Nachsicht groß und schön.

Unterdessen hatten sich die Glücksumstände der Familie merklich geändert. Meister Peter war in der Jugend in der Rechenschule versäumet. Es kostete ihm zu viel Anstrengung, Ausgabe und Einnahme in seiner Oekonomie gegen einander abzuwägen; hatte er Geld, so versorgte er Küche und Keller reichlich, gab den Schmarotzern, die seine Speisekunden waren, Kredit, so viel sie begehrten, hielt die lustigen Brüder, die gute Schwänke zu erzählen wußten, zechfrei und füllte allen Hungerleidern, die sich an ihn wandten und sein Mitleid rege zu machen wußten, den Magen. War seine Kasse erschöpft, so borgte er vom Wucherer gegen hohe Zinsen, und weil er die Vorwürfe des zänkischen Weibes fürchtete, gab er gegen die strenge Domina vor, es wären eingegangene Schulden. Sein Grundsatz, der sich mit seiner Gemächlichkeit gar wohl vertrug, war der: Am Ende wird sich wohl Alles finden. Und es fand sich auch wirklich am Ende, daß Meister Peter in Konkurs verfiel und sich nothgedrungen fand, zur allgemeinen Bedauerung aller Gutschmecker und seinen Züngler seiner Vaterstadt das Küchen- und Kellerschild einzuziehen. Weil er sich aber mit seinen Küchentalenten viel Tischfreunde erworben hatte, versah ihn ein wohlweiser Magistrat aus Mitleiden mit dem dürftigen Amte eines Brunnenmeisters; denn die Herren fürchteten eine üble Nachrede, wenn's hieße, in der Reichsstadt Rotenburg sei der Garkoch verhungert. Allein auch bei diesem kleinen Amte hatte der Arme weder Glück noch Stern. Es entstand ein Gerücht, die Judenschaft habe die Brunnen vergiftet; darauf wurden in einem wüthigen Auflauf die Juden zum Theil erschlagen, zum Theil aus der Stadt gejagt und ihr Hab und Gut geplündert. Darauf war's mit dem Gerede von dem losen Gesindel in der Stadt eigentlich abgesehen; aber Meister Peter verlor unverschuldeter Weise dabei sein Brunnenamt, unter der Anschuldigung, er habe nicht sorgfältig genug auf die Wasserbehälter Acht gegeben. Jetzt wußte er weder Rath noch Hülfe, graben mochte er nicht, so schämte er sich zu betteln. In jenen Zeiten, wo sich die stattliche Hausfrau nicht scheuete, eigenhändig den schwarzen Topf an's Feuer zu rücken und ihre Küche zu besorgen, war bei den Herrschaften um einen Koch eben keine Nachfrage. In diesem trübseligen Zustande mußte er von des beißigen Weibes Gnade leben, die sich von einem kleinen Mehlhandel dürftig nährte. Für die Kost leistete er ihr die Dienste eines Esels, welches Hausthier bei dem neuen Wirthschaftsgewerbe ohne diesen Stell-

vertreter ihr unentbehrlich gewesen wäre. Sie belud die ungewohnte Schulter des trägen Ehegespons mit manchem schweren Sack Getreide, den er keuchend in die Mühle trug, maß ihm dafür kärglich sein Futter zu, und, wenn er sein Tagewerk nicht förderte, schlug ihn der Satansengel wohl gar mit Fäusten.

Das jammerte die weich geschaffene Seele der tugendsamen Tochter über alle Maßen, und kostete ihr manche stille Thräne. Sie war der Augapfel des Vaters, er hatte sie von Jugend auf nach seiner Weise gegängelt, sie erwiederte auch die väterliche Liebe mit kindlicher Zuthätigkeit, und das tröstete den guten Vater für alles häusliche Ungemach. Die liebenswürdige Lucine hatte die Nadel zum Nahrungszweig gewählt, ihren Unterhalt damit zu gewinnen, und sie hatte in der Näherei und besonders in der Bildnerei mit der Nadel große Kunstfertigkeit erlangt; was ihre Augen sahen, das konnten ihre Hände. Sie stickte Meßgewänder, Altartücher und köstliche buntfarbige Tischteppiche, die damals im Gebrauch waren, und hatte die biblischen Historien des alten Testaments von Erschaffung der Welt an bis auf die keusche Susanna von Wolle und Seide hineingewebt. Ob sie den Gewinn ihrer Arbeit gleich der strengen Mutter genau berechnen mußte, und solchen auch gern und willig zu den gemeinsamen häuslichen Bedürfnissen beitrug, so wußte sie doch zuweilen diese um einen Dreibätzner zu berücken, den sie bei Seite legte und dem guten Vater heimlich zusteckte, daß er in ein Weinhaus schleichen und sich gütlich davon thun konnte. Zu dem bevorstehenden Schäferfest hatte sie eine doppelte Zehrung aufgespart, welche sie dem durstigen Vater mit heimlicher Freude verstohlen in die Hand drückte, nachdem er zur Abendzeit aus der Mühle zurückkam, und eben einen vollen Mehlsack abgeschultert hatte. Er machte dem lieben Mädchen dafür das freundlichste Gesicht, das ihm zu Gebote stand, wenn er unter den Lasten schier erlag, die ihm sein Hausdrache von Weibe aufbürdete, wie er hinter ihrem Rücken die knurrige Ehehälfte aus gerechtem Eifer zu nennen pflegte. Die Gutmüthigkeit der liebevollen Lucine griff ihm dießmal in die Seele, und er wurde dadurch so gerührt, daß ihm die Augen wässerten, denn er trug einen Plan mit sich herum, der diesen Abend zur Reife gedeihen sollte, womit er von Seiten der frommen Tochter eben kein Trinkgeld zu verdienen glaubte. In ernstes Nachdenken vertieft wandelte er die Straße hinab in's Wirthshaus zum güldenen Lamme, drängte sich durch das Getümmel der Zechgäste, forderte einen Schoppen Wein und pflanzte sich damit, ohne an der Gesellschaft Theil zu nehmen, hinter den Ofen auf des Wirths ledernen Polsterstuhl, der ungeachtet aller Bequemlichkeit wegen seines ungeselligen Standorts unbesetzt war. Hier überließ er sich seinen Gedanken, und dachte über

einen Vorschlag nach, der ihm hinsichtlich seiner schönen und guten Tochter gemacht worden war.

Ein junger Maler, der freilich nicht sehr viel von seiner Kunst verstand, hatte sich in Rotenburg besetzt, um daselbst durch seine Pinselei sein tägliches Brod zu verdienen. Er sah die schöne Lucine, und sie gefiel ihm so wohl, daß er ihren Vater anging, er mögte sie ihm zur Frau geben.

Peter Bloch wäre gar nicht abgeneigt gewesen, diese Bitte zu erfüllen. Aber er war arm und der Maler auch nicht reich, und da mußte die Angelegenheit doch reiflich überlegt werden. Zuletzt gab er ihm einen abschlägigen Bescheid, meinte aber in seinen Gedanken, daß es doch wohl an der Zeit sei, für einen annehmlichen Eidam seines Töchterleins Sorge zu tragen.

Während er nun hinter dem Ofen saß, und über diese Sache nachgrübelte, hörte er den Altvater Martin sein Abenteuer erzählen. Es fehlte ihm nicht ein Wort daran, und je weiter Vater Martin in der Erzählung fortrückte, desto wichtiger wurde sie dem stillen Horcher. Bisher hatte die Neugierde nur seine Aufmerksamkeit gespannt, als aber Nachbar Blas mit der Art und Weise herausrückte, dem Schwarzspecht die Springwurzel, das unumgängliche Erforderniß der Schatzgräberei, abzulocken, glühete auf einmal seine ganze Phantasie. Er stand schon mit Leib und Seele in der Einbildung vor der kupfernen Truhe im Brocken und seckelte Goldstücke ein. Der Schatz im Harzwalde und der Weindunst hatten ihn so begeistert, daß er den raschen Entschluß faßte, sein Heil auf dem Brocken zu versuchen.

Die Wurzel alles Uebels, Geldgeiz und Habsucht, waren eigentlich seine Fehler nicht; so lange sein Wohlstand dauerte, ging ihm das Geld gar glatt durch die Hand; desto unbehaglicher war es ihm nachher, Dürftigkeit mit Gleichmuth zu ertragen. Wenn er sich also goldne Berge wünschte und träumte, so geschah es blos darum, das von seiner Hausehre ihm aufgebürdete Eselsamt los zu werden, keine Säcke mehr in die Mühle zu tragen, und das liebe Mädchen, seine Tochter, mit einer reichen Mitgift auszusteuern. Ehe er sich von des Wirths oft belobtem Polsterstuhle erhob, war der Reiseplan nach dem Harze bis auf eine Kleinigkeit, die Zehrung betreffend, ausgedacht, und der nächste Sonntag zu dessen Ausführung anberaumt.

Meister Peter ging so leichten frohen Muthes nach Hause, als wenn er im güldenen Lamme das güldene Vließ erobert hätte. Auf dem Heimwege aber störte der leidige Einfall, daß er noch nicht im Besitze der magischen Springwurzel sei, schon diese Glückseligkeit, und da er sich zugleich

besann, daß auf Egidi der Specht nicht zu Neste trage, so war's auf einmal wieder so finster in seiner Seele, als wenn in einem Hochzeitshause die Lichter ausgethan werden und der Schmaus zu Ende ist. Er schlich sich ganz trübsinnig in seine Kammer, und warf sich auf die harte Strohmatte, konnte aber weder ruhen uoch rasten. Da war's, als wenn ihm eine innere Stimme das Sprüchlein zuflüsterte, aufgeschoben sei darum nicht aufgehoben. Flugs schlug er ein Licht an, spitzte eine Feder und brachte die ganze Geschichte vom Schatze vom Anfang bis zu Ende treulich zu Papiere, damit ihm kein Titel davon aus dem Gedächtniß entschwinden mögte. Und da es ihm so fein aus der Feder floß und Alles dastand, als ob er's vor Augen hätte, tauchte er die spröde Rinde seines Kummers wieder in den Honigtopf süßer Hoffnung ein, und tröstete sich damit, wenn er gleich noch einen Monat eseln müsse, so werde er doch die Wallfahrt des Lebens nicht auf dem traurigen Mühlenpfade enden.

Der Tag vertrieb die finstre Nacht, die muntre Hausfrau wurde bereits rege, sang ihr gewöhnliches Morgenlied aus gellender Kehle, und der niedliche Finger der arbeitsamen Lucine fädelte den seidenen Faden schon wieder in die blanke Nadel ein, ehe der geschäftige Schreiber die Feder niederlegte. Das hastige Weib öffnete rasch die Kammerthür, und fand ihren trauten Eheschatz in voller Arbeit. Du Vollzapf, war ihr Morgengruß, hast du die liebe lange Nacht wieder beim Trinkgelag gesessen und das Geld verpraßt, das du mir aus der Wirthschaft heimlich stiehlst? In's Spital mit dir, du Trunkenbold! Meister Peter, der dieser herzlichen Begrüßungen längst gewohnt war, ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, und wartete, bis der Sturmwind ausgetobt hatte; dann sprach er mit gelassenem Muthe: Liebes Weib, entrüste dich nicht, ich habe ein gutes Geschäft vor, das wohl nutzen und frommen mag. Du Lungerer, schmähete sie, du und ein gutes Geschäft! Ja, du siehst mir darnach aus! Weib, laß dir sagen, entgegnete er, ich mache mein Testament, so mein Stündlein kommt, weiß nicht wie oder wann, daß mein Haus bestellet sei. Der frommen Lucine schnitt diese Rede, die ihr ganz unerwartet kam, durch's Herz, ihre blauen Augen, heiter wie der Morgen, überströmte ein milder Thränenregen, und ihr Mund brach in laute Klagen aus. Sie meinte, der gute Vater habe eine böse Ahnung gehabt, die sein baldiges Hinscheiden verkünde, und es fiel ihr dabei ein, daß ihr die vergangene Nacht geträumt hatte, sie sähe ein neues Grab. Hierzu kam, daß es ganz gegen seine Gewohnheit war, an die vier letzten Dinge, Tod und Begräbniß, Auferstehung und Gericht zu denken, wenn er Tags vorher zu Weine gewesen war. Mutter Ilse dagegen achtete auf keine Ahnungen, ihr felsenhartes Herz wurde durch die Vorstellung des vermuthbaren Verlustes ihres

getreuen Ehegemahls im geringsten nicht zu einer sanften Empfindung bewegt, welche dieser allem Anschein nach durch den schlauen Vorwand einer Testamentsverfügung beabsichtigt hatte. Vielmehr führte sie das Gespräch eben so rauh fort, wie sie angehoben hatte. Du Schlemmer, sprach sie, hast Hab' und Gut vergeudet, und willst ein Testament machen? Was hast du denn zu vererben? Er: Meinen Leib, meine Seele, mein Weib und mein Kind. Sie: Ei da muß ich ja auch drum wissen! Wen hast du zum Erben eingesetzt? Er: Den Himmel und die Erde, das Liebfrauenkloster und die Hölle, jedem Part ist ein Legat vermacht. Sie: Und welches? Er: Meinen Leib der Erde, meine Seele dem Himmel, mein Weib der Hölle und mein Kind dem Kloster. Anstatt der Antwort sprang ihm das wüthige Weib wie eine wilde Katze an den Hals, zerzauste dem freimüthigen Testator den Krausbart, und war stark dran her, ihm die Augen auszukratzen, welche wohlmeinende Absicht doch ein kräftiger Bombenwurf seiner geballten Faust in ihr knöchernes Angesicht, der ihr das ganze Gesicht verschob, noch zum Glück verhinderte, wodurch der ehelichen Fehde sogleich ein Ende gemacht wurde. Der häusliche Burgfriedebruch wurde dem Herkommen nach nicht weiter geahndet, und unter Verwendung der friedlichen Lucine kam's bald zu einem gütlichen Austrag der Sache. Meister Peter wandelte wieder auf seinem Berufswege nach der Mühle und Alles ging den vorigen Gang.

Fünfzig Mal hatte er den Storch und die Schwalbe zurückkehren sehen, ohne darauf Acht zu haben, und gar oft hatte er am grünen Donnerstag aus Brunnenkreß und acht andern Kräutern seinen Kunden ein Gemüse als das Neue vom Jahre aufgetragen, ohne selbst davon zu kosten. Aber den mager geschmelzten Kohl, womit ihn seine sparsame Speisewirthin im nächsten Lenz zum ersten Mal beköstigte, hätte er nicht um die Martinsgans vertauscht, und als er der ersten Schwalbe ansichtig wurde, feierte er ihre glückliche Wiederkunft mit einem Schoppen Wein im güldenen Lamme. Außerdem sparte er jedes geheime Geschenk von der fleißigen Hand der Tochter, um davon Kundschafter zu besolden, die ihm das Nest eines Schwarzspechts ausspüren sollten. Er wählte dazu einige müssige Gassenbuben und schickte sie aus in Wälder und Felder. Die muthwilligen Knaben trieben jedoch ihr Gespött mit ihm, führten den Alten in April, jagten ihn Meilen weit über Berg und Thal, und an Ort und Stelle fand er Rabenbrut oder ein Gehecke Eichhörnchen in einem hohlen Baume. Wenn er darüber ungehalten war, lachten sie ihm in's Gesicht und liefen davon. Einer seiner Spionen, der kein Schalk war, witterte aber doch im Wiesengrunde an der Tauber einstmals einen Schwarzspecht aus, der auf einem halb verstorbenen Erlenbaume genistet hatte, kam außer Athem und

verkündigte seinen Fund. Der unbelehrte Naturforscher ging eilig hinaus, zu untersuchen, was an der Sache sei. Sein Kundschafter führte ihn zu dem Baum, und er sah einen Vogel ab- und zufliegen, der daselbst sein Nest zu haben schien; aber weil der Specht nicht zu dem Geflügel gehört, das in der Küche gebraucht wird, auch weder so gesellig ist, als der Spatz und die Schwalbe, noch so häufig, als der Rabe und seine Gefreundin, die Dohle, gefunden wird, so zweifelte er, ob sein Gewährsmann ihn auch recht berichtet habe, denn er hatte einen Schwarzspecht so wenig mit Augen gesehen, als den Vogel Phönix. Zum Glück zog ein Jäger vorüber, der den Zweifelsknoten lösete und den Ausspruch that, wie der Frager wünschte, auch die ganze Naturgeschichte des Vogels abhandelte, ob er gleich von der vorzüglichsten Eigenschaft desselben keine Kundschaft zu haben schien.

Der geheimnißvolle Planmacher freuete sich in der Seele über die gemachte Entdeckung, ging tagtäglich die Runde nach diesem Baume, und las sein angeblich Testament so fleißig als sein Gebetbuch. Als es ihm gerechte Zeit zu sein bedünkte, sein Vorhaben in's Werk zu richten, that er sich nach einem rothen Mantel um. Es war aber in der ganzen Stadt nicht mehr als ein einziges Exemplar vorhanden, und das befand sich in der Garderobe eines Mannes, den man ungern um eine Gefälligkeit anspricht; der Besitzer davon war nämlich Meister Hämmerling, der Scharfrichter. Es kostete viel Ueberwindung, ehe sich der wohl achtbare Reichsbürger entschließen konnte, seinen ehrsamen Ruf auf ein so mißliches Spiel zu setzen, wobei er Gefahr lief, daß ihm, wenn die Sache auskäme, keiner seiner Zechbrüder im güldenen Lamm mehr Bescheid thun würde; indessen sah er sich doch gezwungen, in den sauren Apfel zu beißen. Er brachte sein Wort bei dem Freund Rothmantel an, und dieser fand sich auf gewisse Art geehrt dadurch, daß ein rechtlicher Mann sich seiner Amtskleidung bedienen wollte, gewährte ihm daher gern und willig seine Bitte. Mit diesem nöthigen Zubehör versehen, machte sich der Wurzelsucher auf, um laut der Belehrung seinen Versuch auf's Pünktlichste zu beginnen. Er verspündete das Nest, und Alles erfolgte, wie Nachbar Blas angegeben hatte. Als der Specht mit der Wurzel im Schnabel angeflogen kam, wischte Meister Peter hurtig hinterm Baum hervor, und machte seine Sache so gut und behend, daß dem Vogel über den Anblick des feuerrothen Mantels vor Schrecken die Wurzel entfiel. Die Jägerkunst war glücklich gelungen, und die magische Wurzel als der Schlüssel zu allen verschlossenen Thüren erlangt, was den Besitzer in unbeschreibliche Wonne versetzte. Er unterließ nicht, sie in eine ganze Reisigwelle von Kreuzdornholz einzuschließen, und

wanderte damit so vergnügt, als wenn er schon den Schatz gehoben hätte, nach Hause.

Natürlicher Weise war nun seines Bleibens nicht länger in seiner Vaterstadt; all' sein Dichten und Denken war auf den Brocken gerichtet, und darum machte er schleunige Anstalt, in aller Stille zu entwischen. Seine Reisebedürfnisse waren sehr mäßig; sie bestanden in nichts weiter, als in einem handfesten Wanderstabe und in einem dichten Watsack, zu dessen Erlangung unter einem andern Vorwande die Sparbüchse der gefälligen Lucine ihm den willigen Vorschuß leistete. Glücklicher Weise fügte sich's, daß an dem zur Abreise bestimmten Tage Mutter und Tochter zu den Ursulinerinnen gegangen waren, wo eine Nonne eingekleidet wurde. Vater Peter nahm diese gute Gelegenheit wahr, von der Schildwache zu fliehen. Denn ihm ward die Hut des Hauses während der Abwesenheit von Mutter und Tochter anbefohlen.

Als er eben im Begriff war, sich zu entfernen, fiel ihm ein, daß es nicht undienlich sein möchte, einige Vorübungen mit der Springwurzel zu versuchen, um sich augenscheinlich von der angepriesenen Wirksamkeit derselben zu überführen. Mutter Ilse hatte ein in die Wand ihrer Kammer eingemauertes Schränkchen, worin sie unter sieben Schlössern als eine kluge Wirthschafterin ihr Spargut auf den Nothfall nebst dem Pathengeschenke ihrer einzigen Leibeserbin verwahrte; die Schlüssel dazu trug sie wie ein Amulet stets mit sich herum. Er zog gar säuberlich die Wurzel hervor, und berührte damit die Schrankthür. Zu seinem Erstaunen haspelten sich alsbald die sieben Schlösser auf, die Thür krachte und öffnete sich mit Geräusch. Da funkelte ihm der Mammon der sparsamen Hausfrau nebst dem Pathenpfennig der frommen Lucine in die Augen. Er wußte nicht, ob er sich mehr über die Wirksamkeit der magischen Wurzel, oder über den gefundenen Schatz freuen sollte, und stand voll Verwunderung da, wie ein stummer Oelgötz. Endlich dachte er an seinen Schatzgräberberuf und an die vorhabende Wanderschaft, darum eignete er sich den Fund als Reisegeld zu. Nachdem er den Schrank rein ausgeleert hatte, schloß er die Schlösser insgesammt gar bedächtlich wieder ab, und zog frohen Muthes unverweilt, nach wohl verwahrter Hausthür, seiner Straße.

Die andächtigen Weiblein, die mit großer Inbrunst dem klösterlichen Gepränge beigewohnt hatten, wunderten sich baß, daß sie das Haus verschlossen, und den Hüter desselben nicht auf seinem Posten fanden; sie schelleten, sie pochten, sie riefen: Vater Peter, thu' auf. Es regte und rührte sich nichts von innen, als das zuthätige Hausvieh, die miaulende Katze. In Ermangelung einer wirksamen Wurzel wurde der Schlösser mit seinem Bund Dietrichen herbeigerufen, das Haus zu eröffnen. Das

ganze Haus wurde vom Söller bis zum Keller durchsucht, aber Peter war nicht zu finden. Wer weiß, dachte sie, wo das Ungethüm in einem Weinhause schon am frühen Morgen schwelgt. Urplötzlich durch diesen Gedanken aufgeschreckt, fühlte sie mit der Hand in die Tasche nach dem Schlüsselbund, denn sie argwohnte, das Amulet sei von ihr nicht in Obacht genommen, und der Schatz von dem durstigen Gemahl entführt worden. Aber das Schlüsselbund befand sich an Ort und Stelle, und der Schrank machte die ruhigste und unbefangenste Miene von der Welt, so daß sie nichts Arges vermuthete.

Es wurde Mittag, hernach Abend, und endlich Mitternacht, Vater Peter kam nicht zum Vorschein. Nun wurde die Sache bedenklich; Mutter und Tochter beriethen ernstlich über Ursache und Zweck dieses sonderbaren Verschwindens. Es kamen seltsame Vermuthungen auf die Bahn, und da die schauervolle Mitternachtsstunde leichter mit traurigen und schwermüthigen, als mit heitern und fröhlichen Gedanken sich paaret, auch Mutter Ilse wohl wußte, daß sie für ihren Mann ein wahres Plagholz war, so brannte ihr diese Gewissensrüge wie Feuer auf der Seele und gebar die schwärzesten Vorstellungen. Ach, rief sie mit Händeringen aus, daß es Gott im Himmel erbarme! Lucine, es ahnt mir, dein Vater hat sich ein Leids gethan! Das sorgsame Mädchen, der gleichwohl ein solcher schreckbarer Gedanke noch nicht eingefallen war, erbebte vor Entsetzen, that einen hellen Schrei, alle ihre Sinnen umnebelten sich, und sie sank ohnmächtig dahin. Die resolute Hausmutter säumte indessen nicht, mittelst eines brennenden Schwefelfadens ihre erstorbenen Lebensgeister wieder aufzuwecken. Aber nachdem sie sich erholet hatte, schrie sie Ach und Weh über das vermuthliche Unglück, und schluchzte und jammerte bis zum Anbruch des Tages.

Alle Winkel des Hauses wurden nochmals durchsucht, jeder Nagel an der Wand und jeder Balken beschauet; jedoch wurde Meister Peter zum Glück an keinem gefunden, und daraus ergab sich denn doch so viel, daß er sich weder erhenkt noch entgurgelt hatte. Drauf wurden Leute mit Störstangen ausgeschickt, die alle Tiefen und Timpel längs der Tauber untersuchen mußten; allein auch diese Mühe war fruchtlos. Mutter Ilse war schnellen Sinnes, flugs war bei ihr Feuer im Dache, das auch bald wieder verlöschte, daher beruhigte sie sich leicht über den Verlust des abhanden gekommenen Ehemannes und war zufrieden, daß er sich nur mit Leib und Seele zugleich aus der Welt gestohlen, und ihr die Schmach erspart hatte, seinen Leichnam durch Meister Hämmerlings Hausgesinde zur Erde bestatten zu lassen. Nun war sie mit Ernst darauf bedacht, seinen Platz in der Wirthschaft durch einen rüstigen Esel zu ersetzen; sie traf eine gute Wahl, wurde mit dem Eigenthümer des lastbaren Thieres über den Preis

desselben einig, und beschied ihn des folgenden Tages zu sich, um für den Stellvertreter ihres Gatten gute Zahlung zu leisten. Sobald sie aus dem Bette fuhr, war ihre erste Sorge, die Kaufsumme zu berichtigen. Sie öffnete die sieben Schlösser des Wandschranks, ein Darlehn aus dem Schatzgelde zu diesem Behufe zu erborgen. Ach aber, wie wurde ihr zu Sinne, als sie alle Fächer leer und ledig fand! Einige Augenblicke stand sie in stiller Betäubung; bald aber ging ihr ein Licht auf, und sie gerieth in eine solche Wuth über den entlaufenen Hausdieb, daß sie eine Schüssel vor großem Grimm sich vor der Stirn entzwei schlug, und sich mit den Scherben die Haut verletzte. Sie erhob dabei ihre Stimme mit so gräulichen Verwünschungen, daß die schöne Lucine voller Bestürzung herbeieilte, um zu sehen, welches Unglück sich begeben habe. Als ihr nun die Mutter der Länge nach die gemachte Entdeckung mittheilte, auch ihr unverhalten ließ, daß der Pathenpfennig zugleich mit verschwunden sei, freute sich die fromme Tochter mehr über den Verlust, als daß sie sich darüber betrübt hätte; sie war nun augenscheinlich überzeugt, daß der liebe Vater sich kein Leids gethan habe, sondern in die Welt gegangen sei, sein Glück anderwärts zu versuchen.

Ungefähr einen Monat nach dieser häuslichen Katastrophe schellte Jemand an der Thür, und Mutter Ilse ging hinaus aufzuthun, in der Meinung, es sei eine Mehlkundschaft. Da trat herein ein stattlicher junger Mann, von feinem Ansehen, wohlgekleidet als ein Junker, bezeigte ihr große Ehre, freute sich ihres guten Wohlseins, frug nach der schönen Lucine, und that ganz bekannt, ob sich das Weib gleich nicht besann, ihn jemals mit Augen gesehen zu haben. Die Nachfrage nach der Tochter belehrte die Mutter zwar bald, daß der Besuch ihr eigentlich nicht gelte, doch hieß sie den Unbekannten in die Stube treten, rückte ihm einen Schemel und frug nach seinem Gewerbe. Der Fremdling nahm eine etwas geheimnißvolle Miene an und begehrte die kunstreiche Nähterin zu sprechen, von der so viel Rühmens werde, er habe eine Bestellung an sie. Mutter Ilse hatte ihre eigenen Gedanken darüber, was das für eine Bestellung sein mögte. Da indessen Alles in ihrer Gegenwart verhandelt werden sollte, hatte sie nichts dagegen, und rief die fleißige Tochter, welche auf das mütterliche Geheiß den Nährahmen verließ und herabkam. Die sittsame Lucine erröthete, da sie des Fremden ansichtig wurde, und schlug beschämt die Augen nieder. Er faßte traulich ihre Hand, welche sie zurückzog, und blickte sie mit innigster Zärtlichkeit an, wodurch sie in noch größere Verlegenheit kam. Hierauf wollte er reden, sie schien ihn aber nicht anhören zu wollen, sondern brach das Stillschweigen zuerst mit diesen Worten: Ach, Friedlin, wo kommst du hierher? Ich dachte, du wärest hundert

Meilen weit von mir. Du kennst meine Gesinnung, und kommst mich von Neuem zu quälen! Nein, liebes Mädchen, antwortete er, ich komme dein und mein Glück zu vollenden. Mein Schicksal hat sich geändert. Ich bin nicht mehr der arme Kauz, der ich vormals war; es ist mir ein reicher Vetter gestorben, ich bin Erbe seines Vermögens und habe Geld und Gut vollauf und darf mich nun ohne Scheu vor deiner Mutter sehen lassen. Daß ich dich liebe, das weiß ich; daß du mich liebest, das hoff' ich; das erste ist wahr, drum warb ich um dich; ist das andre wahr, so freist du mich.

Die blauen Augen der schönen Lucine heiterten sich während dieser Rede auf, und bei den letzten Worten verzog sich ihr kleiner Mund zu einem sanften Lächeln; sie warf einen verstohlenen Blick auf die Mutter, gleichsam ihre Gesinnungen zu erforschen, die in wunderbare Betrachtungen vertieft schien. Es war ihr unbegreiflich, wie die sittsame Dirne einen Liebeshandel, ohne daß sie Kunde davon erhielt, habe anspinnen können. Sie kam nie aus dem Hause als in Begleitung der Mutter, und im Hause hatte sich außer dem Vater nie eine männliche Gestalt blicken lassen. Mutter Ilse hätte einen körperlichen Eid darauf gethan, daß es ein Mädchenspäher künstlicher würde anstellen müssen, sich in das Herz ihrer Tochter zu stehlen, als eine Linse durch ein Nadelöhr zu werfen; gleichwohl bewies die Thatsache, daß der schlaue Friedlin die mütterliche Wachsamkeit beschlichen, und das unbefangene jungfräuliche Herz gewonnen habe. Die große Lehre aus dieser Erfahrung war diese, daß das Herz einer schönen Tochter unter der Hut und Wacht der Mutter gegen Dieberei so wenig gesichert sei, als ein Sparpfennig unter sieben Schlössern.

Ehe sie noch mit ihren Glossen über diese seltsame Begebenheit zu Ende war, unterstützte der rasche Freiwerber sein Gewerbe auf eine sehr gültige Weise durch Aufzählung eines ganzen Tisches voll Goldstücken, welche auf der schwarzen Schiefertafel einen solchen Glanz der Mutter in's Gesicht strahlten, daß sie nicht umhin konnte, ein Auge über den verborgenen Liebeshandel zuzudrücken, von dem sie ohnehin vermuthete, daß er in aller Zucht und Ehrbarkeit sei betrieben worden. Die schlaue Lucine hatte bisher immer eine kräftige Strafrede der strengen Domina gefürchtet, welche den lieben Getreuen aus dem Hause bannen würde. Doch diese Sorge war diesmal überflüssig, das stürmische Weib war so fromm wie ein Lamm, und hatte ihre mütterliche Einwilligung schon in Gedanken zurechte gelegt, damit sie gleich beihanden wäre, wenn der reiche Freier sie darum ansprechen würde.

Sobald er sein Geld aufgezählt hatte, brachte er sein Wort in bester Form Rechtens bei der harrenden Mutter an, und es war bei ihr alles

Ja und Amen. Der Bräutigam strich hierauf die Hälfte der Schaumünzen in den Hut und schüttete sie der Braut in die Schürze zum Mahlschatz; mit der andern überströmte er, als mit einem goldenen Regen, das dürre Land der mütterlichen Habsucht, um davon die Hochzeit auszurichten. Nachher bat er seine Geliebte um eine geheime Besprechung, welche ihm auch unweigerlich zugestanden wurde. Die reizende Lucine kam mit der heitersten Miene nach Verlauf einer Stunde wieder zum Vorschein, und belohnte den aufrichtigen Friedlin für die Auflösung manches Zweifelsknoten in Ansehung seiner Glücksveränderung mit dem ersten sanften Kusse von ihrem Rosenmunde. Die geschäftige Mutter hatte indessen vor allererst ihren Reichthum in Sicherheit gebracht und solchen, weil sie nicht Zeit hatte, ihn an einem heimlichen Ort im Keller zu vergraben, dem ungetreuen Wandschrank vor der Hand wieder anvertraut, hierauf das ganze Haus geschmückt und mit Besemen gekehrt; auch ließ sie durch eine dienstfertige Nachbarin Küche und Keller wohl bestellen, und schlug in einer ledigen Kammer ein herrliches Gastbett für den neuen Eidam auf, welcher ihrer Meinung nach allzulange zögerte, seiner Geliebten gute Nacht zu wünschen und die Federn zu suchen.

Die Neugierde, zu erfahren, wes Standes und Herkommens der Fremdling sei, wie sich die erste Bekanntschaft mit ihm ergeben habe, und durch welche List ihre Argusaugen wären geblendet worden, setzte die Lebensgeister der lauersamen Mutter in so ungewohnte Bewegung, daß ihr kein Schlaf in die Augen kam, ob sie sonst gleich mit den Hühnern aufzufliegen pflegte, und dabei oft das Sprüchlein anzog: Morgenstunde hat Gold im Munde. Der verschwiegenen Lucine stand in der Mitternachtsstunde noch ein scharfes Verhör bevor; aber sie hatte entweder gute Ursachen nicht auszubeichten, oder ihre gesprächige Laune war mit dem trauten Bräutigam bereits zur Ruhe gegangen. Da Mutter Ilse mit dem Verhör herausrückte, rundete sich der kleine Mund der lieblichen Dirne zum Gähnen, sie rieb sich die Augen, und vermeldete die Ankunft des Sandmännchens, hatte nicht Lust Rede zu stehen und sprach etwas schlaftrunken: Liebe Mutter, das Alles steht Euch bevor der Länge nach zu erfahren, nur gönnt mir jetzt Ruhe, deren ich benöthigt bin, daß morgen meine Wangen nicht erbleichen, wenn der junge Gesell seinen Kauf bei frühem Tage besieht. Mit dieser Ausflucht mußte sich die weibliche Neugier begnügen, und war wider Gewohnheit so bescheiden, die Decke des Geheimnisses nicht weiter zu betasten.

Es gab nun vielen Wirwarr im Hause; die Zurüstungen zur Hochzeit wurden mit großem Eifer betrieben. Das Gerücht von Lucinens Hochzeit lief wie ein Steppenfeuer in der Stadt umher, und war die Neuigkeit

des Tages. Wo sich der stattliche Freier auf der Straße blicken ließ, da fuhr Alles an die Fenster, auch blieben die Leute an den Eckhäusern und auf den Kreuzwegen stehen, gafften ihm nach und beredeten die Freierei. Einige gönnten der wackern Dirne ihr Glück, Andere neideten sie deshalb, und obwohl Friedlin ein schöner Mann war, der in ganz Rotenburg seinesgleichen suchte, auch sich dabei herrlich kleidete und trug, so fand die Eifersucht der Stadtdirnen doch bald dies, bald das an ihm zu meistern; der einen war er zu lang, der andern zu schlank, der dritten zu rund, der vierten zu bunt. Einige nannten ihn einen Prahler, andere einen Luftling, hofften zu ihrem Troste, die Freude werde nicht lange dauern, und verglichen ihn einem Zugvogel, der nur kommt im Lande zu nisten, und dann wieder davonfleugt. Indessen mußte Nachbar Neidhardt doch eingestehen, daß der fremde Zugvogel fleißig zu Neste trüge. Eines Tages kam ein Nürnberger Fuhrmann mit einem schwer beladenen Frachtwagen vor's Haus gefahren, der schrotete Kisten und Kasten hinein. Mutter Ilse säumte nicht mit Meißel und Hammer sie zu eröffnen, erstaunte über den reichen Segen ihres zukünftigen Tochtermanns, und pries den angeblichen Erblasser desselben einmal über das andere selig.

Der Hochzeittag war anberaumt, und die halbe Stadt dazu eingeladen; die Ausrichtung geschah im Wirthshaus zum goldenen Lamm; das Wohnhaus hatte nicht Raum, alle Gäste zu fassen. Da die Braut den Kranz aufschmückte, sprach sie zur Mutter: Dieser Kranz würde traun am Ehrentage mir behagen, wenn Vater Peter mich zur Kirche führte. Ach wäre er doch wieder da! Wir haben Gottes Segen vollauf und er nagt wohl am Hungertuche. Dieser Gedanke fiel ihr so schwer auf's Herz, daß sie darüber anhob zu weinen und zu jammern. Die Hochzeitmutter stimmte mit ein und sprach: Ich wär's wohl zufrieden, daß er wieder käme, mögte ihn doch der Eidam zu Tode füttern; 's ist immer, als wenn was im Hause fehlte, seitdem der Vater nicht da ist. Daran sagte sie auch keine Unwahrheit; im Grunde fehlte in ihrem Feuerzeug der Stein, woraus ihr stählerner Sinn den Funken hervorsprühen ließ, durch welchen der Zunder der Zwietracht sich entzündet. Seit seiner Auswanderung war zu ihrem größten Leidwesen beständiger Friede im Hause, und ihre Gallenblase bedurfte doch zuweilen einer Ausleerung.

Was geschah? Am Polterabend vor der Hochzeit karrete ein Mann mit einem Schubkarren zum Thore herein, verzollte ein Faß Brettnägel, die er dem Beschauer vorzeigte, fuhr mit seiner Ladung gerad Weges vor's Hochzeithaus und pochte an die Thür. Die Braut schob das Fenster auf, zu sehen, wer da sei, da war's Vater Peter. Darüber entstand großer Jubel im Hause, die hocherfreute Lucine sprang über Tisch und Bank ihm

entgegen und umhalsete ihn zuerst, hernach bot ihm Mutter Ilse die Hand, und verzieh ihm den verübten Diebsgriff in ihr Schatzgeld mit den Worten: Schelm, bessre dich! Endlich bewillkommte ihn auch Friedlin, der Bräutigam, und Mutter und Tochter waren zugleich die Dolmetscherinnen aller seiner Verdienste; dann faßte Vater Peter den wildfremden Mann scharf in's Auge, und schien über ihn allerlei Glossen zu machen. Jedoch, da er berichtet wurde, wie dieser Fremdling die Gerechtsame der Hausgenossenschaft sich erworben habe, war er wohl mit dem zukünftigen Eidam zufrieden und that so vertraut, als wenn er schon lange mit ihm bekannt gewesen wäre. Nachdem Mutter Ilse dem wiedergefundenen Ehemann etwas zum Imbiß aufgetragen hatte, war sie begierig, seine Abenteuer zu vernehmen, und forschte mit Fleiß, wie es ihm in der Fremde gegangen sei. Gott segne mir meine Vaterstadt, sprach er, ich bin das Land durchzogen, habe allerlei Gewerbe versucht, und habe zuletzt einen Eisenhandel getrieben, aber dabei mehr zugesetzt, als gewonnen. All mein Reichthum besteht in diesem Fäßlein Brettnägel, die ich den Brautleuten zum Hausrath in die Wirthschaft zu steuern gedenke. Mutter Ilse hatte nun ihren Feuerstein wieder, und ihre Zunge sprühete von Neuem helle Funken von Vorwürfen und Schmähungen, daß dem Kleeblatt der Zuhörer davon die Ohren gellten, bis sich Friedlin in's Mittel schlug und versprach, den Schwiegervater aus der Erbsmasse zu unterstützen, und ihn ehrlich zu halten.

Die fromme Lucine erreichte den Wunsch, daß sie Vater Peter folgenden Tags in die Kirche führte, herausgeputzt wie eine Magistratsperson, wenn der neue Rath aufgeführt wird. Die Hochzeit des glücklichen Paares wurde mit großem Gepränge vollzogen. Bald nachher richteten die jungen Leute ihre eigene Wirthschaft ein, Friedlin hatte das Bürgerrecht gewonnen, bezog sein neues Haus am Markte neben der Apotheke, kaufte dazu einen Weinberg und Garten, auch Ackerfeld sammt Wiesen und Weihern, und trieb bürgerliche Nahrung als ein wohlhabender Mann. Vater Peter aber hatte sich in Ruhe gesetzt, zehrte, wie die ganze Stadt glaubte, von dem Segen des reichen Schwiegersohnes, und Niemand vermuthete, daß sein Nägelmagazin das eigentliche Füllhorn sei, aus welchem das Oel des Ueberflusses träufe.

Er hatte die Wallfahrt nach dem Blocksberg, ohne daß eine lebendige Seele etwas darum wußte, glücklich vollendet. In jedem Wirthshaus, zwischen dem Fichtelberg und Brocken in gerader Linie gelegen, kehrte er ein, untersuchte die Fässer im Keller, befand sich mehr unter, als über der Erde auf dieser Ausflucht über die fränkische Grenze, und fuhr nicht eher ganz nüchtern wieder zu Tage aus, bis er in blauer Ferne das

Harzgebirge vor Augen hatte. Nun fand er mancherlei Schwierigkeiten vor sich, wozu er des freien und ungehinderten Gebrauchs aller obern und untern Fähigkeiten der Seele benöthigt war. Darum legte er sich ein strenges Fasten in Speise und Trank auf.

So lange er den Brocken noch nicht erreicht hatte, diente ihm seine Nase zum Reisekompaß, und er ging dieser getreulich nach; aber nun wußte dieser Wegweiser keinen Rath mehr. Er durchkreuzte den Brocken hin und her, Niemand konnte ihm das Morgenbrodsthal nachweisen. Zufälligerweise kam er dennoch auf die rechte Spur, fand den Andreasberg, witterte das Flüßchen aus, die Eder genannt, aus welchem er einen frischen Trunk schöpfte, entdeckte das Grab, und war so glücklich, die Streitfrage des Wirthes zum goldenen Lamme zu lösen. Er ging wirklich in den Berg, und die Springwurzel leistete ihre guten Dienste; er fand den Schatz und belastete seinen Watsack mit so vielem Golde, als er zu tragen vermochte, welche Summe er für seine Bedürfnisse auf Lebenszeit und zur Aussteuer der schönen Lucine hinreichend fand. Obgleich die goldene Bürde, welche er jetzt zu Tage zu fördern bemühet war, seine Schultern so sehr drückte, als ehedem ein schwerer Mehlsack, so wurde ihm doch der Weg die zweiundsiebzig steinernen Stufen herauf lange nicht so sauer und beschwerlich, als der zur Mühle. Er war ja jetzt reich und hatte Geld und Gut. Die Freude darüber machte ihm die Last leicht.

Da er auf dem Rückwege wieder das Tageslicht erblickte, war ihm zu Muthe wie einem dem Schiffbruch Entronnenen, der lange mit den Wogen gekämpft hat, nun unter seinen Füßen festen Grund und Boden fühlt, und den Strand freudig hinaufklimmt. Bei aller verheißener Sicherheit traute er während der unterirdischen Nachforschung dem Berggeist doch nicht ganz und fürchtete, der schauervolle Schatzhüter werde ihm in wilder Mannesgestalt erscheinen, und ihm einen tödtlichen Schrecken einjagen, oder die reiche Beute wieder abnehmen. Die Haut schauerte ihm und alle Haare standen ihm zu Berge, da er die steinerne Treppe hinabstieg. Er hielt sich auch so wenig mit Betrachtung des Schatzgewölbes auf, daß er sich nachher nicht einmal zu erinnern wußte, ob die Wände und Pfeiler von Gold und Juwelen geflimmert und gefunkelt hatten. Alle seine Gedanken waren nur auf die kupferne Truhe gerichtet, aus welcher er so behend als möglich eine volle Ladung einnahm. Inzwischen lief Alles nach Wunsch ab, es ließ sich kein Berggeist hören und sehen; nur die eiserne Thür that sich, sobald er den Fuß aus dem Gewölbe herausgesetzt hatte, mit großem Ungestüm wieder zu. In der Eile hatte der scheue Schatzsucher die köstliche Springwurzel, die er beim Einraffen des Goldes aus der Hand gelegt, mit sich herauszunehmen vergessen, wodurch ihm

der zweite Transport unmöglich gemacht würde, was sich jedoch der begnügsame Mann, der so viel Reichthum in gediegenem Golde besaß, als er fortbringen konnte, — und wir wissen, daß er ein gar starker Lastträger war, — eben nicht sehr zu Herzen nahm.

Nachdem er Alles getreulich laut Anweisung des Altvater Martin ausgerichtet, und das scheinbare Grab wieder zugeworfen hatte, zog er in reifliche Ueberlegung, wie er das erhobene Schatzkapital in Sicherheit bringen, und davon in seiner Vaterstadt nach Herzensgelüsten ohne großes Aufsehen und Maulgesperre leben und zehren könnte. Auch lag ihm sehr daran, daß sein böses Weib daheim nichts von der Beerbung des alten Harzkönigs wittern mögte; denn er befürchtete, daß sie ihn so lange quälen würde, bis er ihr sein Hab' und Gut ausgesäckelt hätte. Sie sollte seiner Absicht nach zwar den Genuß davon haben, und aus dem wohlthätigen Bächlein ihren Durst löschen, aber die Quelle davon nie ausspähen. Der erste Punkt war leicht in Richtigkeit gebracht, allein der andere kostete großes Kopfzerbrechen, ohne daß Meister Peter damit etwas endete. Er trug seinen Mammon wohl eingepackt und festgeschnürt in's nächste Dorf, das ihm aufstieß, kaufte dort beim Rademacher einen Schubkarren, und beim Faßbinder ließ er sich eine Tonne mit doppeltem Boden zurichten, fuhr damit auf den nächsten Eisenhammer, füllte sie oben und unten mit Bretnägeln, und in der Mitte verbarg er gar schlau den Schatz. Mit dieser Ladung machte er sich allgemachsam auf den Heimweg, hielt, weil er eben keine Eile hatte, bei jedem Krug an und ließ auftragen das Beste, was der Wirth hatte.

Als er von der Kästenzeche den Berg hinein nach Ellrich fuhr in das wohlbekannte Städtlein, gesellte sich ein junger Mann zu ihm, von feinem Ansehen, dem aber tiefer Kummer auf dem Gesichte saß. Vater Peter, dem's gar wohl und leicht um's Herz, und der eben gesprächiger Laune war, redete ihn an: Junger Gesell, wo hinaus? Er antwortete gar trübsinnig: In die weite Welt, guter Vater. Oder aus der Welt, sprach Meister Peter, was hat dir die Welt zu Leide gethan? Der Wandersmann: Sie hat mir nichts zu Leide gethan, ich ihr auch nichts, dennoch steht mir's darin nicht länger an. Der muntere Karrenschieber, der, wenn's ihm wohl war, Jedermann gern froh und heiter um sich sah, that sein Bestes, den Kopfhänger aufzumuntern, und weil seine Wohlredenheit nichts über ihn vermogte, vermuthete er, die böse Laune mögte wohl einen besondern geheimen Grund haben. Darum lud er ihn zum Abendessen im Wirthshaus ein, und versprach ihn zechfrei zu halten, was der mißmuthige Gefährte nicht ausschlug. Es war an demselben Abend ein fröhliches Gelag, wobei viel Scherz und Kurzweil getrieben wurde.

Meister Peter war recht in seinem Elemente, und wurde so aufgeräumt, daß er auf eigene Kosten für die ganze Gesellschaft einschenken ließ. Da gab's Schnacken und Schnurren, so bunt und kraus, als die gedruckten nur immer sein mögen, und in der Schenke nahmen sie sich vortrefflich aus! Der Murrkopf allein fand keinen Geschmack daran, saß in einem Winkel, sah vor sich auf die Erde, aß kaum drei Mundbissen, und nippte an dem Freudenbecher nur wenig mit den Lippen.

Da Meister Peter wahrnahm, daß dem milzsüchtigen Gaste auch auf diese Weise nicht beizukommen war, vermuthete er, daß sein Kummer tiefe Wurzel in dem Herzen müsse geschlagen haben, ließ in einer Kammer eine gute Streu zubereiten, und nahm sich vor, den folgenden Tag seinen Gast auszuforschen, denn er wähnte ein sonderbares Abenteuer, und war begierig, es zu vernehmen. Der schöne Sommermorgen lockte ihn in die Laube des Hausgartens, er bestellte das Frühstück dahin, und sobald der Grillenfänger wach war, berief er ihn heraus in's Freie, saß bei ihm in der Laube, munterte ihn auf, und sprach: Lustig, Gesell! Laß deinen Kummer fahren und sei gutes Muths. Siehe da! nach einer trüben Nacht läßt sich's doch zu einem heitern Tage an. Was bangt und quälet dich? Sag' an! Was kann's helfen, guter Vater, antwortete gar trübselig der Jüngling, ob ich dir mein Herz offenbaren wollte, du hast doch weder Rath noch Trost für mich. Wer weiß, versetzte Meister Peter, ob ich dir nicht helfen kann; singt nicht die christliche Gemeine: Oft kommt der Trost aus Winkeln her, wo man ihn nicht vermuthet? Er setzte sich mit so zudringlicher Gutmüthigkeit zu dem Ritter von der traurigen Gestalt, daß dieser nicht umhin konnte, ihm endlich zu Willen zu sein. Die Ursache meines Kummers, sprach er, ist kein Bubenstück, das mich bangt und nagt, sondern ein Unstern tugendlicher Liebe, darum darf ich mich nicht entblöden, dir mein Anliegen zu entdecken.

Ich bin der Armbrustschütz des Grafen von Oettingen in Frankenland und sein geborner Dienstmann. Ich war bei ihm wie Kind im Hause. Um die Zeit der Mitfasten brachte ihm ein Maler allerlei Gemälde zu Kauf, die der Graf bestellt hatte, sein neues Schloß damit zu zieren. Unter diesen Schildereien befand sich das Konterfei eines schönen Mädchens, die sie eine Göttin nannten, und wovon der Meister behauptete, daß er die liebliche Gestalt einer zarten Dirne abgestohlen habe, die an Schönheit die Abkonterfeiung weit überträfe, aber zu verschämt gewesen sei, dem Maler zu sitzen. Ich konnte nimmer satt werden, dieß Bildniß anzuschauen, lief zehnmal des Tages in den Saal, wo es aufgestellt war, gaffte es Stunden lang an, und je länger ich es betrachtete, desto mehr wurde mein Herz davon entzündet, daß ich keine Ruhe noch Rast mehr

finden konnte. Eines Tages rief ich den Maler beiseits, und beschwor ihn mir zu sagen, wo die feine Dirne anzutreffen sei, nach der er das Konterfei im Speisesaal abkopeiet habe, und bot ihm großen Lohn, wenn er mit der Sprache frei herausgehen wollte. Der Meister merkte, wo mich der Schuh drückte, lachte über meine Phantasie, und offenbarte mir sonder Trug, was ich zu wissen begehrte. Die schöne Dirne, sagte er, sei in der Reichsstadt Rotenburg an der Tauber seßhaft und des alten Garkochs Tochter; ich könne bei ihr mein Heil versuchen; sie sei jedoch gar stolzen und spröden Sinnes. Alsbald begehrte ich Urlaub vom Grafen, der mir solchen weigerte, und mich nicht entlassen wollte; darum entlief ich bei Nacht, und zog gen Rotenburg, wo ich bald das Mägdlein auskundschaftete. Aber sie zu sehen, zu ihr zu gelangen, war alle meine Mühe vergebens. Sie lebt unter dem Gewahrsam einer luchsäugigen Mutter, einem Drachen von Weibe, die sie nicht leicht vor die Thür gehen, oder zum Fenster ausschauen läßt; auch verschließt sie das Haus, und keine männliche Seele darf hinein.

Das ängstete und quälte mich gar sehr, darum sann ich auf eine List, zog Frauenkleider an, versteckte das Gesicht unter eine Kappe, und schellte an der Thür. Da ward mir aufgethan; ich sah die liebreizende Dirne, und ihr Anblick entzückte mich also, daß ich mich schier vergessen hätte; doch besann ich mich kurz, und bestellte einen Teppich mit Bildwerk bei ihr, denn sie ist eine so kunstreiche Nähterin, als eine im Lande. Nun ging ich täglich im Hause frei aus und ein, unter dem Vorwand, zu sehen, ob die Arbeit förderte, und genoß der Wonne, mein Liebchen vor Augen zu haben und mit ihr freundlich zu kosen Stunden lang. Bald vermerkte ich, daß mich die Jungfrau lieb gewann, denn sie that so ehrbar und sittsam als eine ernsthafte Matrone, und sie ist ein rechtes Tugendbild. Aber einstmals, als die Mutter außer dem Hause Geschäfte hatte, und ich allein bei der holden Dirne saß, drängte mich die heiße Liebe, mich ihr zu entdecken. Sie fuhr mit großem Schreck vom Nährahmen auf, und wollte entfliehen. Ich hielt sie flehentlich zurück, daß sie keinen Lärmen machte und Feuer schrie, und setzte ihr Leib und Seele zum Pfande, daß ich in ehrlicher Absicht gekommen sei, mit Zucht und Ehrbarkeit um ihre Gunst zu werben. Endlich glaubte sie meinen Worten, und da sie ruhiger wurde, eröffnete ich ihr den ganzen Handel, wie sich Alles begeben hatte, daß mein Herz in Liebe gegen sie entbrannt sei. Sie strafte meinen Leichtsinn mit lieblichen Worten, daß ich Minne halber meinem Brodherrn, dem Grafen, entlaufen sei, und fragte, wovon ich denn ein Weib ernähren wollte? Da stand ich wie auf's Maul geschlagen, und wußte keine Ant-

wort auf diese verfängliche Frage. Ob ich schon zwei gesunde Arme habe, so wagte ich doch nicht frei herauszusagen, daß mich ihr zu Liebe diese schon nähren würden, denn ich fürchtete, ein Tagelöhner sei einer so redlichen Dirne zu schlecht.

Sie blickte mich voll Mitleiden an, und fuhr also fort: Friedlin, wir müssen uns meiden, du wirst mich nimmer unter dieser trüglichen Gestalt wiedersehen. Diese Thür bleibt dir auf ewig verschlossen. Meine Tugend ist unbescholten, aber mein Herz ist schwach! Du hast mich belehrt, wie leicht die Verführung einen Weg durch verschlossene Thüren zu finden weiß. Mein Vater hat mich für's Kloster bestimmt, und ich eile nun, diesem Berufe zu folgen; die Nadel soll mir erwerben, was ich dem Kloster steuern muß. Gehab' dich wohl auf hundert Meilen weit, daß kein Verdacht mir bösen Leumund mache. Sie trieb mich, sie zu verlassen. Ich mußte gehorchen und mich von ihr scheiden. Ach das war ein bitter Kraut! Ich schlich trübselig in die Herberge, rang mit Bekümmerniß und Verzweiflung, hatte weder Ruh noch Rast, und weinte und jammerte Tag und Nacht. Hundert Mal zog ich des Tages die Straße, wo sie wohnte, auf und ab, und wo in eine Kirche zur Messe geläutet wurde, lief ich spornstreichs hin ihr aufzulauern, um nur den Trost zu haben, sie noch einmal zu sehen. Umsonst! sie blieb vor meinen Augen verborgen wie ein Geheimniß. Drei Mal verließ ich die Stadt, in die weite Welt zu gehen; aber ich konnte nicht fort, es war als wenn ich an den Ort gebannt wäre. Noch einmal versuchte ich eines Morgens, mich als Weib vermummt in's Haus zu stehlen, um ihr auf ewig Lebewohl zu sagen. Ich schellte an der Thür mit großer Beklommenheit. Die Mutter kam heran, doch als sie mich erblickte, schlug sie das Fenster hastig zu, und schalt und schmähete von innen: Du Drude! du Trödlerin! sollst meine Schwelle nimmer betreten; bist gar eine schlechte Bezahlerin! Aus diesen Worten verstand ich, unter welchem Vorwand die kluge Lucine meine Entdeckung der Mutter verhehlet hatte, die sonst schwerlich eine gute Kundschaft würde verschlagen haben. Nun gab ich alle Hoffnung auf, das herrliche Mädchen jemals wieder mit Augen zu sehen, verließ die Stadt, und ziehe nun als herrenloser Knecht im Lande herum, bis mir der Kummer vollends gar das Herz abfrißt.

Meister Peter hatte mit großer Aufmerksamkeit die offenherzige Erzählung seines Reisegefährten angehöret, und freute sich über den glücklichen Zufall innig, der ihn zu einem Wanderer gesellet hatte, welcher ihm von der geheimen Geschichte seines Hauses während seiner Abwesenheit so gute Nachricht ertheilte. Als Friedlin mit seinem Bericht zu Ende war, sprach er: Deine Geschichte ist sonderbar, aber eines ist mir noch nicht klar

darin, du gedachtest eines Vaters deines Liebchens? Warum vertrautest du dich dem nicht an? Er wäre wohl Freiersmann worden, und würde einem so wackern Gesellen, als du zu sein scheinest, sein Kind schwerlich versagt haben. Ach, entgegnete Friedlin, der Vater ist ein Gauch, ein Sausbold, ein Landfahrer, der Weib und Kind böslich verlassen hat, und von dem Niemand weiß, wo er geblieben ist. Das knurrige Weib führte ob bittere Klagen über ihn, und schalt das liebe Mädchen hart aus, wenn sie des Vaters Parthei nahm, ob er ihr gleich den Pathenpfennig zum Zehrgeld entwendet hat, wofür ich dem Schurken den Bart ausraufen könnte, wenn er mir in die Hände fiele. Vater Peter horchte hoch auf, da ihm also sein Lob gepriesen wurde, und wunderte sich, daß der junge Gesell um alle seine häuslichen Angelegenheiten so guten Bescheid wußte. Der Eifer desselben beleidigte ihn keineswegs. Er fand, daß Friedlin vortrefflich in seinen Plan passe, daß er ihn zum Schatzmeister seiner Reichthümer machen, und dadurch alles Aufsehen beim Genuß derselben in seiner Vaterstadt vermeiden, auch dem gierigen Weibe seinen Fund verbergen könne. Gesell, sprach er, zeige mir deine Hand, ich versehe mich auf's Wahrsagen, laß sehen, was dein Glücksstern dir verheißt. Was kann er mir verheißen, antwortete der betrübte Jüngling, der wieder ganz in seine trübselige Laune verfallen war, doch nichts als Unglück.

Der angebliche Wahrsager ließ sich nicht abweisen, und da Friedlin den freundschaftlichen Gefährten, der ihn zechfrei hielt, nicht wollte unwillig machen, so reichte er ihm die Hand dar. Meister Peter nahm eine bedenkliche Miene an, betrachtete alle Lineamente wohl, schüttelte zuweilen verwundernd den Kopf dabei, und da er das Spiel lange genug getrieben hatte, sprach er: Freund, wer's Glück hat, führt die Braut heim! Morgen, wenn die Sonne aufgeht, mache dich auf und zieh gen Rotenburg im Frankenland! Dein Liebchen ist dir treu und hold, sie wird dich wohl empfangen. Es steht dir eine reiche Erbschaft bevor von einem alten Vetter, den du nicht kennst, bald hast du Geld und Gut im Ueberfluß, ein Weib davon zu nähren. Kamerad, sprach Friedlin mit Unwillen, der den Wahrsager für einen Possenreiser und Scherztreiber hielt, es ziemt dir nicht, mit einem Unglücklichen Gespött zu treiben, suche dir einen, den du foppen kannst, ich bin nicht dein Mann. Er stand hastig auf und wollte davon. Vater Peter erfaßte ihn aber beim Rockzipfel und sprach: Bleibe, du Murrkopf, ich treibe keinen Scherz mit dir und bin bereit, meine Prophezeihung bei Ehren zu erhalten. Ich bin ein wohlhabender Mann und will dir baar auf einem Brette so viel auf die Erbschaft vorstrecken, als du begehrest. Folge mir in die Kammer, daß ich dich von der Wahrheit meiner Worte durch die That überführe. Der junge Gesell machte große Au-

gen, da er den Freund Eisenhändler aus solchem Tone reden hörte, und seine abgebleichten Wangen röthete Freude und Erstaunen. Er folgte schweigend, in einem Zustande, wo ihm unbewußt war, ob er wachte oder träumte, dem räthselhaften Manne, welcher die Thür abschloß und sein Nägelfaß aufspündete.

Hier entdeckte sich Meister Peter dem getreuen Liebhaber der schönen Lucine offenherzig, und vertraute ihm das Schatzgeheimniß und sein Vorhaben, daß Friedlin als Tochtermann den reichen Mann spielen, er aber in der Stille leben, und mit ihm des herrlichen Fundes sich freuen wolle. Die tiefe Traurigkeit des jungen Wichtes war nun mit einem Mal verschwunden; er wußte keine Worte zu finden, dem ehrlichen Vater seine Dankbarkeit dafür zu erkennen zu geben, daß er ihn zum Glücklichsten der Sterblichen auf Gottes Erdboden machen wolle. Des folgenden Tages verließen beide Reisegefährten mit der besten Laune die Stadt Ellrich am Harze, und steuerten frisch auf Nürnberg in Franken zu. Hier staffirte sich Friedlin als ein stattlicher Freier heraus. Vater Peter zahlte ihm das vorläufige Heirathsgut in die Tasche, und nahm den Verlaß mit ihm, wenn sein Gewerbe glücklich von Statten gehen würde, sollte er durch einen geheimen Boten es ihm zu wissen thun, daß er einen Fuhrmann mit allerlei köstlichem Hausgeräthe befrachten könne, damit der reiche Freier in Rotenburg Aufsehen mache.

Als Peter und Friedlin von einander schieden, gab der Erstere dem Letzteren die Vermahnung mit auf den Weg: Schweige deine Zunge und bewahre unser Geheimniß, auch vertraue keinem Menschen, was dir wissend ist, als der verschwiegenen Lucine, wenn sie deine Braut sein wird. Meister Peter genoß die erkleckliche Rente seiner Harzreise bis in das späteste Alter, und hatte so viel im Vermögen, daß er nicht wußte, wie reich er war; Friedlin aber hatte den Namen des reichen Mannes, und lebte mit der schönen Lucine, seinem tugendhaften Weibe glücklich und zufrieden. Und wie ein reicher Mann auch leicht ein gerechter Mann sein kann, wenn er will, so bewarb er sich um eine Stelle im Rath, erstieg in der Folge die höchste Stufe reichsstädtischer Glückseligkeit, und wurde zuletzt regierender Bürgermeister. Von ihm geht noch bei den Rotenburgeen ein Sprichwort im Schwange bis auf den heutigen Tag; wenn sie einen bemittelten Mann beschreiben wollen, so heißt es, er sei so reich, als weiland Peter Blochs, des Garkochs, Eidam.

Der Dämon des Ringes.

Ehe noch durch die nordische Sündfluth die bessere Hälfte der Insel Rügen am pommer'schen Gestade zertrümmert oder vom Meer verschlungen wurde*), und der mächtige Völkerstamm der Obotriten diese Gegenden bewohnte, herrschte ein junger Fürst, Udo genannt, über diese fruchtbare Insel, die sein väterliches Erbgut war. Er residirte in der Stadt Arcon, deren Ruinen jetzt tief unter dem Meer begraben liegen. Er hatte sich mit Fräulein Edda, der Tochter eines seiner Vasallen, vermählt, und lebte als ein kleiner Monarch in seinem vom Meer umgränzten Staate in einer glücklichen Unabhängigkeit, liebte seine Unterthanen, that, was ihm recht zu sein dünkte, und kümmerte sich wenig um das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. In seinem friedlichen Eigenthum fühlte er nichts von der Last der Regierungssorgen; daher glich er mehr einem glücklichen Privatmann, als einem Volksregenten, und besaß das seltene Talent der Fürsten, im Schooß der Ruhe die güldene Gleichmäßigkeit zu genießen, ohne Langeweile dabei zu empfinden. Wenn er sich ja zuweilen von seiner Gemahlin trennte, ging er auf die Jagd: Fischerei und Waidwerk war sein liebster Zeitvertreib.

Einstmals jagte er an der nördlichsten Spitze seines Reiches, auf einem Vorgebirge, das sich weit in die See erstreckte, und rastete nebst seinem Gefolge während der Hitze des Tages unter dem Schatten eines Eichbaums, wo er des herrlichen Anblicks und der Kühlung der wogenden See genoß. Da regte der Sturmwind plötzlich die rauschenden Flügel, die Oberfläche des Meeres runzelte sich wie eine zornige Stirn, und die hohen Wellen brausten und zerannen an den Felsenwänden des Gestades in zischenden Schaum. Ein Schiff kämpfte mit den Fluthen und war das Spiel der Winde, welche der Mühe des arbeitenden Piloten spotteten, und es dem Wall entgegenführten, wo es auf einer verborgenen Klippe scheiterte. So ein anziehendes Schauspiel es auch für das Auge sein mag, auf festem Grund und Boden die menschliche Verwegenheit mit zwei betrüglichen Elementen ringen zu sehen, so lange der Wettstreit noch nicht entschieden ist; so empört sich das Herz doch gegen den Sieg der stärkeren Parthei über die schwächere, und die Theilnahme bietet zum Schutz und der Erhaltung der Unterliegenden alle Kräfte auf, die dem menschlichen

*) Im Jahre 1309.

Willen zu Gebote stehen. Fürst Udo eilte nebst seinem Hofgesinde alsbald an den Strand, den Schiffbrüchigen beizustehen, und sie wo möglich den erzürnten Fluthen zu entreißen. Er bot dem verwegensten Fischer große Belohnungen, die Unglücklichen, die sich noch über Wasser hielten, zu retten. Aber alle angewandte Mühe war vergebens, das Meer hatte seinen Raub bereits dahin genommen, ehe der hülfreiche Nachen die heftige Brandung durchschneiden konnte.

Nur ein einzelner Mann schwebte auf den Fluthen wie ein Kork daher, und ritt auf einer Tonne, wie auf einem schulgerechten Pferde, das dem Wink seines Reiters gehorsamt. Eine heranrollende Welle schleuderte ihn hoch auf den Strand zu den Füßen des mitleidigen Fürsten, der den Verunglückten aufnahm, mit trockenen Kleidern versehen ließ, und ihn mit Speise und Trank erquickte. Er reichte ihm selbst seinen Mundbecher dar, zum Zeichen, daß er nicht dem Strandrecht als ein Leibeigner verfallen sein, sondern als ein Gast gehalten werden sollte. Der Fremde nahm die geschenkte Freiheit mit Dank an und leerte den Becher auf das Wohl des Strandherrn, war fröhlich und guten Muths, und schien seines Unglücks ganz vergessen zu haben. Diese ruhige Gleichmüthigkeit gefiel dem Fürsten und machte ihn neugierig, den Seefahrer näher kennen zu lernen; darum fragte er ihn aus: Fremdling, wer bist Du? Von wannen kommst du? Und was ist dein Gewerbe? Der Geborgene antwortete: Ich heiße Waidewuth der Unbekannte, bin ein Schwimmer, komme von der Bernsteinküste aus Bruzzia *), und steuerte auf England zu.

Udo fand in den Zügen, in dem Beinamen und in der Schwimmkunst des Fremdlings etwas, das seine Neugierde zu fragen immer mehr reizte; der Unbekannte wußte seine Antworten aber so zu drehen, daß der Fürst nicht erfuhr, was er eigentlich wissen wollte. Er vermeinte bei näherer Bekanntschaft ihm die Hülle dennoch abzuziehen, und drang nicht weiter in ihn. Darauf gefiel es dem Fürsten, die Jagdpartie fortzusetzen; er lud den fremden Ankömmling dazu ein, welcher keine Ermüdung spüren ließ, und den Vorschlag mit Vergnügen annahm. Ehe er sich noch in den Sattel schwang, zerschlug er die Tonne, auf welcher er an's Land geschwommen war, und steckte gleichsam zum Andenken einen Span davon zu sich.

Während der Jagd bewies er sich nicht minder als einen guten Bogenschützen, wie er zuvor als ein geschickter Schwimmer sein Talent gezeigt hatte. Der Fürst verließ endlich den Wald und trabte über das Blachfeld nach seiner Residenz. Er sah unterwegs einige Dohlen auffliegen; da verdroß es ihn, sein Federspiel nicht zur Hand zu haben, um sie zu beitzen.

*) So hieß in alten Zeiten Preußen.

Der Unbekannte vermerkte nicht so bald das Verlangen des Fürsten, als er solchem schon Genüge that; er zog den Span von der gelehrigen Tonne, die ihm zum Seepferde gedient hatte, unvermerkt hervor und warf ihn in die Luft, da schwang sich ein Sperber über das Haupt des Fürsten in die Höhe, stieß auf die Dohlen, beizte sie nieder, und gehorchte dem Ruf keines Jägers, als nur allein des Schwimmers, auf dessen Hand er zurückkam; worüber sich der Fürst nebst seiner ganzen Jägerei höchlich verwunderten. Jeder machte insgeheim seine Bemerkungen über den räthselhaften Mann, einige hielten ihn für einen Meergott, andere für einen Zauberer. Udo wußte selbst nicht, was er aus ihm machen sollte, und hielt sein Urtheil zurück; doch ahnete er nichts Gemeines von ihm. Er nahm ihn als einen Gast mit in den Palast, pflegte sein auf's Beste, stellte ihn auch seiner Gemahlin, der sanften Edda, vor, und empfahl ihn derselben als einen Freund. Der Unbekannte rechtfertigte durch sein Betragen die gute Meinung, die der Fürst von ihm hegte; er war ein feiner Hofmann, verrieth viele Kenntnisse, und wußte mit artigen Taschenspielerkünsten gut zu unterhalten; aber weder die ihm bewiesene Güte und Freundschaft, noch der Freudenbecher, den er oft mit seinem Pfleger leerte, war vermögend, das Band der Zunge zu lösen, daß er sich ihm offenbart hätte. Der spähende Scharfblick des Fürsten merkte ihm zuweilen eine geheime Schwermuth ab. Diese Beobachtung erweckte dem Fürsten einen Verdacht, als ob der geheimnißvolle Gast vielleicht nach seinen Gütern und Schätzen strebte. Und weil der Samenstaub des Argwohns, wo er hinfällt, leicht zu einem Giftschwamm wird, der aus einem Atom in einer feuchten Nacht aufschießt und seine vollkommene Größe erreicht, so wurde der Fürst eben so geschwind in diesem Irrwahn bestärkt, als er davon befreit wurde.

Eines Tages, da er mit dem verdächtigen Günstling auf die Jagd ritt, und beide von dem übrigen Gefolge zufälliger Weise abgekommen waren, trat ihn dieser an und sprach: Guter Fürst, Ihr habt Euch eines Schiffbrüchigen erbarmt, der für diese Wohlthat nicht undankbar ist. Das Strandrecht machte mich zu Eurem Eigenthum; doch Ihr habt mir die Freiheit geschenkt, davon ich nun gedenke, Gebrauch zu machen, und in meine Heimath zu ziehen, so es Euer Wille ist, mich zu beurlauben. Der Fürst antwortete: Freund, du hast Macht zu thun, was dir gefällt; aber dein Abschied kommt mir unerwartet, sag' an, was dich von hinnen treibt? Die Ahnung eines kränkenden Verdachts, versetzte Waidewuth der Unbekannte, welchen Ihr gegen mich heget, ob mich gleich mein Herz von aller Schuld frei spricht. Ihr mißdeutet meine Schwermuth, die einen Grund hat, von dem Ihr nichts wähnet, der Euch aber unverborgen bleiben soll, so Ihr Verlangen tragt, solches in Erfahrung zu bringen. Udo war

bestürzt über diese Rede, es war ihm schwer zu begreifen, wie der menschliche Scharfsinn vermögend sei, die verborgensten Gedanken des Herzens zu errathen, suchte sich, so gut er konnte, aus der Verlegenheit zu ziehen und sprach: Gedanken, Freund, sind zollfrei, hat mich ein Irrwahn betrogen, wohl gut! so hast du ihn nicht entgolten; die beste Vertheidigung ist, daß du mir die Ursache deiner stillen Schwermuth offenbarest. Es sei darum! gegenredete Freund Waidewuth. Ich verstehe mich auf die Sterndeutung, habe Euch zu Liebe die Aspecten um Euer Schicksal befragt und befunden, daß eine Glücksveränderung Euch bevorsteht. Das ist der Grund meiner Schwermuth, begehrt Ihr nähern Bescheid aus der Sache, so höret. Halt ein, fiel Udo dem Unglückspropheten in's Wort, die Aspecten deines Antlitzes deuten auf nichts Gutes. Daß du an meinem Schicksal Theil nimmst, danke ich dir; doch enthalte dich, es mir zu verkünden, daß mein Unstern mich nicht im Voraus quäle. Der Astrolog schwieg. Udo entließ ihn mit den Empfindungen wahrer Freundschaft, beschenkte ihn reichlich, und er verschwand, ohne daß zu erfahren war, welchen Weg er genommen hatte.

Nach Verlauf weniger Monden erhob sich ein fürchterliches Kriegsgeschrei vom festen Lande her. Das Gerücht erscholl, Cruco, der König der Obotriten, der über Mecklenburg regierte, rüste sich auszuziehen zum Streite gegen alle obotritischen Stämme, die sich von der Lehensverbindung des königlichen Thrones frei gemacht hatten, um die abgesonderten Fürstenthümer wieder mit der Krone zu vereinigen. Wider Willen sah Fürst Udo sich genöthigt, von diesen auswärtigen Angelegenheiten Notiz zu nehmen. Er schickte Kundschafter aus und erfuhr, daß sich die Sache in der That also verhielt. Obgleich das Ungewitter nur erst in der Ferne wetterleuchtete, so stand doch der Wind gerade nach seiner Insel zu, der es allem Vermuthen nach gar bald über das Meer herwälzen würde. Dabei war ihm nicht wohl zu Muthe, obgleich er von den Sorgen, die ihn drückten, die Unterthanen nur so wenig als möglich spüren ließ. Fürst Udo rüstete sich in aller Eile, so gut er konnte, und verließ sich noch auf den unsichern Schutz des Meeres, das seine Insel umfloß. Aber das ungetreue Element schlug sich zur stärkeren Partei und trug auf seinem breiten Rücken die feindliche Flotte willig an das Gestade seines Gebieters.

Der Fürst, der gegen den mächtigen Feind im freien Felde nicht bestehen konnte, wurde in seiner Residenz Arcon belagert, und vierzig Tage lang von allen Seiten bestürmt, bis die Stadt nach einer tapfern Gegenwehr erobert wurde. Wie Alles bunt überging, schloß sich ein muthvoller Haufe getreuer Bürger um den Fürsten, sprengte die Pforte auf, und riß sich, wie die Helden Davids, unter Beihülfe der Nacht durch's feindliche

Lager; sie gewannen das Ufer und stachen mit einem Schifflein, das daselbst vor Anker lag, in die hohe See, unentschlossen, wohin sie ihren Lauf richten sollten. Der Hauch des sanft wehenden Zephyrs ließ die Flüchtlinge die Gebirge ihres verlassenen Vaterlandes nur noch in blauer Ferne sehen; aber die bethränten Blicke des unglücklichen Fürsten hingen noch unbeweglich an dem Gestade seines gewesenen Eigenthums. Er betrauerte nicht so sehr den Verlust seiner Herrschaft, als die Trennung von seiner geliebten Gemahlin und einem liebenswürdigen Säuglinge, dem Ebenbilde der holden Mutter, und des zärtlichen Vaters Entzücken. Die Ungewißheit, welches Schicksal die Fürstin und das zarte Pfand der Liebe bei Eroberung der Stadt mögte betroffen haben, ob sie den Siegern als eine Kriegsbeute anheim gefallen, oder von dem ergrimmten Feinde der Kriegswuth aufgeopfert worden, setzte ihn in Verzweiflung. Er wußte es seiner Leibwache wenig Dank, daß sie ihn dem gefräßigen Schwert entrissen hatte, und pries die Erschlagenen glücklich, die von keinem nagenden Kummer mehr gequält wurden.

Das Schicksal schien gegen den unglücklichen Prinzen selbst Mitleiden zu empfinden, und den Wunsch, ein qualvolles Leben zu beendigen, ihm gewähren zu wollen. Ein wüthender Orkan brauste plötzlich über's baltische Meer, ergriff das Schiff und drehte es wie einen Kreisel um, zerriß das Segel, spaltete den Mastbaum und zerbrach das Steuerruder. Das elende Wrack wurde von den hohen Fluthen bald an die Wolken erhoben, bald in den Abgrund geschleudert, und ein gewaltsamer Stoß an eine Klippe zertrümmerte es endlich ganz. Udo war der Erste, der auf des Schiffers Losung: Rette sich, wer kann! mit geheimem Wonnegefühl sich in's Meer stürzte, seinen Untergang zu beschleunigen. Aber eine unwiderstehliche Gewalt zog ihn wider Willen aus der Tiefe herauf, und eine zurückrollende Welle ließ ihn betäubt am Gestade zurück. Bei seinem Erwachen fand er eine Menge Menschen um sich, die geschäftig waren, seine Lebensgeister zu ermuntern, und da er wieder zur Besonnenheit kam, war Waidewuth der Unbekannte, der Erste, der ihm in die Augen fiel, und sich's am eifrigsten angelegen sein ließ, sein Leben von den Pforten des Todes zurückzurufen. Anstatt ihm für diesen Dienst zu danken, sprach er mit schwacher Stimme und trauriger Geberde: Grausamer! hab' ich das um dich verdient, daß du mich gewaltsam von dem Gestade der Ruhe in den Pfuhl meiner Leiden zurückstößest, denen mein Geist beinahe entronnen war? Thue Barmherzigkeit an mir und laß mich in den Fluthen das Grab finden, das ich mit Sehnsucht suche. Laß mich aus deiner Hand sanft vom Ufer hinabgleiten, in das empörte Meer, so will ich sie für die eines Wohlthäters erkennen; denn indem sie mich aus den Wogen ret-

tete, war sie die Hand eines Peinigers, der seine barbarische Augenweide daran findet, die Martern eines Unglücklichen zu verlängern.

Waidemuth der Unbekannte reichte ihm freundlich die Hand und sprach mit weichmüthiger Stimme: Euer Unglück, edler Fürst, hat Euch zu Boden gedrückt mit seinem Centnergewicht; aber es ziemt einem standhaften Manne nicht, darunter zu erliegen, sondern Kraft anzuwenden, die Last abzuwälzen und sich wieder empor zu streben. Ehe Ihr den Entschluß faßt zu sterben, so schüttet wenigstens Euer Anliegen in den Busen eines Mannes, den Ihr vormals Eurer Freundschaft würdig achtetet, und versaget Euch den Trost nicht, zu wissen, daß Ihr einen Theilnehmer Eurer Schmerzen habt, denn das ist das Labsal der Leidenden. Ach! antwortete der kummervolle Fürst, warum begehrst du, daß ich mir mein Unglück wiederholen soll, dessen Erinnerung mein Herz zerfleischt? Ein mächtiger Feind hat mich meines Fürstenthums beraubt, ich habe mein zartes Ehegemahl nebst dem holden Säugling verloren! Nun weißt du Alles, um meinen Entschluß zu billigen, ein Leben zu verlassen, das mir bitterer ist als der Anblick des Todes. Der leidige Tröster erwiederte: Alles das sagten mir die Sterne, als ich sie um Euer Schicksal befragte, und das bekümmerte mich in der Seele, als ich von Euch schied; aber ihr Aspect kann Euch wieder günstig werden. Verzaget darum nicht, es steht in der Macht des Schicksals, Euch für all' Euren Verlust reichen Ersatz zu leisten. Ihr seid ein junger rüstiger Mann, wollet Ihr Euch um ein Weib zu Tode härmen? Ihr dürft nur wollen, so wird Euch nicht die Hausfrau fehlen, welche Euch liebt; und verschenkt das Glück nicht Kronen und Fürstenthümer, an wen es will? Es kann Euch wieder eines verleihen, wenn Ihr dessen zu Eurer Glückseligkeit bedürft. Ein guter Wirth sucht den Groschen wieder zu gewinnen, den er verloren hat; ein lässiger klagt und jammert, legt die Hände in den Schooß, und verarmt.

Fürst Udo saß in tiefer Traurigkeit, sah nach dem Meere und fand in diesem Troste für Geist und Herz wenig Kern und Saft, aber Freund Waidewuth hörte nicht auf, ihm Trost einzusprechen, daß er sich endlich bewegen ließ, ihm in eine Schifferhütte zu folgen, die unfern vom Strande lag, und daselbst die Verpflegung seines Gastfreundes anzunehmen, die in mäßiger Schifferkost bestand. Die hohe Meinung verschwand dadurch, die Udo bei der Aufnahme des wunderbaren Fremdlings am rügischen Gestade von demselben gefaßt hatte. Er sah nun, daß dieser Abenteurer weder ein Zauberer, noch ein Flußgott, sondern ein gemeiner Schiffer sei, der sich von seinen Kameraden durch nichts unterschied, als daß ihm eine prophetische Gabe verliehen war, die aber wie gewöhnlich im Vaterlande nichts galt. Darum versprach er sich von seiner Freundschaft in dem

gegenwärtigen Zustande wenig Trost. Demungeachtet gefiel ihm der Eifer desselben, nach Vermögen die ihm bewiesene Wohlthat zu erwiedern. Nach einer ländlichen Mahlzeit, welcher der Bewillkommnungsbecher, mit geistigem Weine gefüllt, nicht fehlte, wies der dienstfertige Wirth dem ermatteten Gaste eine Ruhestätte an und wünschte, daß der güldene Schlaf ihn auf einige Zeit seines Kummers vergessen mache.

Am folgenden Morgen, da Udo sich ermunterte, nahm er zu großer Verwunderung wahr, daß er sich nicht mehr in einer Schifferhütte, sondern in einem königlichen Gemach befand, das mit prächtigem Hausgeräthe versehen war. Er lag in einem herrlichen Thronbette auf sanften Flaumen. Die Sonne begrüßte ihn freundlich durch die hohen Fenster von bunt gefärbtem Glas, und es schien, als wenn ihr wohlthätiger Schimmer seine matte Seele wieder neu belebe. Sobald er sich regte, traten eine Menge wohl gekleideter Bedienten herein, und warteten ehrerbietig auf seine Befehle. Die ersten Fragen, die er an sie gelangen ließ, waren natürlich die, ihm zu sagen, wo er sich befinde, wie er in diesen Palast gekommen, und wer der Eigenthümer davon sei? Sie antworteten, er befinde sich in der Stadt Gedan*) am Weichselfluß, in der königlichen Residenz. Der Beherrscher derselben sei Waidewuth der Mächtige.

Udo erstaunte, an dem König der Bernsteinküste wider Vermuthen einen Freund und Bundesgenossen gefunden zu haben, von dem er so viel Wunderdinge hatte sagen hören; aber er hatte sich nicht träumen lassen, daß der Taschenspieler Waidewuth, welchen er bei sich beherbergt hatte, dieser Monarch in eigner Person sei. Ehe er sich von seiner angenehmen Bestürzung erholt hatte, trat der König, mit allen Ehrenzeichen seiner Würde geschmückt, in das Gemach, den Gast zu bewillkommnen, und umarmte ihn auf's zärtlichste. Mein Bruder, sprach er, Ihr seid hier in Eurem Eigenthum, ich freue mich, Gelegenheit gefunden zu haben, die von Euch genossene Freundschaft zu erwiedern. Udo befand sich bei dieser Ueberraschung in keiner kleinen Verwirrung; er wurde von dem König als ein Prinz aufgenommen, den er als einen geringen Privatmann bei sich empfangen hatte, und ermangelte nicht, diesen Verstoß gegen das Herkommen mit dem strengen Incognito, das Seine Hoheit beobachtet hatte, zu entschuldigen. Um dem niedergeschlagenen Gaste die traurigen Gedanken zu vertreiben und ihn zu zerstreuen, entzifferte Waidewuth ihm Alles, was ihm der Fürst bei der Landung am rügischen Gestade abzufragen vermeinte, ohne daß seiner Neugierde genügt wurde.

---

*) Der alte Name der Stadt Danzig, daher die lateinische Benennung Gedanum.

Ich ging aus, sprach er, Menschenkunde zu treiben, die Sitten und Gewohnheiten fremder Völker zu beobachten, um mich dadurch zu belehren und zu vervollkommnen, nebenher auch, ich läugne es nicht, die Töchter des Landes zu beschauen, um mir eine Gemahlin zu suchen. Elfried, die Tochter des Königs der Ostangeln in Britannia, war mir ihrer Schönheit und Tugend halber gerühmt worden. In dieser Absicht rüstete ich ein Schiff aus, um mein Gefolge und die Geschenke, die ich der Prinzessin bestimmt hatte, dahin zu bringen; für mich selbst hätte ich keines Schiffes bedurft, ich habe eine Methode weit sicherer und bequemer zu reisen. In der Gegend Eurer Insel überfiel mich ein Sturm, und dadurch ging ich meines Schiffes verlustig; doch der Schade war leicht zu verschmerzen. Während des Orkans bemerkte ich Eure Bewegung am Strande, den Nothleidenden hülfreich beizustehen; diese Menschlichkeit gefiel mir und bewog mich, Eure Bekanntschaft zu machen. Die Aufnahme, die Ihr mir widerfahren ließet, gewannn Euch mein Herz; das war die Ursache des längern Aufenthalts auf Eurer Insel. Dagegen kränkte mich das Vorauswissen Eures unabwendbaren Schicksals peinlich, und das war die Ursache, daß ich davon schied. Wäre dieser Glückswechsel nicht auf der Tafel des Verhängnisses angeschrieben gewesen, hätte ich meine ganze Macht aufgeboten, Euch zu beschützen. Von Euch begab ich mich auf die Brautschau nach England: aber ich kam zu spät; die schöne Elfriede hatte bereits ihr Herz versagt, und ich war zu bescheiden, die erste Liebe zu stören. Auf dem Rückwege besuchte ich den Hof des Königs Cruco, Eures Ueberwinders; ich sah daselbst die Prinzessin Obizza, seine Tochter, eine so liebliche Dirne, wie nur eine zu finden ist, aber ihr Herz ist keiner Liebe empfänglich und das meine zu stolz, eine Verschmähung ungerächt zu lassen; darum hütete ich mich, eine Thorheit zu begehen, und unterdrückte eine Leidenschaft, welche die Ruhe zweier Reiche würde gestört haben, wenn sie mich überwältigt hätte.

Udo konnte nicht begreifen, wie das Glück, das seinem Freunde eine Krone verliehen hatte, ihm die reinen Freuden der Häuslichkeit zu versagen schien. Es war augenscheinlich seine Schuld nicht, daß er noch ohne Gattin lebte, darum konnte der Fürst sich nicht enthalten, ihm einzugestehen, daß er dieses Räthsel sich nicht aufzulösen wisse. König Waidewuth gab ihm sonder Rückhalt diesen Aufschluß darüber. Euch ist unverborgen, daß mir die Gabe verliehen ist, in die Zukunft zu blicken; ihr andern ziehet blindlings euer Loos, ohne zu wissen, ob ihr einen Treffer oder eine Niete greifen werdet. Ich aber frage bei der Wahl meines Herzens das Schicksal um Rath, und wenn ich befinde, daß der Gewinn nicht auf meiner Seite ist, so stehe ich ab von einer trüglichen Liebe, deren süßer

Genuß hinterher der Reue bittrer Wermuthgeschmack vergällt. Die schönsten Hoffnungen sind die täuschendsten. Udo beschloß diese Unterredung mit seinem Gastfreunde mit dem guten Rathe, den er ihm ertheilte, bei der Wahl des Herzens ein Auge zuzudrücken und nicht mit Adlerblick die Zukunft, sondern vielmehr die Braut zu entschleiern. Der König der Bernsteinküste gab diesem Rath Gehör, suchte in der Nähe, was er in der Ferne nicht gefunden hatte, theilte Herz und Thron mit einer Eingebornen, hatte auf gut Glück ein gutes Loos gezogen, und der dauerhafte Genuß seines Eheglücks hinterließ keinen Wermuthgeschmack.

So sehr der verbrüderte Monarch darauf bedacht war, die trübe Stirn seines Gastes aufzuheitern, so war doch nichts vermögend, dessen Kummer zu zerstreuen; er blieb immer tiefsinnig und traurig, das Bild seiner Gemahlin schwebte ihm unabläßig vor Augen, und daher unterließ er nicht, von Zeit zu Zeit den königlichen Seher um ihr Schicksal zu befragen. Ob ihm nun dieser gleich mit Vorbedacht eine Zeit lang auswich, so konnte er dem bedrängten Fürsten endlich doch nicht länger widerstehen, indem er weislich erwog, daß das Schweben des Geistes zwischen Hoffnung und Furcht peinlicher sei, als die Gewißheit. Er hatte ihm keine gute Botschaft zu hinterbringen, darum nahm er seinen Weg über einen Gemeinplatz und sprach: Ein verletzter Nerve schmerzt heftiger, als wenn er ganz entzwei geschnitten wird, und ein zerquetschtes Gliedermaß verursacht peinlichere Empfindung, als wenn es von dem kranken Leibe abgelöset wird. Vernehmt also, mein Bruder, daß Eure Gemahlin den Schmerz, von Euch getrennt zu sein, nicht hat überleben können; ihr Schatten umschwebte mich bereits, eh' Ihr Euren Fuß an's Land setztet. Im Himmel findet Ihr sie wieder. Aus Eurem Mundbecher trank sie den Scheidetrunk der Liebe, welchen sie mit wirksamem Gift vermischte, da ihr hinterbracht wurde, die Stadt sei in der Feinde Gewalt; denn sie hielt es für unanständig, als eine Fürstin die Sklavenfesseln des stolzen Feindes zu tragen.

Udo erhob eine laute Wehklage über den Verlust seiner geliebten Gemahlin, verschloß sich sieben Tage lang in sein Gemach, und betrauerte sie mit Thränen. Am achten Tage aber ging er daraus hervor, heiter und fröhlich, wie die Sonne nach einem Märznebel, der unter ihr im Thale verschwindet. Aller Gram war nun aus seinem Herzen vertilgt, und sein Sinn stand in die weite Welt, um zu versuchen, ob ihn die wandelbare Göttin wieder eines günstigen Anblicks würdig achten werde, nachdem ihn sein Schicksal so hart verfolgt hatte.

Er entdeckte dieses Vorhaben seinem Busenfreunde, der solches nicht mißbilligte. Ich kann Euch, sprach König Waidewuth, kein Glück an-

bieten, das Eurer Würde gemäß sei. Ihr seid als ein unabhängiger Fürst geboren, es ziemt Euch, auch als ein solcher zu leben, und Euer Fürstenthum wo möglich wieder zu erlangen. Die Sterne sind Euch nicht abhold, das Glück erwartet Euch an der Quelle Eures Unglücks. Fürst Udo machte sich zur Abreise fertig, und Waidewuth unterließ nicht, ihn auf's stattlichste dazu auszurüsten. Da der Abschiedstag herannahete, stellte der König ein herrliches Gastgebot an, zu welchem alle Magnaten seines Reichs eingeladen wurden, und welches neun Tage lang unter mancherlei abwechselnden Lustbarkeiten dauerte. Am letzten Tage führte er seinen Gast abseits in's innere Gemach, um mit ihm zum Abschied den traulichen Becher der Freundschaft zu leeren, und als der Wein Stirn und Herz erwärmt und die Offenherzigkeit das Band der Zunge gelöst hatte, faßte der Wirth den Gast bei der Hand und redete also:

Noch eins, mein Bruder, ehe wir scheiden! Empfahet diesen Fingerreif von mir als das untrüglichste Freundschaftszeichen, nicht zum Geschenk, sondern als ein anvertrautes Gut zu Eurem Nutz und Frommen, so lange Ihr dessen bedürft. Zugleich vernehmt ein Geheimniß, daraus Ihr erkennen möget, daß sich mein Herz gegen Euch eröffnet hat. Alle Welt hält mich für einen großen Zauberer; ich verstehe mich aber auf die Zauberei so wenig als ein neugebornes Kind. Aber das ist nun einmal, wie Euch nicht unbekannt sein kann, das Loos der Fürsten, daß ihnen Eigenschaften zugeschrieben werden, die sie nicht besitzen. Die Weissagung aus dem Gestirn ist mir verliehen; aber meine ganze Zauberei besteht in diesem Ringe, den mir ein weiser Mann, der mein Freund war, verehrte, als er starb. Ein kleiner geschmeidiger Dämon ist in diesem Krystall verschlossen, der sich in alle Gestalten formen läßt, die ihm der Besitzer des Rings zu geben wünscht. Er ist ohne Schalkheit, schnell, dienstfertig und treu. Er war es, der als eine ledige Tonne gestaltet mich an Euer Ufer trug; er war in dem Span, den ich davon nahm, und welchen ich zu Eurem Vergnügen befiederte, daß er in Gestalt eines Sperbers die Dohlen beizte und auf meine Hand zurückkehrte, auf der ich ihn in Eure Residenz brachte. Er belustigte Euren Hof durch mancherlei Possenspiel und erwarb mir den Ruf eines geschickten Taschenspielers, trug mich aus Eurer Insel über das Meer nach England, in der Gestalt eines leichten Nachens, und von da zurück an's mecklenburgische Gestade. Hier verwandelte ich ihn in ein beflügeltes Roß, worauf er mich gemächlich in meine Staaten zurücktrug. Auch will ich Euch nicht verhehlen, daß er mein treuer Kundschafter gewesen ist, der mir Botschaft von Eurem Schicksal brachte. Auf meinen Befehl lenkte er Euer Schifflein als ein lauer Zephyr an die Bernsteinküste, und da der Orkan es zertrümmerte, zog er Euch aus den Fluthen

an den Strand und trug Euch auf seinen Schultern, als Ihr schliefet, in diesen Palast.

Um die Hälfte meines Reiches wäre mir der dienstbare Dämon nicht feil. Aber weil ich Euch mit Liebe umfasse, will ich auf Treu und Glauben ihn eine Zeit lang Euch zum Gebrauch darleihen, und wenn Ihr dessen nicht mehr benöthigt seid, so laßt ihn als einen Sperber gestaltet wieder zu mir fliegen, mit dem Ringe im Schnabel. Wenn Ihr den Geist aus demselben zu Eurem Dienste hervorrufen wollet, so dreht den Reif am Finger dreimal rechts; alsbald wird er frei und ist bereit, Eure Befehle auszurichten. Dreht Ihr aber den Ring dreimal links, so kehrt er in seine krystallene Wohnung zurück. Fürst Udo nahm das Pfand der Freundschaft mit innigem Danke, besah den Ring und bemerkte in dem durchsichtigen Krystall ein trübes Wölklein, woraus die Phantasie eben so leicht einen kleinen Teufel schuf mit zwei Hörnern, Krallen, Schwanz und Pferdefuß, als sie aus dem Wölklein im Mond einen Mann mit der Dornwelle auf dem Rücken gebildet hat.

Udo nahm den Weg, nach der empfindsamen Beurlaubung von seinem prophetischen Freunde, nach dessen Aussprache gerade auf Mecklenburg zu. Er hatte beschlossen, das strengste Incognito daselbst zu beobachten, und, so unglaublich es ihm auch vorkam, in der Residenz seines Ueberwinders groß Glück zu machen, so grübelte er darüber doch nicht lange, und überließ es der Zeit und dem Erfolge, ihm dieses Räthsel zu lösen. Die Stadt Mecklenburg war die Hauptstadt im Königreich der Obotriten und der Wohnsitz ihrer Regenten. Sie war das europäische Bagdad oder Cairo, in Ansehung der Größe und Volksmenge, oder vielmehr das deutsche London und Paris. Cruco hatte sie auf den Gipfel ihrer Größe und ihres Wohlstandes erhoben; er hielt daselbst einen glänzenden Hof und verpflanzte dahin alle überwundene Fürsten und Vasallen, die er in seine Gewalt bekam. Er hatte die Grenzen seines Reichs auf eine glorreiche Art, vermöge des Rechts des Stärkern über den Schwächern, erweitert und den gesammten Völkerstamm der Obotriten seinem Zepter unterworfen; dem ungeachtet war seine Glückseligkeit nicht vollkommen, denn es fehlte ihm an einem männlichen Reichserben. Fräulein Obizza, seine einzige Tochter, war der Thronfolge nicht fähig; denn alle nördlichen Völker gehorchten damals dem salischen Gesetz, nach welchem keine Frau über ein Land herrschen darf. Der König meinte gleichwohl ein Mittel gefunden zu haben, die Regierungsfolge bei seinem Geschlecht zu erhalten, und hatte durch eine besondere Bestimmung den erstgebornen Sohn seiner Tochter, an welchen Prinzen sie auch würde vermählt werden, sich zum Thronfolger ausbedungen. Allein die Prinzessin wollte nicht heirathen.

Sie hatte die glänzendsten Verbindungen ausgeschlagen, und da ihr Vater sie auf's zärtlichste liebte und ihr die Wahl eines Gatten nicht aufzwingen wollte, so wünschte er wenigstens, daß sie einen Gemahl finden könnte, den sie wirklich von Herzen liebte. Doch auch diesen Wunsch wollte ihm das Fräulein nicht gewähren.

Dem Cruco verging darüber alle Geduld, er war um einen Thronfolger verlegen und fand sich gedrungen, jedem Freibeuter Macht und Gewalt zu geben, sein Heil zu versuchen, auf das Herz der schönen Obizza Jagd zu machen, und verhieß dem Eroberer das Fürstenthum Rügen als eine Belohnung. Dieser Köder lockte eine Menge Glücksritter von allen vier Winden des Himmels nach Mecklenburg, die das Herz der unempfindsamen Obizza zu bestürmen kamen. Alle genossen am Hofe eine günstige Aufnahme, und die Prinzessin durfte auf des Vaters Geheiß Keinem den Zutritt versagen. Einige vermeinten verstohlener Weise sich in ihr Herz zu schleichen, sich hinein zu winseln, hinein zu stehlen oder es zu erschmeicheln; andere waghalsten es mit wildem Ungestüm gleich im ersten Rennen zu erlaufen. Doch dieser Unsinn diente nur, die Prinzessin in ihrem Männerhasse zu bestärken und ihre Verachtung gegen das andere Geschlecht dergestalt zu mehren, daß auch der Herrlichste und Beste keinen Eindruck auf sie würde gemacht haben.

Udo gelangte während dieses sonderbaren Zeitpunktes im Mecklenburgischen an. Weil er verlegen war, unter welchem Namen er sich bei Hofe einführen sollte, so schloß er sich an die Freierkohorte an. Es fiel ihm zwar auf, daß gerade sein Fürstenthum für die Preisaufgabe zur Belohnung ausgesetzt war, gleichwohl kam ihm der Gedanke nicht ein, auf diesem Wege zum Besitz seines verlorenen Eigenthums wieder zu gelangen. Er sah indessen die Prinzessin, und wider Vermuthen machte ihr Anblick auf seine Seele einen überraschenden Eindruck. Dadurch wurde er bald inne, daß eine eben so unwiderstehliche Macht, als die war, welche ihn an der Bernsteinküste aus dem Abgrund emporhob, ihn zu der Prinzessin hinzog. Allein diese schien ihn unter dem Gedränge der sie umgebenden Freierkohorte nicht zu bemerken.

Bisher hatte er von Freund Waidewuths Spende noch keinen Gebrauch zu machen gewußt; jetzt dachte er auf einen Versuch, dem dienstfertigen Dämon ein Geschäft zu geben. Er gestaltete ihn in einen Amor um und verschloß ihn in eine goldene Nadelbüchse, mit dem Befehle, ihm zu seinem Vortheile zu dienen, und ihm jederzeit treu, hold und gewärtig zu sein.

An einem schönen Abend befand sich der Hof in dem königlichen Lustgarten. Ein kleiner Wirbelwind, der sich erhoben hatte, brachte den

Schleier der Prinzessin in Unordnung. Sie forderte eine Nadel, um ihn wieder anzuheften. Fürst Udo eilte alsbald herbei, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und überreichte ihr die goldene Büchse. Die Prinzessin öffnete solche ohne Verdacht, da ergriff der Amor seinen Bogen und verwundete sie mit seinem güldnen Pfeil. Udo aber entfernte sich augenblicklich, voll Unruhe, welchen Erfolg seine Unternehmung haben würde.

Des folgenden Tages wurde er gewahr, daß ihn die Augen des spröden Fräuleins unter dem Haufen ihrer Verehrer suchten. Am vierten Tage sprach der Hof schon laut von dieser außerordentlichen Erscheinung. Der König selbst erhielt unter der Hand Nachricht davon, war darüber außerordentlich erfreut, und wünschte sich Glück, daß seine weisen Maßregeln so gute Wirkung gethan hatten. Er zögerte keinen Augenblick, Obizza um die Wahrheit zu befragen, worauf sie das freie Geständniß ablegte, daß der unbekannte Ritter ihr Herz gewonnen habe.

Udo empfing zum Erstaunen des ganzen Hofes das Fräulein von der Hand des Königs als ein Mann ohne Namen. Nachdem bereits die Ehetractaten in Richtigkeit gebracht waren, befragte ihn erst der erfreute Vater der zärtlichen Braut, weß Standes und Herkommens er sei? Und er offenbarte sich demselben ohne Zurückhaltung. Cruco war hoch erfreut, daß er Gelegenheit fand, das dem Fürsten von Rügen bewiesene Unrecht mit reichem Wucher zu ersetzen. Udo aber verharrte noch so lange am Hofe, bis der Thronerbe geboren war, ein herrlicher Knabe, den Vater Cruco aus den Händen seiner Tochter voll Wonne empfing, und nun seinen Eidam sein vormaliges Eigenthum in Besitz nehmen ließ. Da dieser des Dämons nicht mehr bedurfte, sandte er ihn als Sperber gestaltet, der Abrede gemäß, mit dem Ringe im Schnabel an den freundschaftlichen Eigenthümer mit vielem Dank zurück.

Melechsala.

Vater Gregor, des Namens der Neunte auf St. Petri Stuhl, gerieth in einer schlaflosen Nacht auf den Einfall, einen Kreuzzug gegen die heidnischen Saracenen zu veranstalten. Kaum beleuchtete die Morgensonne den ehrwürdigen Vatikan, so klingelte schon Se. Heiligkeit dem aufwarten-

den Kämmerling und befahl das heilige Kollegium zusammen zu berufen, worauf Vater Gregor eine feierliche Messe hielt, und nach deren Beendigung den Kreuzzug in Vorschlag brachte, wozu auch sogleich alle Kardinäle ihre Zustimmung gern und willig ertheilten.

Darauf zog ein Nuncius flugs hinab gen Neapel, wo Kaiser Friedrich von Schwabenland damals Hof hielt; er trug zwei Büchsen in seiner Reisetasche; die eine war gefüllt mit dem süßen Honigseim der Ueberredung; die andere mit Zunder, Stahl und Stein. damit den Bannstrahl anzuzünden, wofern der störrische Sohn der Kirche dem heiligen Vater nicht schuldigen Gehorsam leisten würde. Als der Legat zu Hofe kam, that er die süße Büchse auf, und sparte nichts an der glatten Latwerge. Aber Kaiser Friedrich war ein feiner Züngler, dem widerte bald der Pillengeschmack, der in der Süßigkeit verborgen lag. Darum verschmähete er die betrügliche Leckerei, und begehrte nichts mehr davon. Da that der Legat die andere Büchse auf, und ließ einige Funken daraus sprühen, die den kaiserlichen Bart versengten und auf der Haut wie Nesseln brannten. Daraus vermerkte der Kaiser, daß ihm des heiligen Vaters Finger bald zu schwer werden dürften; er legte sich also zum Zweck, bequemte sich zum Gehorsam, und betagte die Fürsten zur Heeresfahrt in's heilige Land. Die Fürsten thaten das kaiserliche Gebot kund den Grafen, die Grafen entboten ihre Lehnsleute, die Ritter und Edeln, die Ritter rüsteten ihre Knappen und Knechte, und Alle saßen auf und versammelten sich jeder unter sein Panier.

Nächst der Bartholomäusnacht hat keine so viel Jammer und Noth auf Erden gestiftet, als die, welche Gottes Statthalter auf Erden durchwachte, um einen verderblichen Kreuzzug auszusinnen. Ach wie viel heiße Thränen flossen, als Ritter und Knecht abreisten, um vielleicht nie wiederzukehren! Das Band von tausend glücklichen Ehen wurde gewaltsam zerrissen; und unter ihnen auch die Ehe von Elisabeth der Heiligen, vermählten Landgräfin in Thüringen, und von Ottilia, vermählten Gräfin von Gleichen, welche zwar nicht im Geruche der Heiligkeit stand, aber in Absicht der Schönheit und ihres tugendsamen Wandels keiner ihrer Zeitgenossinnen nachstand.

Landgraf Ludwig, ein treuer Lehnsmann des Kaisers, ließ ein allgemeines Aufgebot in's Land ergehen, daß sich seine Vasallen zu ihm sammeln und ihm in's Heerlager folgen sollten. Allein die Mehrsten suchten einen Vorwand, diese Fahrt in fremde Lande glimpflich von sich abzulehnen. Einen plagte das Zipperlein, den Andern das Fieber; dem waren seine Rosse gefallen, jenem die Rüstkammer aufgebrannt. Nur Graf Ernst von Gleichen, nebst einer kleinen Schaar rüstiger Kämpen, die frank und ledig

waren und Lust hatten ein fernes Abenteuer zu bestehen, waffneten ihre Reisigen und Knechte, gehorchten den Geboten des Landgrafen, und führten ihr Volk auf den Sammelplatz. Der Graf war seit zwei Jahren vermählt, und während dieses Zeitverlaufs hatte ihm seine liebreizende Gemahlin auch zwei Kinder geschenkt, ein Herrlein und ein Fräulein. Ob sich Graf Ernst gleich stark machte, wie ein Mann, so behauptete die Natur doch an ihm ihre Rechte, und er konnte die mächtigen Gefühle der Zärtlichkeit nicht verhehlen, als er beim Scheiden sich mit Gewalt seiner weinenden Gemahlin aus den Armen wand. Indem er mit stummem Schmerz sie verlassen wollte, drehte sie sich rasch nach dem Bettlein ihrer Kinder, riß das schlummernde Herrlein daraus hervor, drückte es sanft an ihre mütterliche Brust, und reichte es mit bethräntem Blick dem Vater hin, um auch den väterlichen Abschiedskuß auf die unschuldige Wange zu drücken. Ebenso that sie mit dem Fräulein. Das griff dem Grafen gewaltsam an's Herz, die Lippen fingen an zu beben, der Mund verzog sich sichtbar in die Breite, wobei er laut aufschluchzte, die Kinder an den stählernen Harnisch drückte, unter welchem ein sehr weiches empfindsames Herz schlug, sie aus dem Schlafe küßte, und nebst seiner hochgeliebten Gemahlin in den Schutz Gottes befahl. Als er nun nebst seiner reisigen Schaar den krummen Burgweg von der hohen Feste Gleichen herabzog, sah ihm die Gräfin mit banger Wehmuth nach, so lange noch sein Panier, worein sie mit feiner Purpurseide das rothe Kreuz gestickt hatte, vor ihren Augen wehete.

Landgraf Ludwig war hoch erfreut, da er den stattlichen Lehnsmann mit Rittern und Knappen unter Vortragung des Kreuzpaniers herantraben sah; aber als er ihn in's Auge faßte und den Trübsinn des Grafen wahrnahm, ward er zornig, denn er meinte, der Graf sei flau und grämisch über den Heereszug, und ihm nicht mit gutem Willen nachgezogen. Darum faltete er seine Stirn, und die landgräfliche Nase schnaubte Unwillen. Graf Ernst aber hatte einen feinen Blick und merkte bald, was seinem Herrn wurmte, deßhalb trat er ihn kecklich an, und eröffnete ihm die Ursache seines Mißmuths. Das war Oel zum Essig des Unwillens, der Landgraf erfaßte mit biederer Traulichkeit die Hand seines Vasallen und sprach: Ist's also, lieber Getreuer, wie Ihr saget, so drückt uns beiden der Schuh an einem Ort; Liesbeth, mein ehelich Gemahl, hat mir auch beim Valet das Herz eingeflennt. Aber seid gutes Muths; indem wir kämpfen, werden unsere Weiber daheim beten, damit wir mit Glanz und Ruhm zu ihnen zurückkehren. So war's damals Sitte im Lande: wenn der Mann zu Felde zog, blieb die Hausfrau in ihrem Kämmerlein

still und einsam, fastete und betete, und that Gelübde für seine glückliche Heimkehr.

Die fromme Landgräfin empfand den Schmerz der Trennung von ihrem Gemahl ebenso lebhaft, als ihre Schicksalsgefährtin, die Gräfin von Gleichen. Ob ihr Herr, der Landgraf, gleich von etwas stürmischem Wesen war, so lebte sie doch mit ihm in vollkommenster Eintracht, wiewohl das Ehepaar in Bezug auf die Werkheiligkeit nicht immer einerlei Meinung war. Die fromme Landgräfin hatte zu großem Verdruß ihrer Höflinge und der genäschigen Edelknaben die Gewohnheit, die reichhaltigsten Schüsseln von der landgräflichen Tafel für hungrige Bettler, die ihre Burg unablässig belagerten, aufzusparen, und sich das Vergnügen zu machen, wenn der Hof abgetafelt hatte, diese verdienstliche Spende eigenhändig an die Armen auszutheilen. Das löbliche Küchenamt führte nach höfischer Manier, vermöge welcher die Ersparniß im Kleinen die Verschwendung im Großen immer ausgleichen soll, darüber von Zeit zu Zeit so nachdrückliche Klage, als wenn die ganze Landgrafschaft Thüringen Gefahr lief, von diesen mageren Gästen aufgezehrt zu werden, und der Landgraf hielt diese Spende für so wichtig, daß er seiner Gemahlin dieses christliche Liebeswerk alles Ernstes untersagte. Eines Tages konnte sie gleichwohl dem Triebe der Wohlthätigkeit nicht widerstehen. Sie winkte ihren Frauen, die eben abtrugen, einige unberührte Schüsseln und einige Laiblein Brod von Waizenmehl auf die Seite zu bringen. Alles das sammelte sie in ein Körbchen, und stahl sich damit durch das Felsenpförtchen aus der Burg heraus.

Aber die Laurer hatten das schon ausgekundschaftet, und es dem Landgrafen verrathen, welcher an allen Ausgängen des Schlosses fleißig aufpassen ließ. Da ihm nun angesagt wurde, seine Gemahlin sei wohlbeladen zum Seitenpförtchen hinausgeschlüpft, kam er stattlich über den Schloßhof dahergeschritten, und trat auf die Zugbrücke, gleichsam um freie Luft zu schöpfen. Ach! da hörte die fromme Landgräfin seine goldenen Sporen klirren. Alsbald befiel sie Furcht und Schrecken, daß ihr die Knie zitterten, und sie nicht fürder gehen konnte. Sie verbarg ihr Körbchen so gut als möglich unter der Schürze, aber der Landgraf merkte Unrath, kam mit Eile herzu, seine bräunlichen Wangen röthete der Zorn, und die Kolleader trat mächtig an der Stirn hervor. Weib, sprach er mit raschem Ton, was trägst du in dem Korbe, welchen du mir verbirgst? Ist's nicht der Abhub meiner Tafel, womit du das lose Gesindel der Lungerer und Bettler fütterst? Mit nichten, lieber Herr, antwortete die fromme Landgräfin züchtiglich, aber beklommen, es sind eitel Rosen, die ich in dem Burgzwinger gepflückt habe. Laß sehen, was du trägst, sprach

der gebieterische Eheherr, und riß mit Ungestüm der Zagenden die Umhüllung des Korbes weg. Das schwache Weib konnte sich gegen diese Gewaltthätigkeit nur zurückweichend vertheidigen. Thut doch gemach, lieber Herr, gegenredete sie, und erröthete vor Scham, daß sie vor ihrem Hofgesinde auf einer Lüge erfunden worden. — Aber o Wunder! o Wunder! die Brode und das Fleisch hatten sich wirklich in die schönsten aufblühenden Rosen verwandelt; aus den Semmeln waren weiße, aus den Schlackwürsten purpurfarbne und aus den Eierkuchen waren gelbe Rosen worden. Mit freudigem Staunen nahm die heilige Frau diese wunderbare Verwandlung wahr, und wußte nicht, ob sie ihren Augen glauben sollte.

Dieser augenscheinliche Beweis der Unschuld besänftigte den erzürnten Löwen. Er wendete nun seine furchtbaren Blicke auf die bestürzten Hofschranzen, welche seiner Meinung nach die fromme Landgräfin unschuldig verläumdet hatten, schalt sie heftig aus und that einen theuren Schwur, den ersten Ohrenbläser, der seine tugendhafte Gemahlin wieder bei ihm verunglimpfen würde, alsbald in das Verließ werfen, und darin peinlich verschmachten zu lassen. Hierauf nahm er eine der Rosen und steckte sie zum Triumph der Unschuld auf den Hut. Die Geschichte meldet aber nicht, ob er den folgenden Tag eine verwelkte Rose oder eine Schlackwurst darauf fand, indeß berichtet sie, daß die heilige Elisabeth, sobald ihr Herr mit dem Kuß des Friedens sie verlassen, und sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, getrosten Muthes nach dem Anger, wo ihre Pfleglinge, die Lahmen und Blinden, die Nackten und Hungrigen ihrer warteten, den Berg hinabgewandelt sei, dort ihre gewöhnlichen Spenden auszutheilen. Denn sie wußte wohl, daß die wunderthätige Täuschung dort wieder verschwinden werde, wie denn auch wirklich geschah; da sie ihr Körbchen öffnete, fand sie keine Rosen mehr, wohl aber die nahrhaften Brocken darin, die sie den höfischen Tellerleckern aus den Zähnen gerückt hatte.

Ob sie nun wohl, da ihr Herr in's heilige Land zog, seiner strengen Aufsicht entledigt wurde, und freie Macht und Gewalt bekam, Liebeswerke im Geheim oder öffentlich, wie und wann es ihr gefiel, auszuüben, so liebte sie doch den gebietrischen Ehegemahl so treu und aufrichtig, daß sie ohne die innigste Betrübniß nicht von ihm scheiden konnte. Ach, es ahnete ihr wohl, daß sie ihn in diesem Erdenleben nicht wiedersehen würde. Er starb auf der Heeresfahrt in der Blüthe des Lebens an einem bösen Fieber zu Hydrunt, ehe er noch das ritterliche Verdienst sich erworben hatte, einen Sarazenen bis auf den Sattelknopf zu spalten. Als er sich zur Hinfahrt anschickte und es an dem war, daß er die Welt segnen sollte,

berief er unter den umstehenden Dienern und Vasallen Graf Ernst zu sich an's Sterbebette, ernannte ihn an seiner Statt zum Anführer des Häufleins der Kreuzfahrer, die ihm gefolgt waren, und nahm einen Eid von ihm, nicht wieder heimzukehren, er habe denn drei Mal gegen die Ungläubigen das Schwert gezückt. Hierauf verschied er. Graf Ernst ließ den erbleichten Leichnam seines Herrn einbalsamiren, verschloß ihn in eine silberne Truhe und schickte ihn der verwittweten Landgräfin zu, die um ihren Gemahl Leid trug, wie eine römische Kaiserin; denn sie legte die Trauerkleider nicht wieder ab, so lange sie lebte.

Graf Ernst von Gleichen förderte die Wallfahrt, so sehr er konnte, und gelangte mit den Seinigen glücklich im Heereslager bei Ptolemais an. Hier fand er freilich mehr eine verwirrte Vorstellung des Krieges, als einen ernsthaften Feldzug. Von den zahlreichen Heerschaaren, die aus ihrem Vaterlande auswanderten, gelangte immer nur der kleinste Theil bis an die Gränzen des Landes, auf dessen Eroberung sie ausgingen. Die Wenigsten fraß das Schwert der Sarazenen; diese Ungläubigen hatten mächtige Bundesgenossen, die sie dem feindlichen Heere weit über die Gränze entgegen schickten, und die wacker darunter aufräumten, ob sie gleich weder Lohn noch Dank für ihre guten Dienste erhielten. Das waren namentlich Hunger, Blöße, Fährlichkeit zu Land und zu Wasser und unter bösen Brüdern, Frost und Hitze, Pest und böse Beulen; auch das peinliche Heimweh fiel zuweilen wie schwerer Alp auf die stählernen Harnische, preßte sie wie geschmeidige Pappe zusammen, und spornte die Rosse zur flüchtigen Heimkehr. Unter diesen Umständen hatte Graf Ernst wenig Hoffnung, so eilfertig als er wohl wünschte, seiner Zusage Genüge zu thun und sein ritterliches Schwert dreimal gegen die Sarazenen blitzen zu lassen, ehe er an den Rückzug in's Vaterland gedenken durfte. Drei Tagereisen rings um's Lager her ließ sich kein arabischer Bogenschütze blicken, die Ohnmacht des Christenheeres lag hinter Bollwerk und Schanzen verborgen, und wagte sich nicht daraus hervor, den fernen Feind aufzusuchen, sondern harrete auf die zögernde Hülfe des Papstes, der seit der schlaflosen Nacht, welche den Kreuzzug angesponnen hatte, einer ungestörten Ruhe genoß, und sich um den Erfolg des heiligen Krieges wenig bekümmerte.

In dieser Unthätigkeit trieb die christliche Ritterschaft im Lager großes Wohlleben und Kurzweil, die müssige Zeit zu tödten und die Grillen zu verscheuchen; die Wälschen mit Sang und Saitenspiel, wozu die leichtfüßigen Franzosen hüpften; die ernsten Hispanier mit dem Brettspiel; die Britten mit dem Hahnenkampf; die Deutschen mit Turnieren und Fechtübungen. Graf Ernst, der an all' diesem Zeitvertreib wenig

Gefallen trug, erlustigte sich mit der Jagd, bekriegte die Füchse in der dürren Wüste, und verfolgte die schlauen Feldgemsen in den verbrannten Gebirgen. Die Ritter von seinem Gefolge scheuten die glühende Sonne am Tage und die feuchte Nachtluft unter diesem fremden Himmel, und schlichen hinab, wenn ihr Herr aufsatteln ließ; daher pflegte ihm nur sein getreuer Schildknappe, der flinke Kurt genannt, und ein einziger Reisige auf die Jagd zu folgen. Einstmals hatte ihn die Neigung, den Gemsen nachzuklettern, so weit geführt, daß die Sonne schon in's Mittelmeer tauchte, ehe er an den Rückzug gedachte, und so sehr er sich auch sputete, das Lager zu erreichen, so überfiel ihn doch die Nacht, ehe er dahin gelangte. Eine Erscheinung trüglicher Irrlichter, welche er für die Wachtfeuer des Lagers hielt, entfernte ihn noch weiter davon. Da er seines Irrthums inne ward, beschloß er unter einem Feldbaume bis zu Tagesanbruch zu rasten. Der getreue Knappe bereitete seinem ermüdeten Herrn ein Lager von weichem Moos, der, von der Hitze des Tages abgemattet, einschlief, ehe er die Hand erhob, sich nach Gewohnheit mit dem heiligen Kreuz zu segnen. Aber dem flinken Kurt kam kein Schlaf in die Augen; er war von Natur so wachsam wie ein Nachtvogel, und wenn ihm auch das Talent der Wachsamkeit nicht wäre verliehen gewesen, so würde ihn die treue Sorgfalt für seinen Herrn munter erhalten haben. Die Nacht war, wie es das Klima von Asien mit sich bringt, hell und klar; die Sterne funkelten wie im reinen Brillantenlichte, und feierliche Stille, wie im Thale des Todes, herrschte in der weiten Einöde. Kein Lüftchen athmete; demungeachtet goß die nächtliche Kühlung Leben und Erquickung auf Pflanzen und Thiere. Aber um die dritte Nachtwache, da der Morgenstern den kommenden Tag verkündete, erhob sich ein Getöse in düsterer Ferne, gleich einem rauschenden Waldstrom, der sich über einen jähen Absturz herabwälzt. Der wachsame Knappe horchte hoch auf, und ging auch mit seinen übrigen Sinnen auf Kundschaft aus, da sein scharfes Auge den Schleier der nächtlichen Dämmerung zu durchdringen vermochte. Er horchte und windete zugleich wie ein Spürhund, denn ihn wehete ein Geruch an, wie der von wohlriechenden Kräutern und zerquetschten Grashalmen, auch schien das befremdende Getöse sich immer mehr zu nähern. Er legte das Ohr auf die Erde und vernahm ein Trappeln wie von Rosses Hufen, welches ihn auf die Vermuthung brachte, das wilde Heer ziehe vorüber. Da überlief's ihn mit einem kalten Schauer und wandelte ihn große Furcht an. Er rüttelte deshalb seinen Herrn aus dem Schlafe, und dieser merkte bald, nachdem er sich ermuntert hatte, daß hier ein anderes als ein gespenstisches Abenteuer zu bestehen sei. Indem der Reisige die Pferde aufzäumte, ließ er sich in aller Eile waffnen.

Die dunkeln Schatten schwanden nun allgemach, und der herannahende Morgen färbte den Saum des östlichen Horizonts mit seinem Purpurlichte, da sah der Graf, was er geahnet hatte, einen Haufen Sarazenen heranziehen, Alle wohlgerüstet zum Streit, um eine Beute von den Christen zu erjagen. Ihren Händen zu entfliehen war keine Möglichkeit, und der unwirthbare Baum im weiten Blachfelde gab keinen Schutz, Roß und Mann dahinter zu verbergen. Darum befahl der männliche Held seine Seele in den Schutz Gottes und der heiligen Jungfrau, und faßte den Entschluß ritterlich zu sterben. Er gebot seinen Dienern ihm zu folgen, und ihr Leben so theuer zu verkaufen, als sie könnten. Hierauf stach er den Friesländer wacker an, und setzte mitten in das feindliche Geschwader, welches sich eines so plötzlichen Angriffs von einem einzelnen Ritter nicht versah. Die Ungläubigen bestürzten und flohen auseinander, wie leichte Spreu, die der Wind zerstreuet. Da sie aber inne wurden, daß der Feind nicht stärker sei, als drei Helme, wuchs ihnen der Muth, und es begann ein ungleiches Gefecht, wo die Tapferkeit der Menge unterlag. Der Graf tummelte sich indessen wacker auf dem Kampfplatze herum, die Spitze seiner Lanze blitzte Tod und Verderben auf die feindlichen Heerschaaren, und wenn sie ihren Mann faßte, so flog er unwiderstehbar aus dem Sattel. Selbst den Anführer des sarazenischen Volks, der grimmig auf ihn einrennte, streckte der mannfeste Arm des Grafen zu Boden und durchstach ihn, da er sich wie ein Wurm im Sande wälzte, mit der sieggewohnten Lanze, wie der Ritter St. Georg den scheußlichen Lindwurm. Der flinke Kurt hielt sich nicht minder hurtig. Ob er wohl zum Angriff nicht taugte, so war er doch ein Meister im Nachhauen und hieb Alles in die Pfanne, was sich nicht zur Wehre setzte. Auch der Reisige that sein Bestes, reine Bahn um sich her zu machen, und hielt dabei seines Herrn Rücken frei. Wie aber neun Bremsen das stärkste Pferd, vier Stiere der Kaffern einen afrikanischen Löwen, und gemeiner Sage nach eine Mäuserotte einen Erzbischof überwältigen und bezwingen können, davon der Mäusethurm im Rhein kundig Zeugniß gibt, so wurde der Graf von Gleichen nach einem ritterlichen Gefechte von der Zahl der Feinde auch endlich übermannt. Sein Arm ermüdete, die Lanze war zersplittert, das Schwert gestümpft, der Gaul strauchelte auf dem mit Feindesblut getränkten Schlachtfelde. Des Ritters Fall war die Losung des Sieges, hundert rüstige Arme stürmten auf ihn ein, das Schwert ihm zu entringen, und seine Hand hatte zum Widerstande keine Kräfte mehr. Sobald der flinke Kurt den Ritter fallen sah, entfiel ihm auch der Muth und zugleich der Streithammer, mit dem er die Sarazenenschädel so meisterlich zerhämmert hatte. Er ergab sich, und bat

flehentlich um Gnade. Der Reisige stand in dumpfem Hinbrüten da, verhielt sich leidend, und erwartete mit stierischer Gleichmüthigkeit den Schlag einer Streitkolbe auf seine Sturmhaube, der ihn zu Boden stürzen würde.

Die Sarazenen waren indessen menschlichere Sieger, als die Ueberwundenen hoffen durften, sie begnügten sich die drei Kriegsgefangenen zu entwaffnen, ohne ihnen am Leibe Schaden noch Leid zu thun. Diese milde Schonung war eben keine Regung der Menschenliebe, sondern nur Kundschafterbarmherzigkeit; von einem erschlagenen Feinde ist nichts auszuforschen, und die Absicht der streifenden Horde war eigentlich, von dem Zustande des christlichen Heeres bei Ptolemais sichere Kundschaft einzuziehen. Nachdem die Gefangenen verhört waren, wurden ihnen nach asiatischem Kriegsgebrauch die Sklavenfesseln angelegt, und weil eben ein Schiff nach Alexandrien segelfertig lag, schickte sie der Bey von Asdod zum Sultan von Egypten, um am Hofe ihre Aussage von der Beschaffenheit der christlichen Heeresmacht zu bestätigen. Das Gerücht von der Tapferkeit des wackern Franken war bereits vor seiner Ankunft bis zu den Thoren von Großkairo erschollen. Gleichwohl wurde, da der muselmännische Eigendünkel fremdem Verdienst keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, Graf Ernst in dem Aufzuge eines Baugefangenen, mit schweren Ketten belastet, in den vergitterten Thurm gesperrt, wo die Sklaven des Sultans pflegten aufbewahrt zu werden. Hier hatte er Zeit und Muße, in langen peinlichen Nächten und einsamen traurigen Tagen das eherne Schicksal seines zukünftigen Lebens zu überdenken, und es gehörte eben so viel Muth und Standhaftigkeit dazu, unter diesen Betrachtungen nicht zu erliegen, als sich mit einer ganzen Horde streifender Araber auf dem Schlachtfelde herumzutummeln. Oft schwebte das Bild seiner ehemaligen häuslichen Glückseligkeit ihm vor Augen; er dachte an seine holde Gemahlin und seine lieblichen Kinder. Ach, wie verwünschte er die unglückliche Fehde der heiligen Kirche mit den Heiden im Orient, die ihn des glücklichen Looses seines Erdenlebens beraubt, und an unauflösliche Sklavenketten gefesselt hatte. In diesen Augenblicken war er der Verzweiflung nahe, und es fehlte wenig, daß seine Frömmigkeit an dieser Klippe der Anfechtung nicht scheiterte.

Zu Lebzeiten Graf Ernsts von Gleichen trieb sich eine abenteuerliche Geschichte herum von Herzog Heinrich dem Löwen, die damals als eine bei Menschengedenken vorgefallene Begebenheit im ganzen deutschen Reiche großen Glauben fand. Der Herzog, so erzählt die Volkssage, wurde auf seiner Wallfahrt über's Meer in's heilige Land durch einen schweren Sturm an eine unbewohnte afrikanische Küste verschlagen, wo er von sei-

nen Unglücksgenossen allein dem Schiffbruch entrann, und in der Höhle eines gastfreien Löwen Obdach und Zuflucht fand. Die Gutmüthigkeit des grausamen Bewohners der Höhle hatte aber eigentlich nicht ihren Sitz im Herzen, sondern in der linken Hintertatze; er hatte sich auf der Jagd in den libyschen Wüsten einen Dorn eingetreten, der ihm so viel Schmerzen machte, daß er sich weder regen noch bewegen konnte, und darüber seine natürliche Freßbegierde ganz vergaß. Nach gemachter Bekanntschaft und gewonnenem wechselseitigem Zutrauen vertrat der Herzog bei dem König der Thiere die Stelle eines Arztes, und grub ihm mühsam den Dorn aus dem Fuße. Der Löwe wurde heil, und eingedenk der ihm von seinem Gast erwiesenen Wohlthat verpflegte er diesen auf's beste von seinem Raube, und war so freundlich und zuthätig gegen ihn, wie ein Schooßhund.

Der Herzog wurde aber der kalten Küche seines vierfüßigen Wirthes bald überdrüssig, und sehnte sich nach den Fleischtöpfen seiner ehemaligen Hofküche; denn er wußte das ihm zugetheilte Wildpret nicht so niedlich zuzurichten, als vordem sein Mundkoch. Da überfiel ihn das Heimweh gar mächtig, und weil er keine Möglichkeit sah, jemals in seine Erblande zurückzukehren, betrübte ihn das in der Seele also, daß er sichtbar verkümmerte, wie ein wunder Hirsch. Da trat der Versucher zu ihm, in Gestalt eines kleinen schwarzen Männleins, welches der Herzog beim ersten Anblick für einen Orangutang hielt; es war aber der Satanas leibhaftig, der grinsete ihn an und sprach: Herzog Heinrich, was jammerst du? So du mir vertrauest, will ich all deinem Kummer ein Ende machen und dich heimführen zu deinem Gemahl, daß du noch heute Abend neben ihr im Schloß zu Braunschweig tafelst, denn es ist dort ein herrlich Abendmahl zugeschickt, sintemal sie mit einem Andern hochzeitet, dieweil sie sich deines Lebens verziehen hat.

Diese Nachricht rollte wie ein Donnerschlag in des Herzogs Ohren, und schnitt ihm wie ein zweischneidig Schwert durch's Herz. Wuth brannte in seinen Augen wie Feuerflammen, und in seiner Brust tobte Verzweiflung. Will mir der Himmel nicht, dachte er in diesem schrecklichen Augenblicke, so mag die Hölle rathen! Der Herzog legte, ohne sich lange zu bedenken, die goldnen Sporen an, gürtete das Schwert um die Lenden, und machte sich reisefertig. Hurtig, Gesell, sprach er, führe mich und diesen meinen getreuen Löwen gen Braunschweig. Wohl! antwortete der Schwarzbart, aber weißt du auch, welcher Lohn mir für die Ueberfracht gebührt? Fordere was du willst, sprach Herzog Heinrich, es soll dir auf's Wort gewähret sein. Deine Seele auf Sicht bis in jene Welt,

antwortete Beelzebub. Es sei! Schlag ein! rief die tobende Wuth aus Heinrichs Munde.

Sonach war der Vertrag zwischen beiden Theilhabern in bester Form Rechtens geschlossen. Der höllische Weih verwandelte sich augenblicklich in einen Vogel Greif, faßte in eine Kralle den Herzog, in die andere den getreuen Löwen, und führte Beide in einer Nacht vom libyschen Gestade gen Braunschweig, setzte seine Bürde wohlbehalten mitten auf dem Marktplatz ab, und verschwand, als eben der Wächter in's Horn stieß, um die Mitternachtsstunde abzurufen, und ein verjährtes Lied aus der rauhen Mummenkehle zu krähen. Der herzogliche Palast und die ganze Stadt flimmerte noch wie der gestirnte Himmel von der hochzeitlichen Beleuchtung, und auf allen Straßen war Lärm und Getöse des frohlockenden Volkes, das herzuströmte, die geschmückte Braut und den feierlichen Fackeltanz, der das Vermählungsfest beschließen sollte, zu begaffen. Herzog Heinrich drängte sich mitten im Volksgetümmel durch den Eingang des Palastes, trat mit klingenden Sporen unter Geleitschaft des getreuen Löwen in's Tafelgemach, zückte das Schwert und sprach: Heran, wer treu bei Herzog Heinrich hält, und auf Verräther Fluch und Dolch! Zugleich brüllte der Löwe, wie wenn sieben Donner ihre Stimme hören lassen, schüttelte die furchtbare Mähne und reckte zornmüthig den Schwanz zum Zeichen des Angriffs empor. Die Zinken und Posaunen verstummten, und ein grausendes Schlachtgetöse rauschte von dem Gewühl im Brautsaal zum gothischen Gewölbe hinauf, davon die Mauern dröhnten und die Schwellen bebten.

Der goldgelockte Hochzeiter und die bunte Schmetterlingsschaar seiner Höflinge fielen unter dem Schwert des Herzogs, wie die tausend Philister unter dem Eselskinnbacken, und wer dem Schwert entging, der lief dem Löwen in den Rachen und wurde abgewürgt wie ein wehrloses Lamm. Nachdem der zudringliche Freier nebst der Gespannschaft seiner Edeln und Diener aufgerieben war, setzte sich Herzog Heinrich wohlgemuth an die Tafel zu seiner Gemahlin, die von dem Todesschrecken, den er ihr gemacht hatte, eben anfing, sich wieder zu erholen. Indem er sich die Speisen seiner Mundköche wohl schmecken ließ, die nicht für ihn zugerichtet waren, warf er einen Blick auf seine Gemahlin, und sah, daß sich die Herzogin in räthselhaften Thränen badete, welche eben so gut auf Verlust als Gewinn sich ausdeuten ließen. Indessen erklärte er sie lediglich zu seinem Vortheil, und verwies ihr nur mit liebreichen Worten die Uebereilung ihres Herzens, worauf er von Stund an wieder in alle seine Rechte trat.

Diese Geschichte hatte sich Graf Ernst auf dem Schooße seiner Amme

gar oft erzählen lassen, und nachher bei reiferem Alter die Wahrheit derselben bezweifelt. In der traurigen Einöde des vergitterten Thurms aber bildete sich ihm das Alles wohl als möglich vor, und sein schwankender Ammenglaube gedieh beinah zur Ueberzeugung. Ein Flug durch die Luft schien ihm die leichteste Sache von der Welt zu sein, wenn der Geist der Finsterniß in schauervoller Mitternacht seinen Fittig dazu herleihen wollte. Es regte sich ein geheimes Verlangen in seiner Seele, das nämliche Abenteuer zu bestehen, ob er gleich diesen Wunsch sich selbst nicht eingestand. Wenn indessen eine wandernde Maus zwischen der Vertäfelung der Wände zur Nachtzeit kraspelte, wähnte er flugs, der Bewohner der Hölle melde seine dienstfertige Ankunft, und zuweilen brachte er schon in Gedanken den Vertrag mit ihm vorläufig in Richtigkeit. Allein außer den täuschenden Träumen, die ihm die schwindelnde Luftreise in's deutsche Vaterland vorgaukelte, hatte der Graf von seinem Ammenglauben keinen weitern Gewinn, als daß er mit diesem Gaukelspiel ein Paar leere Stunden ausfüllte.

Während der Graf Ernst in solchen Grillen einen schwachen Schein der Hoffnung zur Erlösung aus dem düstern Gitterthurme träumte, und auf wenig Augenblicke seines Kummers und Unmuths dabei vergaß, brachten die heimkehrenden Diener der harrenden Gräfin die Botschaft zurück, ihr Herr sei aus dem Lager verschwunden, ohne daß sie zu sagen wußten, welches Abenteuer ihm zugestoßen sei. Einige muthmaßten, er sei der Raub eines Drachen oder Lindwurm worden; andere, ein verpestetes Lüftlein habe ihn in den syrischen Wüsteneien angewehet und getödtet; noch andere, er sei von einer arabischen Räuberbande geplündert und gemordet oder gefangen weggeführt worden. Darin kamen Alle überein, daß er als gestorben zu achten und die Gräfin ihrer ehelichen Gelübde quitt und ledig sei. Sie beweinte ihren Herrn auch wirklich als einen Todten. Und als ihre verwaisten Kindlein in der Unbefangenheit ihres Herzens sich der schwarzen Käpplein freuten, die ihnen Mama hatte machen lassen, den guten Vater, dessen Verlust sie noch nicht fühlten, darin zu betrauern, so jammerte es sie in der Seele, und ihre Augen zerflossen in Thränen vor wehmuthsvoller Betrübniß. Aber eine geheime Ahnung sagte ihr demungeachtet, der Graf sei noch am Leben. Sie erstickte diesen Gedanken, der ihr wohl that, auch keinesweges in ihrem Herzen; denn Hoffnung ist doch die kräftigste Stütze der Leidenden, und der süßeste Traum des Lebens. Um diese zu erhalten, rüstete sie im Geheim einen treuen Diener aus, und schickte ihn auf Kundschaft über's Meer in's heilige Land. Der schwebte wie ein Rabe aus der Arche Noah über den Gewässern hin und her, und ließ weiter nichts von sich hören. Darauf

sendete sie einen andern Boten aus, der kam nach sieben Jahren, nachdem er Land und Meer durchzogen hatte, wieder heim, ohne daß er das Oelblatt guter Hoffnung im Schnabel trug. Gleichwohl zweifelte die standhafte Frau im geringsten nicht, ihr Herr sei noch im Lande der Lebendigen anzutreffen, denn sie vertraute fest darauf, ein so zärtlicher getreuer Gatte könne unmöglich aus der Welt geschieden sein, ohne bei seinem Tode an sein Weib und seine Kindlein daheim zu gedenken, und ein Anzeichen seines Abschieds aus der Welt zu geben. Aber es hatte sich seit Abzug des Grafen im Schlosse nicht geeignet, weder in der Rüstkammer durch Waffengeräusch, noch auf dem Söller durch einen rollenden Balken, noch im Bettgemach durch einen leisen Wandeltritt oder durch einen herzhaften Stiefelgang. Auch hatte keine nächtliche Wehklage von der hohen Giebelzinne des Palastes herabgetönet, noch das berüchtigte Vöglein Kreideweiß seinen grausenvollen Todtenruf hören lassen. Aus der Abwesenheit aller dieser Anzeichen von böser Vorbedeutung schloß sie, daß ihr vielgeliebter Ehegemahl noch lebe, und wir wissen, daß diese Ueberzeugung ihre gute Richtigkeit hatte. Daher ließ sie sich durch den unfruchtbaren Erfolg der beiden ersten Entdeckungsreisen keineswegs abschrecken, den dritten Boten in alle Welt zu senden. Dieser war aber träger Gemüthsart, und hatte sich das Sprüchlein wohl gemerkt: Zum Laufen hilft nicht schnell sein; darum hielt er bei jedem Wirthshaus an, und that sich gütlich. Und da er es ungleich bequemer fand, die Leute, bei welchen er des Grafen wegen Nachfrage halten sollte, zu sich kommen zu lassen, als ihnen in der weiten Welt nachzuspüren und sie aufzusuchen; so stellte er sich an einen Posten, wo er alle aus dem Orient rückkehrenden Pilger befragen konnte, und das war der Hafen an der Wasserstadt Venedig. Dieser war damals gleichsam das allgemeine Thor, durch welches die Pilger und Kreuzfahrer aus dem heiligen Lande in ihre Heimath zurückkamen. Ob der schlaue Mann das beste oder das schlechteste Mittel wählte, seiner aufhabenden Function Genüge zu leisten, das wird sich in der Folge zeigen.

Nach einer siebenjährigen Gefangenschaft in dem engen Gewahrsam des vergitterten Thurmes zu Großkairo, die dem Grafen unsäglich lange däuchte, vermeinte er vom Himmel verlassen zu sein, und verzieh sich gänzlich seines Leibes Erlösung aus diesem trübseligen Käfig, in welchem er des wohlthätigen Anblicks der Sonne entbehren mußte, und wo das gebrochene Tageslicht nur kümmerlich durch ein enges mit eisernen Stäben verwahrtes Fenster einfiel. Seine Hoffnung auf die Hilfe des Gottseibeiuns war lange zu Ende, und das Vertrauen auf die wunderthätige Hilfe seines Schutzheiligen wog ein Senfkorn auf.

Aus dieser trübseligen Stimmung weckte ihn plötzlich das Rasseln von einem Schlüsselbund vor der Thür seiner Klause. Seit dem Eintritt in dieselbe hatte der Kerkermeister das Amt der Schlüssel hier nicht wieder verwaltet, denn alle Bedürfnisse des Gefangenen gingen durch eine Klappe in der Thür aus und ein; daher gehorchte das verrostete Schloß erst nach langem Widerstande vermittelst der Lockspeise des Baumöls. Aber das Knarren der eisernen Bänder an der aufgehenden Thür, die sich schwerfällig um den Angel bewegten, war dem Grafen ein lieblicher Ohrenschmaus. Ein ahnungsvolles Herzklopfen setzte sein stockendes Blut in Umlauf, und er erwartete mit ungeduldigem Verlangen die Botschaft von der Veränderung seines Schicksals; übrigens war es ihm gleichgültig, ob sie ihm Tod oder Leben verkünden würde. Zwei schwarze Sklaven traten mit dem Kerkermeister herein, die auf dessen Wink dem Gefangenen die Fesseln abnahmen, und ein anderer stummer Wink des ernsten Graubarts gebot dem Entledigten, ihm zu folgen. Er gehorchte mit wankenden Schritten, die Füße versagten ihm den Dienst, und er bedurfte der Unterstützung der beiden Sklaven, um die steinerne Wendeltreppe hinabzutaumeln. Man führte ihn vor den Hauptmann der Gefangenen, der ihn mit sträflichem Gesicht also anredete: Hartnäckiger Franke, warum hast du verheimlicht, welcher Kunst du erfahren bist, da du in den Gitterthurm gelegt wurdest? Einer deiner Mitgefangenen hat dich verrathen, daß du ein Meister seist der Gärtnerei. Gehe, wohin dich der Wille des Sultans ruft, richte einen Garten an, nach der Weise der Franken, und pflege sein, wie deines Augapfels, daß die Blume der Welt darinnen lustig blühe zum Schmuck des Orients.

Der Graf war seltsam überrascht von diesen Worten. Er verstand von der Gärtnerei so wenig, als ein Laie von den Geheimnissen der Kirche. Zwar hatte er in Welschland und Nürnberg viel Gärten gesehen, denn daselbst brach die Morgenröthe der Gartenkunst zuerst in Deutschland an; aber um die Anlage der Gärten, um die Pflanzenkunde und um die Baumzucht hatte er nach Standesgebühr sich niemals bekümmert. Gleichwohl wagte er es nicht, seine Unwissenheit zu bekennen oder das ihm zugedachte Ehrenamt auszuschlagen, aus gegründeter Besorgniß, durch Riemenschläge auf die Fußsohlen von seiner Amtstüchtigkeit überzeugt zu werden.

Es wurde ihm ein angenehmer Park angewiesen, welchen er zu einem europäischen Lustgarten umschaffen sollte. Dieser Platz hatte entweder von der freigebigen Mutter Natur oder von der Hand der älteren Kultur eine so glückliche Anlage und Ausschmückung empfangen, daß der neue Gärtner mit aller Anstrengung seiner Sinnen keinen Fehl oder

Mangel wahrnehmen konnte, der einer Verbesserung bedurft hätte. Zudem erweckte der Anblick der lebendigen und wirksamen Natur, dessen er seit sieben Jahren in dem düstern Kerker hatte entbehren müssen, seine stumpfe Sinnlichkeit so mächtig, daß er aus jeder Grasblume Entzücken einsog, und Alles um sich her mit Wonnegefühl betrachtete, wie der erste Menschenvater im Paradiese.

Der Graf befand sich daher in keiner geringen Verlegenheit, wie er mit Ehren des ihm geschehenen Auftrags sich entledigen wollte; er besorgte, jede Veränderung würde den Garten seiner Schönheit berauben, und wenn er als ein Stümper erfunden würde, dürfte er wohl wieder in den Gitterthurm wandern müssen.

Da ihn nun der Scheik Kiamel, Oberintendant der Gärten und Favorit des Sultans, fleißig antrieb, das Werk zu beginnen, so forderte er fünfzig Sklaven, deren er zur Ausführung seines Entwurfs benöthigt sei. Des folgenden Tages bei frühem Morgen waren Alle zu Hand, und wurden von ihrem neuen Befehlshaber gemustert, der noch nicht wußte, wie er einen einzigen beschäftigen sollte. Aber wie groß war seine Freude, als er den flinken Kurt und den schwerfälligen Reisigen, seine beiden Unglücksgefährten, unter dem Haufen ansichtig wurde. Ein Centnerstein fiel ihm dadurch vom Herzen, das Schwermuthsfältchen verschwand von der Stirn, und seine Augen wurden wacker, als wenn er seinen Stab in Honigseim getaucht und davon gekostet hätte. Er nahm den getreuen Knappen beiseits und offenbarte ihm unverholen, in welches Kunstfach er sei verschlagen worden, worinnen er weder zu schwimmen noch zu baden wisse; auch sei's ihm unbegreiflich, welcher räthselhafte Mißverstand sein angebornes Ritterschwert mit dem Spaten verwechselt habe. Nachdem er ausgeredet hatte, fiel der flinke Kurt mit nassen Augen ihm zu Füßen, erhob seine Stimme und sprach: Verzeihung, lieber Herr! Ich bin der Urheber Eurer Bekümmerniß und Eurer Befreiung aus dem schädlichen Gitterthurm, der Euch so lange gefangen hielt. Zürnet nicht, daß Euch der unschuldige Betrug Eures Knechtes daraus errettet hat, freuet Euch vielmehr, daß Ihr Gottes Sonne wieder über Eurem Haupte leuchten sehet. Der Sultan begehrte einen Garten nach der Weise der Franken und ließ kund thun allen gefangenen Christen, die in Bazam waren, wer ihm einen solchen Garten zuzurichten wisse, der solle hervortreten, und großen Lohns gewärtig sein, so ihm das Beginnen gedeihen würde. Das unterwand sich nun keiner von allen; ich aber gedachte an Eure schwere Haft. Da gab mir ein guter Geist den Lug ein, Euch für einen Meister in der Gärtnerei zu verkundschaften, so mir auch trefflich gelungen ist. Nun grämt Euch nicht, wie Ihr's anstellen möget, mit Ehren zu bestehen; dem Sul-

tan lüstet, nach der Weise der Großen in der Welt, nicht nach etwas Besserm, als er schon hat, sondern nach etwas Anderm, das neu und seltsam sei. Darum wüstet und wühlet in dieser herrlichen Aue nach Eurem Gefallen, und glaubet mir, Alles, was Ihr thut und vornehmet, wird in seinen Augen gut und recht sein.

Diese Rede war das Rauschen einer murmelnden Quelle in den Ohren eines ermatteten Wanderers in der Wüste. Der Graf schöpfte daraus Labsal für seine Seele und Muth, das mißliche Unternehmen standhaft zu beginnen. Er legte auf gut Glück, ohne Plan, die Arbeiten an und verfuhr mit dem wohl geordneten, schattenreichen Park auf eine schreckliche Weise. Er warf bunt durch einander, was er vorfand, machte Alles anders und nichts besser. Die nutzbaren Fruchtbäume rodete er aus und pflanzte Rosmarin und Baldrian, auch ausländische Hölzer oder geruchlose Amaranthen und Sammetblumen an ihre Stelle. Das gute Erdreich ließ er ausstechen und den nackten Boden mit buntfarbigem Kies überführen, welchen er sorgfältig feststampfen und ebnen ließ, wie eine Dreschtenne, daß kein Gräslein darin wurzeln konnte. Den ganzen Platz schied er in mancherlei Terrassen, die er mit einem Rasensaum umfaßte, und zwischendurch schlängelten sich wunderbar gewundene Blumenbeete in mancherlei grotesken Figuren, die in einen üblen Buchsbaumschnörkel ausliefen. Weil auch der Graf, vermöge seiner botanischen Unkunde, die Zeit zu säen und zu pflanzen nicht in Obacht nahm, so schwebte seine Gartenanstalt lange Zeit zwischen Tod und Leben und hatte ein gar trauriges Ansehen.

Scheik Kiamel und selbst der Sultan ließen den abendländischen Gartenschöpfer gewähren, ohne durch ihre Dazwischenkunft ihm das Concept zu verrücken, oder durch zu frühzeitige Kritteleien den Gang der Arbeiten zu unterbrechen. Eines Tages aber, da der Lustgärtner seine neue Schöpfung mit Wohlgefallen übersah, selbst über sich kunstrichterte, und urtheilte, das Werk lobe den Meister, und im Ganzen genommen sei Alles besser ausgefallen, als er selbst Anfangs geglaubt hätte; indem er sein ganzes Ideal vor Augen hatte, nicht nur sah, was da war, sondern auch, was noch daraus werden konnte, trat der Oberintendant und Favorit des Sultans in den Garten und sprach: Franke, was schaffst du? Und wie weit ist es mit deiner Arbeit gediehen? Der Graf merkte wohl, daß sein Kunstwerk jetzt einer strengen Prüfung unterworfen werden würde, indessen war er auf diesen Fall längst vorbereitet. Er nahm alle Gegenwart des Geistes zusammen und sprach mit Zutrauen auf sein Händewerk: Komm, Herr, und siehe! Diese vormalige Wildniß hat der Kunst gehorcht und ist nach dem Ideal des Paradieses zu einem Lustrevier

umgeschaffen worden. Der Scheik, der einen angehenden Künstler mit solcher scheinbaren Wärme und Selbstgenügsamkeit von der Ausübung seiner Talente sprechen hörte, und dem Meister der Kunst doch tiefere Einsichten zutrauen mußte, als sich selbst, hielt das Geständniß seines Mißbehagens an der ganzen Anstalt zurück, um seine Unwissenheit nicht bloß zu geben, und war so bescheiden, solches seiner Unkunde des ausländischen Geschmacks zuzuschreiben und die Sache selbst auf ihrem Werth und Unwerth beruhen zu lassen. Gleichwohl konnte er sich nicht enthalten, einige Fragen zu seiner Belehrung an den Gärtner gelangen zu lassen, worauf dieser ihm die Antwort nicht schuldig blieb.

Wo sind die herrlichen Fruchtbäume geblieben, fing der Scheik an, die auf der Sandebne standen, von rothen Pfirschen und süßen Limonien belastet, die das Auge ergötzten und den Lustwandelnden zum erfrischenden Genuß einladeten?

Sie sind insgesammt bei der Erde weggehauen, daß ihre Stätte nicht mehr zu finden ist.

Und warum das?

Ziemet sich solcher Troß von Bäumen wohl in dem Lustgarten des Sultans, die der gemeinste Bürger von Kairo in seinem Garten hegt, und von deren Früchten ganze Eselsladungen zum Verkauf ausgeboten werden?

Was bewog dich, den luftigen Dattel- und Tamarindenhain zu verwüsten, der des Wanderers Schutz war bei schwüler Mittagsgluth, und ihm unter dem Gewölbe seiner belaubten Aeste Schatten und Erquickung gab?

Was soll der Schatten einem Garten, der, so lange die Sonne feurige Strahlen schießet, verödet und einsam ist und nur vom kühlen Abendwinde gefächelt, balsamische Wohlgerüche duftet?

Aber bedeckte dieser Hain nicht mit einem undurchdringlichen Schleier Alle, die darin wandelten und sich den Blicken der Neugierigen entziehen wollten?

Einen undurchdringlichen Schleier gewähret jene Laube, von Geisblatt und Epheuranken umschlungen, oder diese kühle Grotte, in welcher ein krystallner Quell aus künstlichem Felsen in ein Marmorbecken rauscht, oder jener bedeckte Gang von Weinreben am Traubengeländer, oder der mit weichem Moos gepolsterte Sopha in der ländlichen Schilfhütte am Fischteich, ohne daß diese Tempel der Verschwiegenheit schädlichem Gewürm und schwirrenden Insekten zum Aufenthalt dienen, die wehende Luft abhalten, oder die freie Aussicht behindern, wie der dumpfe Tamarindenhain that.

Warum hast du aber Salbei und Ysop, der auf der Mauer wächst, dahin gepflanzet, wo vorher das köstliche Balsamstäudlein aus Mekka blühete?

Weil der Sultan keinen arabischen, sondern einen europäischen Garten wollte. In Wälschland aber und in den deutschen Gärten der Nürnberger reifen keine Datteln, noch gedeihet daselbst das Balsamstäudlein aus Mekka.

Gegen diese Gründe ließ sich keine Einwendung weiter machen. Da weder der Scheik, noch irgend einer der Heiden aus Kairo in Nürnberg gewesen war, so mußte er die Dolmetschung des Gartens aus dem Arabischen in's Deutsche auf Treu und Glauben dahin nehmen. Nur konnte er sich nicht bereden, daß die Umwandlung des Gartens eine Verbesserung sei. Darum schüttelte er den Kopf, spuckte zwischen den Zähnen hindurch über den Bart, und ging, woher er gekommen war.

Der Sultan, welcher damals über Egypten herrschte, war der wackre Malek al Aziz Othmann, ein Sohn des berühmten Saladins. Seine jüngste Tochter, kaum sechszehn Sommer alt, Melechsala geheißen, war, nach dem einstimmigen Zeugnisse des Hofes, die schönste aller Jungfrauen, und wurde von ihrem Vater ausnehmend geliebt. Das Fräulein war der Stolz der sultanischen Familie, selbst ihre Brüder wetteiferten in der Aufmerksamkeit gegen die Schwester, und in dem Bestreben, ihr Achtung und Zuneigung zu beweisen, es einander vorzuthun. Der Sultan selbst aber war nur unabläßig darauf bedacht, der Lieblingstochter seines Herzens jeden Wunsch zu gewähren, und ihre Seele immer in einer heitern Stimmung zu erhalten, damit der reine Horizont ihrer Stirn durch kein Wölkchen getrübt würde.

Die ersten Jahre der Kindheit hatte das Fräulein unter der Aufsicht einer Amme zugebracht, die eine Christin, und wälscher Abkunft war. Diese Sklavin wurde in früher Jugend durch einen Seeräuber aus der Berberei vom Strande ihrer Vaterstadt weggeraubt, in Alexandrien verkauft, ging durch Handel und Wandel daselbst aus einer Hand in die andere, und so gelangte sie endlich in den Palast des Sultans von Egypten, wo ihr einschmeichelndes Wesen ihr zu dem Amte verhalf, dem sie mit aller Ehre vorstand. Sie wußte so viele Geschichtchen und Mährchen, wie die schöne Scheherazade in der tausend und einen Nacht. Die Prinzessin fand nicht tausend Nächte, sondern tausend Wochen lang daran Geschmack. In der Folge vertauschte die weise Amme ihre Kindermährchen mit der Erzählung europäischer Sitten und Gewohnheiten, und, weil sie selbst noch viel Vaterlandsliebe hegte, und in der Zurückerinnerung an dasselbe Vergnügen empfand, so schilderte sie dem Fräulein die Vorzüge von Wälsch-

land so lebhaft, daß davon die Phantasie ihrer zarten Pflegetochter erwärmt wurde, welchen angenehmen Eindruck sie nachher nie wieder aus dem Gedächtniß verlor. Je mehr Fräulein Melechsala heranwuchs, desto mehr wuchs mit ihr die Liebe zum ausländischen Putz, und zu den Geräthschaften des damals noch gar bescheidenen europäischen Luxus, und ihr ganzes Betragen artete mehr nach europäischer Sitte, als nach den Gebräuchen ihres Vaterlandes.

Sie war von Jugend auf eine große Blumenfreundin, und ein Theil ihrer Beschäftigung bestand darin, nach arabischer Gewohnheit bedeutsame Sträußchen und Kränzchen zu binden, durch welche sie auf eine scharfsinnige Art die Gesinnungen ihres Herzens offenbarte. Ja sie war so erfindungsreich, daß sie ganze Sentenzen, auch Sittensprüche des Korans, in einer Zusammenreihung von Blumen von verschiedenen Eigenschaften oft sehr glücklich auszudrücken vermochte. Sie ließ hernach ihre Gespielinnen den Sinn davon errathen, welchen diese selten verfehlten. So formte sie eines Tages aus chalcedonischer Lychnis die Gestalt eines Herzens, umfaßte dieses mit weißen Rosen und Lilien, befestigte darunter zwei emporstrebende Königskerzen, die ein herrliches Anemonen-Röslein einschlossen, und alle ihre Frauen sprachen, als sie ihnen das Blumengewinde vorzeigte, einstimmig: Unschuld des Herzens ist über Geburt und Schönheit erhaben. Oft beschenkte sie ihre Sklavinnen mit frischen Sträußern, und diese Blumenspenden enthielten gemeiniglich Lob oder Tadel für die Empfängerinnen. Ein Kranz von Flatterrosen beschämte den Leichtsinn; die strotzende Mohnblume Dünkel und Eitelkeit; ein Strauß von Wohlgeruch duftenden Hyazinthen mit herabsinkenden Glöcklein die Bescheidenheit; die Goldlilie, welche ihren Blüthenkelch bei Sonnenuntergang verschließt, kluge Vorsicht; die Meerwinde strafte die Liebedienerei, und die Blüthen des Stechapfels nebst der Zeitlose, deren Wurzeln vergiften, bösen Leumund und heimlichen Neid.

Vater Othmann vergnügte sich innig an den scharfsinnigen Spielen der Phantasie seiner Tochter, ob er gleich wenig Talent besaß, die witzigen Räthsel selbst zu entziffern, und oft mit dem Kalbe seines Divans pflügen mußte, ihre Deutung auszuklauben. Ihm war der Geschmack der Prinzessin nicht verborgen; als ein schlichter Muselmann konnte er zwar hierin nicht mit ihr übereinstimmen, aber als ein nachsichtiger und zärtlicher Vater suchte er gleichwohl mehr die Lieblingsneigung der Prinzessin zu unterhalten, als sie zu unterdrücken. Er verfiel darauf, ihre Blumenliebhaberei mit der Vorliebe zum Ausländischen zu vereinbaren, und einen Garten im Geschmacke der Abendländer ihr zurichten zu lassen. Dieser Einfall dünkte ihm so wohl ausgesonnen, daß er keinen Augenblick verabsäumte,

solchen seinem Günstling, dem Scheik Kiamel, mitzutheilen, um ihn auf's förderſamste zur Ausführung zu bringen. Der Scheik, der wohl wußte, daß die Wünsche seines Herrn für ihn Befehle waren, denen er ohne Widerrede gehorchen mußte, unterwand sich nicht, ihm die Schwierigkeiten entgegen zu stellen, die er bei der Sache empfand. Er selbst hatte so wenig Idee von der Einrichtung eines europäischen Gartens, als der Sultan selbst, und in ganz Kairo war ihm kein Mensch bekannt, den er hierüber hätte zu Rathe ziehen können. Darum ließ er unter den Christensklaven nach einem Gartenverständigen forschen, und da kam er gerade an den unrechten Mann, der ihm aus der Verlegenheit helfen sollte. Also war's kein Wunder, daß der Scheik gar bedenklich den Kopf schüttelte, als er die Gartenverbesserung in Augenschein nahm, denn er fürchtete, wenn sie dem Sultan so wenig behagte, als ihm selbst, so dürfte er wohl zu schwerer Verantwortung gezogen werden, und zum mindesten dürfte es um seine Günstlingschaft gethan sein.

Vor den Augen des Hofes war diese Gartencultur bisher als ein Geheimniß behandelt worden, allen Bedienten des Serails war der Eintritt untersagt. Der Sultan wollte das Fräulein bei der Feier ihres Geburtstages mit diesem Geschenk überraschen, sie in Pomp dahin führen, und ihr den Garten zum Eigenthum übergeben. Dieser Tag rückte nun heran, und Seine Hoheit trug Verlangen, vorher Alles selbst in Augenschein zu nehmen und sich von den neuen Anlagen unterrichten zu lassen, um sich das Vergnügen zu verschaffen, der schönen Melechsala die sonderbaren Schönheiten des Gartens erklären zu können. Er that dem Scheik davon Eröffnung, dem dabei nicht wohl zu Muthe ward; deßwegen dachte er auf eine Schutzrede, wodurch er den Kopf aus der Schlinge zu ziehen vermeinte, wenn der Sultan sich mißfällig über die Gartenanstalt vernehmen lassen sollte. Beherrscher der Gläubigen, sagte er, dein Wink ist die Richtschnur meines Ganges, meine Füße laufen, wohin du sie leitest, und meine Hand hält fest, was du ihr vertrauest. Du wolltest einen Garten nach der Weise der Franken, hier steht er vor deinen Augen. Diese ungeschlachten Barbaren wissen nichts als dürftige Sandwüsten hervorzubringen, die sie in ihrem rauhen Vaterlande, wo keine Dattel noch Limonie reift, und wo es weder Kalaf noch Bahobab*) gibt, mit Gras und Unkraut bepflanzen. Denn der Fluch des Propheten stäupet mit ewiger Unfruchtbarkeit die Auen der Ungläubigen, und gibt ihnen nicht zu kosten den Vorgeschmack des

*) Kalaf, ein Strauch, aus dessen Blüthen ein Wasser gezogen wird, das mit unserm Kirsch- oder Lindenblüthen-Wasser übereinkommt und in Hauskuren häufig gebraucht wird. Bahobab, eine Frucht, welche die Egyptier sehr lieben.

Paradieses durch den Wohlgeruch des Balsamstäudleins aus Mekka, noch durch den Genuß würzhafter Früchte.

Der Tag begann sich bereits zu neigen, da der Sultan, allein von dem Scheik begleitet, in den Garten trat, voller Erwartung, was er da für Wunderdinge erblicken würde. Eine weite freie Aussicht über einen Theil der Stadt und über die Spiegelfläche des Nilstroms mit den darauf hinfahrenden Muschernen, Schambecken und Schcomennen*), im Hintergrunde die himmelanstrebenden Pyramiden und eine Kette von blauen, mit Duft umflossenen Gebirgen eröffnete sich auf der oberen Terrasse seinem Auge, das nicht mehr durch den undurchsichtigen Palmenhain gehalten wurde. Zugleich wehete ihn ein erfrischendes Lüftchen an, das ihm wohl that. Eine Menge neuer Gegenstände drängte sich ihm von allen Seiten her. Der Garten hatte freilich jetzt eine so wildfremde Ansicht gewonnen, daß der alte Park, in welchem er von Kindheit auf gelustwandelt hatte, und der durch sein ewiges Einerlei seine Sinne längst ermüdet hatte, nicht mehr zu erkennen war. Der schlaue Kurt hatte aber wohl und weislich geurtheilt, der Reiz der Neuheit werde seine Wirkung nicht verfehlen. Der Sultan prüfte den Garten nicht mit der Einsicht eines Kenners, sondern nach dem ersten Eindruck auf die Sinne, und weil diesen das Ungewöhnliche so leicht zum Köder des Vergnügens dienet, so schien ihm Alles gut und recht zu sein, wie er es fand. Selbst die krummen unsymmetrischen Gänge, mit festgestampftem Kies belegt, gaben seinen Füßen eine elastische Kraft und einen leichten, festen Gang, da er sonst gewohnt war, nur auf weichen persischen Teppichen oder auf grünen Matten zu wandeln. Er wurde nicht müde, die labyrinthischen Gänge zu durchkreuzen, und bezeigte besonders seine Zufriedenheit über die Flora der mannichfaltigen Grasblumen, die auf's sorgfältigste kultivirt und gewartet wurden, ob sie gleich jenseits des Meeres freiwillig eben so gut und in größerer Menge blüheten.

Nachdem er sich auf eine Ruhebank niedergelassen hatte, sprach er mit heiterer Miene: Kiamel, du hast meine Erwartung nicht getäuscht; ich dachte es wohl, daß du mir etwas Sonderbares aus dem alten Park schaffen würdest, das von der Landessitte abweicht, darum soll dir mein Wohlgefallen unverhalten bleiben. Melechsala mag dein Werk für einen Garten nach Art der Franken dahin nehmen. Da der Scheik seinen Despoten aus diesem Tone reden hörte, wunderte er sich baß, daß Alles so gut ging, und freute sich, daß seine Zunge geschwiegen, und daß er seine Vorklage nicht hatte laut werden lassen. Er bemerkte bald, daß der

---

*) Verschiedene Arten von Nilschiffen.

Sultan Alles für seine eigene Erfindung anzunehmen schien; daher drehte er das Ruder seiner Redekunst flugs nach dem günstigen Lüftlein, das in seine Segel blies, und sprach also: Großmächtigster Beherrscher aller Gläubigen, du sollst wissen, daß dein gehorsamer Sklave Tag und Nacht darauf gesonnen hat, etwas Unerhörtes, dergleichen in Aegypten noch nie gesehen worden, aus diesem alten Dattelhain nach deinem Wink und Willen hervorzubringen. Es ist ohne Zweifel eine Eingebung des Propheten gewesen, daß ich darauf verfallen bin, nach dem Ideal des Paradieses der Gläubigen meinen Plan anzulegen, denn ich vertraute, daß ich solchergestalt die Meinung deiner Hoheit nicht verfehlen würde. Der gute Sultan hatte von dem Paradiese von jeher nur verworrene Begriffe gehabt. Es schwebte daher jederzeit, wenn ja einmal ein Jwan oder Derwisch des Paradieses erwähnte, das Bild des alten Parks seiner Phantasie vor, und dort war eben nicht sein Lieblingsaufenthalt. Jetzt wurde seine Einbildungskraft auf eine ganz andere Vorstellung gesteuert, das neue Bild seiner zukünftigen Hoffnung erfüllte seine Seele mit freudigem Entzücken; wenigstens vermuthete er nun, das Paradies möchte doch wohl anmuthiger sein, als er sich's bisher vorgestellt hatte, und weil er ein Modell davon im Kleinen zu besitzen glaubte, so bekam er von dem Garten eine hohe Meinung, die er dadurch augenblicklich zu erkennen gab, daß er den Scheik stehenden Fußes zum Bei erhob, und ihn mit dem Ehrengewand des Kaftans bekleidete. Der abgefeimte Höfling trug kein Bedenken, die Belohnung eines Verdienstes, die seinem Geschäftsträger gebührte, sich ganz unbefangen selbst zuzueignen, ohne des Andern mit einer Sylbe gegen den Sultan zu erwähnen. Er achtete ihn für überflüssig belohnt, indem er seinen täglichen Sold um einige Asper vermehrte.

Um die Zeit, wenn die Sonne in den Steinbock tritt, welches Himmelszeichen bei den Nordländern die Losung des Winters ist, in dem milden Klima von Egypten aber die schönste Jahreszeit verkündet, trat die Blume der Welt in den für sie zubereiteten Garten, und fand ihn völlig nach ihrem ausländischen Geschmack. Sie war freilich die größte Zierde desselben. Die mannichfaltigen Blumen, welche der Zufall in unabsehlichen Reihen unter einander gemischt hatte, gab ihrem Auge und Geiste gleiche Beschäftigung; sie wußte die Unordnung selbst durch sinnreiche Anspielungen auf die verschiedenen Eigenschaften der Blumen einer methodischen Ordnung zu verähnlichen. Nach Landesgewohnheit wurde jedesmal, wenn die Prinzessin den Garten besuchte, Alles, was männlich war, von Arbeitern, Pflanzern und Wasserträgern, durch die Wache daraus entfernt. Die Prinzessin, für welche der Kunstmeister gearbeitet hatte, blieb also seinen Augen verborgen; so sehr ihn auch gelüstete, die Blume

der Welt in Augenschein zu nehmen. Wie sich aber das Fräulein über manche vaterländische Sitte hinaussetzte, so wurde ihr, da der Garten für sie immer mehr Reize gewann, so daß sie ihn des Tages mehrmals besuchte, die Begleitung der Diener in der Folge zu lästig. Sie erschien oftmals allein, oft an dem Arm einer Vertrauten, jedoch allezeit mit einem dünnen Schleier über dem Gesicht und einem aus Binsen geflochtenen Körbchen in der Hand, und wandelte die Gänge auf und ab, um Blumen zu pflücken, die sie nach Gewohnheit durch allegorische Verbindung zu Dolmetscherinnen ihrer Gedanken machte, und an ihr Hofgesinde austheilte.

Eines Morgens, ehe der Tag heiß ward und der Thau noch im Grase alle Regenbogenfarben spiegelte, begab sie sich in ihren Garten, der balsamischen Frühlingsluft zu genießen, als ihr Gärtner eben beschäftigt war, einige abgeblühete Gewächse aus der Erde zu nehmen und sie mit andern neu aufblühenden umzutauschen, die er in Blumentöpfen sorgfältig aufzog, welche er hernach kunstreich in die Erde vergrub, als wären sie durch Zauberei in einer einzigen Nacht aus der Erde hervorgewachsen. Das Fräulein wurde diesen artigen Betrug der Sinne mit Vergnügen gewahr; und da sie das Geheimniß entdeckt hatte, wie die abgepflückten Blumen täglich durch andere ersetzt wurden, so daß nie Mangel daran war, gefiel es ihr, diese Entdeckung zu nutzen, und dem Gärtner Anweisung zu geben, wo und wann bald diese, bald jene Blume blühen sollte. Indem er die Augen aufhob, erschien ihm die weibliche Engelgestalt, welche er für die Eigenthümerin des Gartens hielt, denn sie war mit himmlischen Reizen wie mit einem Heiligenschein umflossen. Er wurde durch diese Erscheinung so überrascht, daß ihm ein Blumentopf mit einer herrlichen Gewächs aus der Hand entfiel, und er steif und starr stand, wie eine Bildsäule ohne Leben und Bewegung, daß man ihm wohl hätte die Nase mögen einschlagen, ohne daß er sich geregt hätte, wie die Türken mit den steinernen Bildsäulen in Tempeln und Gärten es zu machen pflegen; aber die süße Stimme des Fräuleins, die ihren Mund eröffnete, brachte seinen Geist wieder zu sich. Christ, sprach sie, fürchte nichts! Es ist meine Schuld, daß du dich zugleich mit mir an diesem Orte befindest, fördere dein Tagewerk und ordne die Pflanzen, wie ich es von dir heische. Glanzvolle Blume der Welt, gegenredete der Gärtner, vor deren Schimmer alle Farben dieser Blumenpflanzung erbleichen, du herrschest hier an deinem Firmamente, gleich der Sternenkönigin an der Veste des Himmels. Dein Wink belebe die Hand des Glücklichsten deiner Sklaven, der seine Fesseln küßt, wofern du ihn werth achtest, deine Befehle auszurichten. Die Prinzessin hatte nicht erwartet, daß ein Sklave den Mund

gegen sie öffnen, noch viel weniger, daß er ihr etwas Verbindliches sagen würde, sie hatte ihre Augen mehr auf die Blumen, als auf den Pflanzer gerichtet. Jetzt würdigte sie auch diesen eines Anblicks, und erstaunte, einen Mann von vollkommener, männlicher Schönheit zu sehen.

Ernst von Gleichen war in ganz Deutschland seiner männlichen Anmuth halber berühmt. Die siebenjährige Haft im vergitterten Thurme hatte zwar die blühenden Wangen gebleicht, aber der Genuß der freien Luft und die Gespielinnen der Gesundheit, Thätigkeit und Arbeit, hatten mit reichem Ersatz den Verlust vergütet. Er grünte wie ein Lorbeerbaum, der den langen Winter hindurch in dem Gewächshause getrauert hat und bei der Rückkehr des Frühlings junges Laub treibt und eine schöne Krone gewinnt.

Vermöge der Vorliebe der Prinzessin zu allem Ausländischen konnte sie sich nicht enthalten, die einnehmende Gestalt des Fremdlings mit Wohlgefallen zu betrachten. Mit holdem Munde ertheilte sie dem schmucken Gärtner Befehle, wie er die Blumenpflanzung ordnen sollte, zog dabei sein Gutachten oft zu Rathe, und unterhielt sich mit ihm, so lange noch eine Gartenidee ihr zu Gebote stand. Sie verließ endlich den Freund Gärtner, der ihr so wohl behagt hatte; aber kaum war sie fünf Schritte gegangen, so kehrte sie wieder um und gab ihm neue Aufträge, und da sie noch eine Promenade durch die Schlangenwege machte, berief sie ihn von Neuem zu sich, bald eine Frage zu thun, bald eine Verbesserung in Vorschlag zu bringen. Als der Tag sich anfing zu verkühlen, empfand sie das Bedürfniß schon wieder, frische Luft zu schöpfen, und kaum spiegelte sich die Sonne in dem wachsenden Nil, so lockte sie das Verlangen in den Garten, die erwachenden Blumen sich aufschließen zu sehen, wobei sie niemals verfehlte, diejenige Gegend zuerst zu besuchen, wo ihr Gartenfreund arbeitete, um ihm neue Befehle zu ertheilen, die er sich beeiferte, pünktlich und hurtig auszurichten.

Einstmals suchte ihr Auge vergebens den Bostangi*), gegen welchen ihre Gunst von Tag zu Tag sich mehrte. Sie wandelte durch die verschlungenen Gänge auf und nieder, ohne auf die Blumen zu achten, die ihr entgegen blühten, und durch das hohe Kolorit der Farben oder den balsamischen Duft ihrer Gerüche gleichsam mit einander wetteiferten, ohne von ihr bemerkt zu werden. Sie vermuthete ihn hinter jedem Busche, untersuchte jedes hochstaudige Pflanzengewächs, erwartete seiner in der Grotte, und da er nicht zum Vorschein kam, that sie eine Wallfahrt zu allen Lauben im Garten, hoffte ihn irgendwo schlummernd zu überraschen, und

*) Obergärtner.

freute sich seiner Verlegenheit, wenn sie ihn aufwecken würde. Allein er war nirgends zu finden. Zufälliger Weise begegnete ihr Veit, des Grafen Reisiger, den er zu nichts anderm als zum Wasserträger gebrauchen konnte. Sobald er der Prinzessin ansichtig wurde, machte er mit einer Wasserladung linksum, ihr nicht in den Weg zu treten; sie aber berief ihn zu sich und fragte, wo der Bostangi anzutreffen sei. Wo anders, als in den Klauen des jüdischen Quacksalbers, der ihn ohne Verzug die Seele wird ausschwitzen lassen? Darüber erschrak die Tochter des Sultans also, daß ihr angst um's Herz ward; denn sie hatte nichts weniger vermuthet, als daß ihr Gartengünstling durch Krankheit verhindert wäre, seiner Geschäfte zu warten. Sie begab sich alsbald in den Palast zurück, wo ihre Frauen mit Bestürzung wahrnahmen, daß die heitere Stirn ihrer Gebieterin sich getrübt hatte, wie wenn der feuchte Athem des Südwindes den spiegelreinen Horizont anhaucht, daß die schwebenden Dünste zu Wolken gerinnen. Bei der Rückkehr in's Serail hatte sie eine Menge Blumen gepflückt, aber lauter traurige, welche sie mit Cypressen und Rosmarin zusammenband, und wodurch sich die Stimmung ihrer Seele deutlich zu Tage legte. Dieses trieb sie so verschiedene Tage dergestalt, daß ihre Frauenzimmer große Betrübniß darüber empfanden, und unter sich beriethen, was die Ursache des geheimen Kummers ihrer Gebieterin sein mögte; aber sie vermogten dem Geheimnisse nicht auf den Grund zu kommen. In der That hatte die Beeiferung des Grafen, jedem Winke der Prinzessin zuvorzukommen und Alles, wovon sie nur ein halblautes Wort fallen ließ, in's Werk zu richten, seinen der Arbeit ungewohnten Körper dergestalt angegriffen, daß die Gesundheit darunter litt, und er von einem Fieber befallen wurde. Doch der jüdische Arzt überwältigte die Macht der Krankheit, so daß er nach einigen Tagen schon wieder seiner Arbeit vorstehen konnte. Sobald ihn die Prinzessin bemerkte, war ihr wieder wohl zu Muth, und ihr Frauenvolk, dem die schwermüthige Laune derselben ein unauflösliches Räthsel blieb, urtheilte nun einmüthig, es müsse irgend ein Blumenstock sich erholt haben, an dessen Fortkommen sie vor einigen Tagen gezweifelt hätte.

Fräulein Melechsala war noch unschuldigen Herzens. Sie überließ sich daher ganz unbefangen ihren Gefühlen, ohne den geheimen Divan der drei Vertrauten ihres Herzens, die Vernunft, Klugheit und Ueberlegung darüber zu Rathe zu ziehen. Es verging nun kein Tag mehr, wo nicht die Prinzessin mit ihrem Bostangi trauliche Unterredung pflog. Der sanfte Ton ihrer Stimme entzückte sein Ohr, und jeder Ausdruck schien ihm etwas Schmeichelhaftes zu sagen; allein Graf Ernst hielt sich immer innerhalb der Grenzen der Bescheidenheit.

Eines Tages indessen begab es sich, daß gegen Sonnenuntergang die

Prinzeß den Garten besuchte, und ihre Seele war so heiter wie der Himmel, sie plauderte mit ihrem Bostangi gar lieblich von mancherlei gleichgültigen Dingen, um nur mit ihm zu reden, und nachdem er ihr Blumenkörbchen gefüllt hatte, setzte sie sich in eine Laube, und band einen Strauß, womit sie ihn beschenkte. Der Graf befestigte denselben, als ein Merkmal der Huld seiner schönen Gebieterin mit dem Ausdruck des Entzückens an der Brust seines Wammses, ohne sich einfallen zu lassen, daß diese Blumen einen geheimen Sinn haben könnten, denn diese Hieroglyphen waren seinen Augen verborgen. Und weil auch nachher das Fräulein diesen verborgenen Sinn nicht enträthselt hat, so ist er mit den Blumen dahin gewelkt, ohne zur Wissenschaft der Nachwelt zu gelangen. Sie hegte indessen die Meinung, die Blumensprache sei allen Menschen so verständlich, wie ihre Muttersprache, daher zweifelte sie nicht, ihr Günstling habe Alles recht wohl begriffen, und weil er beim Empfang so ehrerbietig sie anblickte, nahm sie diese Miene als eine bescheidene Danksagung für das Lob seiner Thätigkeit und seines Diensteifers an, welches wahrscheinlich der Strauß ihm beilegte. Sie begehrte nun auch ein Sträußchen von seiner Erfindung. Der Graf war gerührt von einer so herablassenden Güte, er flog an das Ende des Gartens, in einen abgesonderten Zwinger, wo er seine besten Blumen hatte, und woraus er die aufblühenden Gewächse mit den Scherben in den Garten versetzte. Es war gerade damals eine gewürzhafte Pflanze zur Blüthe gelangt, welche von den Arabern Muschirumi*) genannt wird, und die vorher noch nicht im Garten anzutreffen war. Mit dieser Neuigkeit dachte der Graf der schönen Blumenfreundin, die sein harrete, Vergnügen zu machen, er reichte ihr die Blume, worunter er anstatt des Präsentirtellers ein breites Feigenblatt geschoben hatte, auf den Knieen mit einer demüthigen, doch einiges Verdienst sich zueignenden Miene, und hoffte ein kleines Lob dafür einzuerndten; aber mit äußerster Bestürzung wurde er gewahr, daß die Prinzessin das Gesicht abwendete, die Augen, so viel der dünne Schleier ihm zu beobachten gestattete, beschämt niederschlug und vor sich hinsah, ohne ein Wort zu sprechen. Sie zögerte, und schien verlegen, die Blume in Empfang zu nehmen, die sie keines Anblicks würdigte, und neben sich auf die Rasenbank legte. Ihre muntere Laune war verschwunden, sie nahm eine majestätische Stellung an, die stolzen Ernst verkündete, und nach wenig Augenblicken verließ sie die Laube, ohne von ihrem Günstlinge weitere Notiz zu nehmen; doch vergaß sie beim Weggehen ihre Muschirumi nicht, welche sie aber sorgfältig unter dem Schleier verbarg.

---

*) Muskat-Hyazinthe.

Der Graf war von diesem räthselhaften Ereignisse wie betäubt, vermochte nicht zu ergründen, was die Ursache dieses sonderbaren Betragens sei, und blieb in der Stellung eines Büßenden noch lange Zeit auf den Knieen liegen, nachdem ihn die Prinzessin verlassen hatte. Es betrübte ihn in der Seele, die Prinzessin, die er wegen ihrer herablassenden Güte wie eine Heilige des Himmels verehrte, beleidiget und ihren Unwillen verwirkt zu haben. Nachdem er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, schlich er scheu und trübselig, als wenn er einer schwer verpönten Uebelthat sich bewußt wäre, in seine Wohnung. Der flinke Kurt hatte die Abendmahlzeit schon aufgetischt, aber sein Herr wollte nicht anbeißen, und gabelte lange in der Schüssel herum, ohne einen Bissen zum Munde zu führen. Daran merkte der getreue Diener des Grafen Unmuth, schlich flugs abseits zur Thür hinaus, entpfropfte schnell eine Flasche Chierwein, und der griechische Sorgenbrecher that seine Wirkung. Der Graf wurde gesprächig und eröffnete seinem lieben Getreuen das Abenteuer im Garten. Es wurde bis spät in die Nacht darüber geredet, ohne auf einen Vermuthungsgrund zu stoßen, was den Unwillen der Prinzessin veranlaßt habe, und da mit allem Grübeln nichts ausgerichtet wurde, begaben sich Herr und Diener zur Ruhe. Der Letzte fand sie ohne Mühe, der Erste suchte sie vergebens, und durchwachte die harmvolle Nacht, bis ihn die Morgenröthe wieder an seine Geschäfte rief.

In der Stunde, wo Melechsala den Garten zu besuchen pflegte, sah sich der Graf fleißig nach dem Eingange um; allein die Thür vom Serail wurde nicht aufgethan. Er harrete den andern Tag, nachher den dritten; die Serailthüre war wie von innen vermauert. Wäre Graf Ernst nicht ein völlig Unkundiger in der Blumensprache gewesen, so würde er leicht den Schlüssel zu dem auffallenden Benehmen des Fräuleins gefunden haben. Er hatte durch Ueberreichung der Blume seiner Gebieterin, ohne eine Silbe davon zu wissen, ein Gefühl gestanden, welches lebhafter als Freundschaft war. Wenn Fräulein Melechsala nicht eine so gute sanfte Seele gewesen wäre, oder wenn die Zuneigung zu dem Bostangi nicht den Stolz der Tochter des Sultans gebändigt hätte, so würde der Graf seine Blumensprache, so unschuldig sie auch seinerseits war, ohne Gnade mit dem Kopf haben bezahlen müssen. Allein die Prinzessin war im Grunde nur wenig unwillig über den Empfang der bedeutsamen Blume. Eine Zeit lang war sie zweifelhaft, was sie mit der Muschirumi machen sollte. Sie nahm dieselbe endlich mit sich, und das sicherte wenigstens vorläufig des Grafen Kopf.

Die Prinzessin hatte eine sehr unruhige Nacht, und am frühen Morgen entstand groß Jammern und Wehklagen innerhalb der vier Wände

des Palastes, als die Prinzessin mit abgebleichten Wangen und mattem Blick in den Augen zum Vorschein kam, also daß ihre Frauenzimmer wähnten, ihr wandle eine schwere Krankheit an. Der Hofarzt wurde gerufen, eben der bärtige Jude, welcher dem Grafen das Fieber durch ein Schweißbad abgeschwemmt hatte, um den Puls der erlauchten Kranken zu prüfen. Sie lag nach Landessitte auf einem Sopha, vor welches ein großer Blendschirm gesetzt wurde, mit einer kleinen Oeffnung versehen, durch welche die Prinzessin den Arm hervorstreckte, der aber, um ihn nicht dem Anblick eines männlichen Auges Preis zu geben, mit zartem Musselin doppelt und dreifach umwunden war. Soll mir Gott! flüsterte der Arzt der Oberkämmerin in's Ohr, mit Ihro Hoheit steht's schlecht, der Puls zappelt wie Mäuseschwanz; und schüttelte dabei bedenklich den Kopf, verordnete fleißig Kalaf und andere Herzstärkungen, und weissagte mit Achselzucken ein abzehrendes Fieber.

Gleichwohl schienen alle diese Symptome, welche der sorgsame Arzt für Herolde ansah, die eine bösartige Seuche verkündeten, nichts mehr als die Folgen einer gestörten Nachtruhe zu sein, denn da die Kranke in der Mittagsstunde ihre Siesta gehalten hatte, befand sie sich zur Verwunderung des Israeliten gegen Abend schon außer Gefahr, hatte keine Arznei mehr nöthig, und mußte nach der Vorschrift des Arztes nur noch einige Tage der Ruhe pflegen. Diese Zeit wendete sie dazu an, über ihre Lage reiflich nachzudenken. Sie war geschäftig zu erfinden, zu prüfen, zu wählen und zu verwerfen. In einer Stunde ebnete die Phantasie die unübersteiglichsten Berge, in der andern sah sie nichts als Klüfte und Abgründe, vor welchen sie zurückschauderte, und über die die kühnste Einbildungskraft keinen Steg zu bauen wagte. Dennoch gründete sie auf alle diese Steine des Anstoßes einen festen Entschluß, und nahm sich vor, ihn durchzusetzen, es koste auch, was es wolle.

Die verriegelte Pforte des Serails that sich endlich auf, und Melechsala ging, wie die leichte Sonne durch's Morgenthor, durch sie wieder in den Garten. Der Graf bemerkte ihre Ankunft hinter einer Epheulaube. Melechsala beurlaubte ihr Gefolge, und aus allen Umständen war deutlich abzumerken, daß die Blumenlese dießmal nicht ihr Geschäft sei. Sie machte die Wallfahrt nach den Lauben, und weil er eben nicht geflissentlich Versteckens spielen wollte, so mußte sie ihn wohl finden. Da sie noch einige Schritte entfernt war, fiel er mit stummer Beredsamkeit vor ihr auf die Knie, unterstand sich nicht, die Augen gegen sie aufzuheben, und sah so trübselig aus wie ein Verbrecher, dem der Richter sein Urtheil zu eröffnen eben im Begriffe ist. Das Fräulein aber redete ihn mit sanfter Stimme und freundlicher Geberde an: Bostangi, stehe auf und folge mir in die

Laube. Bostangi gehorchte schweigend, und nachdem sie Platz genommen hatte, redete sie also: Der Wille des Propheten geschehe! Ich habe ihn drei Tage und drei Nächte lang angerufen, mir durch ein Anzeichen kund zu machen, wenn mein Wandel zwischen Thorheit und Irrthum schwankt. Er schweigt und billiget meinen Entschluß. Die Tochter des Sultans hat die Muschirumi aus deiner Sklavenhand nicht verschmähet; mein Loos ist entschieden! Säume nicht, den Iman aufzusuchen, daß er dich in die Moschee einführe, und dir das Siegel der Gläubigen ertheile. Dann wird mein Vater auf meine Vorbitte dich wachsen lassen, wie den Nilstrom, wenn er sein enges Ufer übersteigt und sich in das Thal ergießt. Wenn du nun als Bei eine Provinz regierest, magst du deine Augen kühnlich zum Throne aufheben, der Sultan wird den Eidam nicht verwerfen, welchen der große Prophet seiner Tochter ersehen hat.

Wie von dem Zauberspruche einer mächtigen Fee wurde der Graf durch diese Rede einer steinernen Bildsäule abermals verähnlichet; er staunte die Prinzessin an, ohne Leben und Bewegung. Seine Wangen entfärbten sich, und seine Zunge war gebunden. Im Ganzen begriff er zwar den Sinn der Rede, aber wie er zu der unerwarteten Ehre gelangen sollte, der Eidam des Sultans von Egypten zu werden, das war ihm unbegreiflich.

Glanzvolle Blume des Orients, erwiederte er, wie darf ein Stäudlein, das unter den Dornen wächst, sich ermächtigen, unter deinem Schatten zu blühen? Würde es nicht die wachsame Hand des Gärtners als ein mißstaudiges Unkraut ausjäten und es hinwerfen, daß es im Wege zertreten würde, oder von der Sonnengluth verschmachtete? Wenn ein wehendes Lüftlein den Staub erhebt, daß er dein königliches Diadem befleckt, sind nicht alsbald hundert Hände bereit, es davon zu säubern? Wie sollte ein Sklave es wagen dürfen, seine Augen zu dir zu erheben? Auf dein Geheiß suchte ich eine angenehme Blume für dich, und fand die Muschirumi, deren Name mir so unbekannt war, als es ihre geheimnißvolle Bedeutung noch ist. Wähne nicht, daß ich damit etwas anders beabsichtigt habe, als dir zu gehorchen.

Diese Querantwort verrückte den schönen Plan des Fräuleins merklich. Es war ihr unerwartet zu vernehmen, daß einem Europäer möglich sei, mit der Muschirumi nicht gerade den Gedanken zu verbinden, mit der Dame eine Vermählung zu schließen, welcher er sie darbietet. Das Mißverständniß lag klar am Tage; jedoch die Prinzessin verbarg ihre Verlegenheit, und nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen hatte, sprach sie mit Anmuth: Deine Bescheidenheit gleicht der Nachtviole, die nicht nach dem Schimmer des Sonnenlichts geizet, um hohe Farben zu spielen, und

dennoch ihres köstlichen Geruchs wegen geliebt wird. Ein günstiges Ungefähr ist also der Dolmetscher deines Herzens worden, und hat meine Entschlüsse hervorgelockt; sie sind dir unverborgen. Folge der Lehre des Propheten, und du bist auf dem Wege, deinen Wunsch zu erreichen.

Der Graf fing an den Zusammenhang der Sache immer deutlicher einzusehen, und die Dunkelheiten verschwanden allgemach aus seiner Seele, wie die nächtlichen Dämmerungen beim Ausbruch der Morgenröthe. Jetzt trat der Versucher, den er im Verließ des Gitterthurms erwartet hatte, in verführerischer Gestalt zu ihm, und brauchte alle Künste ihn zu überreden, den Glauben zu verläugnen, seiner Gemahlin treubrüchig zu werden, und seine Kinder zu vergessen. Es steht in deiner Gewalt, sprach er zu sich selbst, die ehernen Sklavenfesseln abzustreifen. Verbirg deinen Glauben eine Zeit lang unter dem Turban, und vielleicht erwirbst du dir das Verdienst, des Fräuleins reine Engelseele zu gewinnen und sie dem Himmel zuzuführen. Dieser trüglichen Rede hätte der Graf noch lange mit Wohlgefallen zugehöret, wenn ihn sein guter Engel nicht beim Ohr gezupft und nicht ihn gewarnt hätte, der Stimme der Verführung nicht weiter Gehör zu geben. Darum glaubte er, über sich rasch den Sieg gewinnen zu müssen. Das Wort erstarb ihm einige Male im Munde, doch faßte er endlich Muth und gegenredete also: Der Wunsch des verirrten Wanderers in der libyschen Wüste, aus den Quellen des Nils seine trockene Zunge zu laben, mehrt nur die Qualen der durstigen Leber, wenn er dennoch verschmachten muß. Darum, du, o Holdseligste deines Geschlechts, wähne nicht, daß ein solcher Wunsch in meiner Seele erwacht sei, der als ein nagender Wurm an meinem Herzen zehren würde, ohne daß ich ihn mit Hoffnung füttern könnte. Vernimm, daß ich in meiner Heimath durch das unauflösliche Band der Ehe mit einem tugendsamen Weibe bereits verbunden bin, und drei zarte Kindlein den süßen Vaternamen lallen. Wie könnte ich nun einer zweiten Frau Herz und Hand anbieten?

Diese Erklärung war deutlich, der Graf vermeinte auch recht rittermäßig und gleichsam mit einem Streiche den Kampf entschieden zu haben. Er vermuthete, die Prinzessin würde nun ihre Uebereilung einsehen, und ihren Plan aufgeben; allein hierin irrte er sehr. Das Fräulein sah nach morgenländischen Begriffen nichts Ungewöhnliches darin, daß ein Mann mehr als eine Frau heirathete, und antwortete daher:

Du nennst mich die Blume der Welt; aber siehe, in diesem Garten blühen neben mir noch viele Blumen, die Aug' und Herz durch Mannigfaltigkeit ihrer Schönheit und Anmuth ergötzen, und ich wehre dir nicht, diesen Blumengenuß mit mir zu theilen. So soll dein Weib Theilhaberin sein des Glücks, das ich dir bereite; du sollst sie in deinem Harem einfüh-

ren. Sie wird mir willkommen, sie wird mir die liebste Gespielin sein um deinetwillen, und um deinetwillen wird sie mich wieder lieben. Auch ihre Kindlein sollen die meinigen sein, ich will ihnen Schatten geben, daß sie lustig blühen und in fremdem Erdreich wurzeln sollen.

Graf Ernst war von der gutmüthigen Denkungsart der Prinzessin gerührt, und wer weiß, wozu er sich mögte entschlossen haben, wenn ihm nicht der Stein des Anstoßes im Wege gelegen hätte, seines Glaubens sich abzuthun. Er verschwieg dem Fräulein diesen Gewissensskrupel keineswegs, und so leicht es ihr gewesen war, alle übrigen Schwierigkeiten auf die Seite zu räumen, so wenig konnte sie dieser beikommen. Die Besprechung wurde aufgehoben, ohne daß in Ansehung dieses streitigen Punktes etwas entschieden wurde.

Im geheimen Rathe des Grafen hatte der flinke Kurt bekanntlich Sitz und Stimme, und sein Herr eröffnete ihm zur Abendzeit den ganzen Vorgang seiner Herzensangelegenheit; denn er war sehr beunruhiget. Der weise Knappe spitzte das Ohr bei Anhörung dieses Ereignisses, und gleichsam als ob die enge Pforte des Gehörs die Erzählung des Grafen nicht rasch genug in seine Hirnkammer eingehen ließ, öffnete er zugleich die weite Thorfahrt des Mundes, hörte und schmeckte zugleich die unerwartete Neuigkeit mit großer Inbrunst. Nachdem er Alles reiflich erwogen hatte, ging sein unvorgreiflich Gutachten dahin, die anscheinende Hoffnung der Erledigung in beide Hände zu fassen, und den Plan der Prinzessin auszuführen, nichts dazu und nichts davon zu thun, und übrigens den Himmel walten zu lassen. Ihr seid, sprach er, aus dem Buche der Lebendigen in Eurem Vaterlande ausgethan; aus dem Abgrunde der Sklaverei ist keine Erlösung, wofern Ihr Euch nicht auf diese Weise heraushaspelt. Eure Gemahlin seht Ihr vielleicht nie wieder. Wenn sie in sieben Jahren der Gram über Euren Verlust nicht überwältigt und aufgerieben hat, so hat die Zeit ihren Gram überwältigt und sie hat Euer vergessen. Aber den Glauben zu verläugnen, das ist traun eine harte Nuß, die Ihr wohl nicht aufknacken möget. Doch auch dafür ist wohl Rath. Unter keinem Volk auf Erden ist's Brauch, daß das Weib den Mann belehre, welchen Weg zum Himmel er nehmen soll, sondern sie folgt seinem Gange, und läßt sich von ihm leiten und führen, wie die Wolke vom Winde, sieht weder zur Rechten noch zur Linken, auch nicht hinter sich, wie Lot's Weib, die zur Salzsäule ward; denn wo der Mann hinkommt, da ist ihres Bleibens. Darum beharret fest darauf, daß das Fräulein ihrem Lügenpropheten entsage. Wofern sie Euch wirklich und aufrichtig zugethan ist, wird sie sicherlich ihr Paradies gegen den Christenhimmel gern vertauschen.

Der flinke Kurt eiferte noch lange, um seinen Herrn zu überreden,

Alles zu versuchen, um seine Fesseln zu zerbrechen. Aber der Graf blieb unschlüssig. Sein Herz war eingepreßt wie in einer Kelter; er wälzte sich auf seinem Nachtlager hin und her, und seine Gedanken und Entschlüsse durchkreuzten sich gar sonderbar; dadurch wurde er so abgemattet, daß er gegen den Morgen in einen dumpfen Schlummer fiel. Da träumte ihm, der schönste Schneidezahn aus seinem elfenbeinernen Gebiß sei ihm ausgefallen, worüber er großes Herzeleid und schweren Kummer empfand; doch als er die Zahnlücke im Spiegel besah, um zu urtheilen, ob sie ihn auch sehr verstelle, war ein neuer Zahn hervorgewachsen, schön und blank wie die übrigen, so daß der Verlust nicht zu merken war. Sobald er erwachte, trug er Verlangen, die Deutung des Traumes zu erfahren. Der flinke Kurt ermangelte daher nicht, eine wahrsagende Zigeunerin aufzutreiben, die gegen die Gebühr gut Glück aus der Hand und Stirn prophezeite, auch die Gabe besaß, Träume auszulegen. Der Graf erzählte ihr den seinigen der Länge nach, und nachdem die gerunzelte schwarzbraune Prophetin lange darüber nachgedacht hatte, that sie ihren wulstigen Mund auf und sprach: Was dir das Liebste war, hat dir der Tod geraubt, doch den Verlust ersetzt bald das Geschick dir wieder.

Nun lag's klar am Tage, daß die Vermuthungen des weisen Knappen keine Hirngespinnste waren, sondern daß die gute Gräfin Ottilia vor Gram und Harm über den Verlust ihres geliebten Gemahls zu Grabe gegangen sei. Der gebeugte Wittwer, der so wenig an diesem Trauerfall zweifelte, als wenn er durch ein schwarzgerändertes Blatt Brief und Siegel darüber empfangen hätte, hielt seinen Traum für Gottes Schickung, und als bei der nächsten Zusammenkunft mit der Prinzessin dieselbe ihn fragte: Bostangi, hast du den Iman gesprochen? so schwieg der Graf einen Augenblick, schlug die lichtvollen Augen nieder, legte bescheiden die Hand auf die Brust, und ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder. In dieser demuthsvollen Stellung antwortete er entschlossen: Erhabene Tochter des Sultans, mein Leben hängt an deinem Wink, aber nicht mein Glaube. Mit Freuden bin ich bereit, jenes für dich aufzuopfern, nur laß mir diesen, der mit meiner Seele so verwebt ist, daß sie sich leichter vom Leibe scheiden, als vom Glauben sich trennen läßt.

Er machte ihr hierauf eine lebhafte Schilderung von der Herrlichkeit des reinen Glaubens, wählte die anmuthigsten Bilder dazu, die ihm die Einbildungskraft darbot, und sprach mit solcher Zuversicht, als wenn er gerade aus dem Schooß der Seligkeit herabgekommen wäre, eine Botschaft an sie auszurichten.

Die Prinzessin hörte ihm sehr aufmerksam zu, und seine Worte machten tiefen Eindruck auf ihr Gemüth. Sie war ganz Ohr, und würde,



F. C. Geißler gez.

wenn der herandämmernde Abend den Unterricht nicht unterbrochen hätte, ihrem Lehrer noch Stunden lang mit Vergnügen zugehört haben. Für dies Mal aber ließ sie den Schleier fallen, und begab sich in's Serail.

Nach einigen ferneren Zusammenkünften kam die Prinzessin bald zur Erkenntniß der christlichen Lehre, und diese Erkenntniß blieb nicht todter Buchstabe bei ihr, sondern erweckte das eifrige Verlangen, ihren Glauben zu wechseln. Also wurde der Plan der Prinzessin nur in so weit abgeändert, daß sie nicht mehr darauf bestand, den Grafen zu bekehren, sondern sich von ihm bekehren zu lassen. Wer aber sollte sie nun mit dem Grafen vermählen? Sie zog den Grafen, und dieser den flinken Kurt in den nächtlichen Unterhaltungen über diese wichtige Angelegenheit zu Rathe, und der Letztere stimmte dahin, der Bekehrten des Grafen Stand und Herkunft zu eröffnen, ihr den Vorschlag zu thun, mit ihm zu entfliehen, behend über's Meer an's europäische Gestade zu schwimmen, und im Thüringerland mit einander als christliche Eheleute zu leben.

Der Graf klopfte diesem wohlausgedachten Plane seines weisen Knappen lauten Beifall zu; es war, als hätte er ihn seinem Herrn aus den Augen gelesen. Ob die Ausführung mit Schwierigkeiten würde verknüpft sein oder nicht, das wurde beim ersten Feuer des Entwurfes nicht in Erwägung gezogen. In der nächsten Lehrstunde eröffnete der Graf der Prinzessin den gefaßten Anschlag. Du Abglanz der heiligen Jungfrau, redete er sie an, vom Himmel auserkoren aus einem verworfenen Volk, über Irrwahn und Vorurtheil zu siegen und Theil und Erbe zu empfahen im Wohnplatz der Wonne, hast du Muth, deinem Vaterlande zu entsagen, so bereite dich zur schnellen Flucht. Ich will dich gen Rom geleiten, wo der Himmelspförtner, Sankt Petrus Statthalter, hauset, dem die Schlüssel zur Himmelsthür anvertraut sind, daß er dich aufnehme in den Schooß der Kirche und das Bündniß unserer Liebe segne. Fürchte nicht, daß deines Vaters mächtiger Arm uns erreichen werde; jede Wolke über unserm Haupte wird ein Schiff sein, mit einer Besatzung von Engelheerschaaren, mit diamantenen Schildern und feurigen Schwertern bewaffnet, den sterblichen Augen zwar unsichtbar, aber mit Kraft und Stärke gerüstet, die zu deiner Hut und Wacht verordnet sind. Auch will ich dir nicht verhalten, daß ich durch Glück und Geburt das bin, wozu mich die höchste Gunst des Sultans erheben könnte; ich bin ein Graf, das ist ein geborner Bei, der über Land und Leute regiert. Die Gränzen meiner Herrschaft umschließen Städte und Flecken, auch Paläste und feste Bergschlösser. Mir gehorchen Ritter und Knappen; auch Roß und Wagen sind zu meinem Dienst bereit. Du sollst in meinem Vaterlande, von keinen Mauern eines Serails umschlossen, frei herrschen und regieren als eine Königin.

Die Rede des Grafen dünkte der Prinzessin eine Botschaft vom Himmel zu sein, und sie setzte kein Mißtrauen in die Zuverlässigkeit seiner Worte. Sie würde, im Vertrauen auf den Schutz der ihr verheißenen unsichtbaren Leibwache, alsbald ihrem Geleitsmanne außer den Ringmauern des Palastes gefolgt sein, wenn dieser sie nicht belehrt hätte, daß noch mancherlei Zubereitungen erforderlich wären, ehe das große Vorhaben mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs könnte ausgeführt werden.

Unter allen Kapereien zu Wasser und zu Lande ist keine mißlicher, und mit mehreren Schwierigkeiten verbunden, als dem Großherrn seine Tochter aus dem Palaste wegzustehlen. Das Beginnen des Grafen Ernst von Gleichen, des Sultans Tochter zu entführen, hatte daher nicht geringe Schwierigkeiten. Gleichwohl lief Alles glücklich und nach Wunsch ab. Die Prinzessin füllte ihr Schmuckkästlein reichlich mit Juwelen an, vertauschte ihr königliches Gewand mit einem Kaftan, und schlüpfte eines Abends unter der Geleitschaft des Grafen, seines getreuen Knappen und des dämischen Wasserträgers unbemerkt aus dem Palaste zum Garten hinaus, um die weite Reise in's ferne Abendland anzutreten. Des Fräuleins Abwesenheit konnte nicht lange verborgen bleiben; ihre Frauenzimmer suchten sie, nach dem Sprichwort, wie eine Stecknadel, und da man sie nicht fand, war die Bestürzung im Serail allgemein. Bald kam man der Wahrheit auf die Spur. Der Divan der Damen konnte nicht umhin, höheren Orts Bericht zu erstatten. Der Vater Sultan geberdete sich, wie ein ergrimmter Löwe, der fürchterlich die braune Mähne schüttelt, wenn er durch das Getöse der Jagd und das Gebell der Hunde aus seinem Lager aufgeschreckt wird. Er schwur beim Barte des Propheten dem ganzen Serail den Untergang, wenn bei Sonnenaufgang die Prinzessin nicht wieder in der väterlichen Gewalt wäre. Die mammeluckische Leibwache mußte aufsitzen, um auf den Landstraßen von Kairo nach allen vier Himmelsgegenden den Fliehenden nachzueilen, und tausend Ruder peitschten den breiten Rücken des Nils, um sie einzuholen, im Fall sie den Weg zu Wasser genommen hätte.

Bei solchen Anstalten war's unmöglich, dem weit reichendem Arme des Sultans zu entrinnen, wenn der Graf nicht das Geheimniß besaß, sich nebst seiner Reisegesellschaft unsichtbar zu machen, oder die Wundergabe, ganz Egypten mit Blindheit zu schlagen. Allein von diesen Talenten war ihm keines verliehen. Nur der flinke Kurt hatte einige weise Maaßregeln genommen. Er verunsichtbarte die flüchtige Karavane durch die Finsterniß eines dunkeln Kellers in dem Hause des großen Schweißtreibers Abullam. Dieser jüdische Arzt begnügte sich nicht allein, die Heilkunde mit gutem Fortgange zu treiben, sondern wucherte auch mit der Gabe, die er aus der Erbschaft seiner Väter empfangen hatte, und ehrte den alten Heidengott

Merkur in seiner Eigenschaft eines Schutzpatrons der Aerzte, der Kaufleute und der Diebe. Er trieb einen großen Spezerei- und Kräuterhandel mit den Venedigern, der ihm vielen Reichthum erworben hatte, und verschmähete kein Geschäft, wobei etwas zu gewinnen war. Der treue Knappe hatte diesen ehrlichen Israeliten, der sich für Geld und Geldeswerth zu jeder That bereit finden ließ, durch ein Kleinod aus dem Schmuckkästlein der Prinzessin gewonnen, die Fortschaffung des Grafen, dessen Stand und Vorhaben ihm unverhohlen blieb, nebst dreien von seinen Dienern auf ein venedisches Schiff, das zu Alexandrien in Ladung gelegt hatte, zu übernehmen; doch blieb es ihm weislich verborgen, daß er die Tochter seines Herrn heimlich aus dem Lande spediren sollte. Da er den zu sendenden Waarentransport in Augenschein nahm, fiel ihm zwar die Gestalt des schönen Jünglings auf; doch er dachte nichts Arges dabei, und hielt ihn für den Pagen des Ritters. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht über die Stadt, die Prinzessin Melechsala sei verschwunden; da gingen ihm die Augen auf, tödtlicher Schrecken bemächtigte sich seiner Sinne, also daß ihm der graue Bart anfing zu beben, und er hätte wohl gewünscht, mit diesem gefährlichen Handel unbeworren zu sein. Jetzt war's aber zu spät und seine eigene Sicherheit erforderte nun, alle Schlauheit aufzubieten, das halsbrechende Geschäft glücklich zu beendigen. Zuvörderst legte er seiner unterirdischen Hausgenossenschaft eine strenge Verborgenheit auf, und nachdem die erste Nachforschung vorüber, die Hoffnung, die Prinzessin wieder ausfindig zu machen, ziemlich verschwunden, und der Eifer sie aufzusuchen, erkaltet war, packte er die ganze Karavane säuberlich in vier Kräuterballen, lud sie auf ein Nilschiff und schickte sie nebst einem Frachtbriefe unter Gottes Geleite sicher und wohlbehalten nach Alexandrien, wo sie, sobald der Venediger die hohe See gewonnen hatte, des engen Gewahrsams in den Kräutersäcken sammt und sonders entledigt wurden.

Alle vier Winde des Himmels schienen sich zu einer glücklichen Seereise vereinigt zu haben; die widrigen hielten den Athem zurück, und die günstigen bliesen so lustig in die Segel, daß das Schiff pfeilgeschwind die sanftspielenden Wellen furchte. Als der freundliche Mond die wachsenden Silberhörner zum zweiten Male aus den Wolken hervorstreckte, lief der Venediger wohlgemuth in den Hafen seiner Vaterstadt ein.

Der wachsame Laurer der Gräfin Ottilia befand sich noch immer daselbst, und ließ durch die fruchtlose Mühe vergebener Nachfrage sich nicht abschrecken, alle Pilger aus der Levante fleißig auszuforschen. Er befand sich gerade auf seinem Posten, als der Graf nebst Melechsala an's Land stieg. Er hatte das Aussehen seines Herrn in so gutem Andenken, daß er sich vermaß, ihn unter tausend unbekannten Gesichtern herauszufinden.

Indeß machte ihn die fremde Tracht und der Finger der Zeit, der in sieben Jahren an der Gestalt Manches ändert, einige Augenblicke zweifelhaft. Um seiner Sache gewiß zu werden, nahete er sich dem Gefolge des fremden Ankömmlings, trat den getreuen Knappen an und fragte: Kamerad, woher des Landes? Der flinke Kurt freute sich einen Landsmann anzutreffen, der ihn in seiner Muttersprache anredete, fand aber nicht für gut, einem Unbekannten Rede zu stehen, und antwortete kurz ab: Aus der See.

Wer ist der stattliche Junker, dem du folgst? Mein Herr. Aus welcher Gegend kommt ihr? Von Sonnenaufgang. Wo gedenket ihr hin? Nach Sonnenniedergang. In welche Provinz? In unsere Heimath. Wo ist sie? Hundert Meilen Wegs in's Land hinein. Wie heißest du: Spring in's Feld grüßt mich die Welt. Ehrenwerth heißt mein Schwert. Zeitvertreib namt sich mein Weib. Spät es tagt ruft sie die Magd. Schlecht und recht nennt sich der Knecht. Sausewind tauft' ich mein Kind. Knochenfaul schelt ich den Gaul. Sporenklang heißt sein Gang. Höllenschlund lock' ich den Hund. Wettermann kräht mein Hahn. Nun kennst du mich mit Weib und Kind und allem meinem Hausgesind. Du scheinst mir ein loser Gesell zu sein. Ich bin kein Gesell, denn ich treibe kein Handwerk. Gib Bescheid auf eine Frage. Laß sie hören. Hast du neue Mähr von Graf Ernst von Gleichen aus dem Orient? Warum fragst du? Darum. Lirum, Larum! warum, darum? Dieweil ich ausgesandt bin in alle Welt von der Gräfin Ottilia, seiner Gemahlin, ihr zu verkundschaften, ob ihr Herr noch am Leben, und in welchem Winkel der Erde er zu finden sei.

Diese Antwort setzte den flinken Kurt in einige Verwirrung, und stimmte ihn auf einen ganz andern Ton. Harre, Landsmann, sprach er, vielleicht weiß der Junker Bescheid von der Sache. Alsbald ging er zum Grafen und raunte ihm die neue Zeitung in's Ohr, bei dem sich eine sehr seltsame Empfindung darüber regte, woran Freude und Bestürzung gleichen Antheil hatte. Er merkte, daß ihn sein Traum oder die Deutung desselben betrogen hatte, und daß ihm die Absicht, sich mit seiner Reisegefährtin zu vermählen, leicht dürfte verrückt werden. Aus dem Stegreif wußte er nicht gleich, wie er sich bei diesem verwirrten Handel benehmen sollte, doch überwog das Verlangen zu erfahren, wie es daheim in seinem Hause stünde, alle Bedenklichkeiten. Er winkte dem Gesandten der Gräfin und erkannte in ihm seinen alten Hofdiener, der mit Freudenthränen die Hand seines wiedergefundenen Herrn benetzte, und viel Worte machte, was die Gräfin für Jubel anheben würde, wenn sie die frohe Botschaft von der Rückkehr ihres geliebten Gemahls aus dem heiligen Lande vernähme. Der

Graf ließ sich von ihm in die Herberge geleiten, wo er die sonderbare Lage seines Herzens in Erwägung zog und ernsthafte Betrachtungen darüber anstellte, welche Wendung nun das Schicksal der Sarazenin nehmen werde. Darauf wurde unverzüglich der lauersame Kundschafter an die Gräfin mit einem Brieflein abgefertigt, welches einen getreuen Bericht von den Schicksalen des Grafen in der Sklaverei, und seiner Erledigung durch die Unterstützung der Tochter des Sultans von Egypten abstattete; wie sie dem Grafen zu Liebe Thron und Vaterland verlassen, unter der Bedingung, daß er sie heirathen sollte, welches er ihr auch, durch einen Traum irre geführt, verheißen habe. Dadurch suchte er seine Gemahlin nicht nur auf eine zweite Gemahlin vorzubereiten, sondern suchte auch unter Anführung vieler triftigen Gründe um ihre Einwilligung hierzu nach.

Frau Ottilia stand eben am Fenster, mit ihrem Wittwenschleier angethan, als der Botschafter zum letzten Male den athemlosen Gaul anspornte, den steilen Burgweg heranzutraben. Ihr scharfes Auge erkannte ihn schon in der Ferne, und weil er auch nicht eben kurzsichtig war, so erkannte er die Gräfin gleichfalls, hob die Brieftasche hoch über sein Haupt und schwenkte sie wie eine Standarte, zum Zeichen guter Botschaft. Hast du ihn funden, den Mann meines Herzens? rief die Gräfin dem Kommenden entgegen. Wo weilt er, daß ich mich aufmache, ihm den Schweiß von der Stirne zu trocknen, und ihn rasten zu lassen in meinen treuen Armen von der mühseligen Reise? Glück zu, gestrenge Frau, antwortete der Briefträger, Euer Gemahl ist wohl auf. Ich habe ihn funden in der Wasserstadt der Venediger, von wannen er mich mit diesem Brief unter seiner Hand und Siegel hat hergesandt, Euch seine Ankunft daselbst zu vermelden. Die Gräfin konnte nicht eilig genug den Brief des Siegels entledigen. Drei Mal drückte sie ihn an die klopfende Brust, und drei Mal berührte sie ihn mit ihren Lippen. Darauf strömte ein Platzregen von Freudenthränen auf das entfaltete Pergament, wie sie zu lesen anhob; allein je weiter sie las, je sparsamer rannen ihre Zähren, und ehe sie den Brief noch ganz gelesen hatte, versiegte die Thränenquelle ganz und gar.

Der Inhalt des Briefes konnte der guten Dame freilich nicht in allen Stücken wohlbehagen; der von ihrem Eheherrn in Vorschlag gebrachte Theilungsvertrag seines Herzens hatte nicht das Glück, ihren Beifall zu erhalten. Ach, der verderbliche Kreuzzug, rief sie aus, ist die einzige Ursache all dieses Unheils! Ich habe der heiligen Kirche ein Brod geliehen, von welchem die Heiden gezehrt haben, und empfange nun ein Bröcklein davon wieder. Ein nächtlicher Traum besänftigte indessen ihr Gemüth, und ihre ganze Denkungsart erhielt dadurch eine andere Richtung.

Die Phantasie bildete ihr im Schlafe vor, es zögen zwei Pilger vom heiligen Grabe den gekrümmten Burgweg herauf, und begehrten eine Nachtherberge, welche sie ihnen gutmüthig verwilligte. Der eine schlug seine Nebelkappe auf, und siehe da, es war der Graf, ihr Herr, den sie freundlich umhalsete, und große Freude ob seiner Wiederkehr empfand. Die Kindlein traten herein, welche er in die väterlichen Arme schloß, sie herzte und sich ihres Wachsthums und Gedeihens freute. Indeß that sein Gefährte die Reisetasche auf, zog daraus hervor goldne Ketten und herrliches Geschmeide von Edelsteinen, und hing sie den Kleinen um den Hals, die an diesen glänzenden Geschenken großen Gefallen trugen. Die Gräfin bewunderte selbst diese Freigebigkeit und fragte den verkappten Fremdling, wer er sei? Er antwortete: ich bin der Engel Raphael und habe deinen Gemahl aus fremden Landen wieder zu dir gebracht. Das Pilgerkleid verschwand, und es stand vor ihr eine glänzende Engelgestalt, mit einem himmelblauen Leibrock bekleidet, und mit zwei goldnen Flügeln an den Schultern. Sie erwachte darüber, und in Ermangelung einer weisen Deuterin erklärte sie sich selbst den Traum so gut sie konnte, und fand so viel Aehnlichkeit zwischen dem Engel Raphael und der Prinzessin Melechsala, daß sie nicht zweifelte, die letztere sei unter der Gestalt des erstern ihr im Traum vorgebildet worden; zugleich zog sie in Erwägung, daß ohne den Beistand derselben ihr Gemahl schwerlich jemals der Sklaverei würde entronnen sein. Weil nun dem Eigenthümer eines verlornen Gutes ziemet, mit dem ehrlichen Wiederbringer sich abzufinden, der es ganz für sich hätte behalten können, so fand sie keinen Anstand, in das Begehren des Grafen einzuwilligen.

Unverzüglich wurde der wegen seiner Wachsamkeit reichlich belohnte Kundschafter nach Wälschland zurückgeschickt, mit der förmlichen Einwilligung der Gräfin für ihren Gemahl, die Sarazenin zu seiner zweiten Gattin zu machen.

Es beruhete nur darauf, ob Vater Gregorius in Rom geneigt sein würde, seine Einwilligung zu dieser Doppelehe zu ertheilen, die allen Geboten des Christenthums zuwider lief. Die Wallfahrt ging deshalb von Venedig nach Rom, woselbst Fräulein Melechsala dem Koran feierlich entsagte und sich in den Schooß der Kirche begab. Der heilige Vater bezeigte darüber große Freude, und ließ nach der Taufhandlung, bei welcher Gelegenheit sie ihren sarazenischen Namen mit dem Namen Angelika verwechselte, ein Tedeum in der St. Peterskirche anstimmen. Diesen günstigen Augenblick vermeinte Graf Ernst zu seiner Absicht benutzen zu müssen. Er brachte seine Bitte unverzüglich bei dem heiligen Vater an; allein wie gebeten, abgeschlagen, was dem Grafen großen Kummer und vieles Herze-

leid machte. Er machte sich die heftigsten Vorwürfe über seine unbesonnene Entführung der sarazenischen Prinzessin, und überdieß verdroß es ihn über die Maßen, daß er die Unmöglichkeit vor Augen sah, der Prinzessin als ein wackerer deutscher Ritter Wort zu halten, und sich durch eine gesetzliche Heirath mit ihr zu verbinden.

In dieser schwermüthigen Lage verlor er sein munteres Ansehen gänzlich, und Fräulein Angelika vermerkte, daß das Antlitz des Grafen nicht mehr war wie gestern und ehegestern; das betrübte sie innigst und bewegte sie zu dem Entschluß, einen Versuch zu wagen, ob es ihr nicht besser gelingen würde, das Herz des strengen Papstes zu erweichen. Sie verlangte bei dem gewissenhaften Gregor Gehör, und ihr bitterer Jammer, ihre heißen Thränen erweichten das milde Herz des Papstes so sehr, daß er sich endlich überreden ließ, einmal von der gewohnten Sitte abzuweichen, und die Bitten der Neubekehrten zu erfüllen.

Die Dokumente zur Erlaubniß der Doppelehe wurden in bester Form ausgefertigt, und Vater Gregor gab dem edlen Paar seinen Segen. Sie zögerten nicht, Rom zu verlassen, um die Heimath des Grafen zu erreichen und daselbst ihre Vermählung zu vollziehen.

Als diesseit der Alpen Graf Ernst wieder vaterländische Luft athmete, that das ihm sanft und wohl um's Herz, er schwang sich auf seinen Neapolitaner, trabte, allein von dem dämischen Reisigen begleitet, frisch voran, und ließ das Fräulein unter Bedeckung des flinken Kurt in kleinen Tagereisen gemachsam nachziehen.

Hoch klopfte ihm das Herz im Busen, als er in blauer Ferne die drei gleichischen Schlösser erblickte. Er gedachte die gutmüthige Gräfin Ottilia unvermuthet zu überraschen; aber das Gerücht von seiner Ankunft war auf Adlersfittigen vor ihm hergeflogen; sie zog ihm mit Junker und Fräuleins entgegen und begegnete einen Feldweg von der Burg ihrem Herrn in einer lustigen Aue, welche von dieser fröhlichen Zusammenkunft das Freudenthal heißt bis auf diesen Tag. Der Empfang war auf beiden Seiten so traulich und zärtlich, als wenn an keine Doppelehe jemals wäre gedacht worden, denn Frau Ottilia war ein rechtes Muster einer frommen Gattin, die dem Ehegebot, daß ihr Wille des Mannes Willen sollte unterworfen sein, ohne Auslegung gehorchte. Wenn's ja in ihrem Herzen zuweilen einen kleinen Aufruhr gab, zog sie nicht flugs die Sturmglocke, sondern that Thür und Fenster zu, daß kein sterblich Auge hineinschauen und sehen konnte, was drinnen vorging; dann lud sie die empörte Leidenschaft vor den Richterstuhl der Vernunft, nahm sie unter den Gehorsam der Klugheit gefangen, und legte sich eine freiwillige Buße auf. Den Grafen rührte die Liebe und Zärtlichkeit seiner Gemahlin in tiefster Seele. Er

hing an ihrem Halse, küßte sie herzlich, und war sehr erfreut über das Wiedersehen der treuen Gattin und seiner Kinder.

Nach wenig Tagen langte auch Fräulein Angelika glücklich an und wurde wie eine Königsbraut vom Grafen in reicher Hofgalla empfangen. Frau Ottilia kam ihr mit offenem Herzen und Armen entgegen, und führte sie als Mitgenossin aller ihrer Rechte in das Residenzschloß ein. Der Graf war unterdessen nach Erfurt zum Weihbischof gegangen, um die Trauung zu bestellen.

Die Vermählung wurde mit Prunk und Pracht vollzogen, Frau Ottilia, welche die Stelle der Hochzeitmutter vertrat, hatte reichlich zugeschickt, und alle thüringische Grafen und Ritter kamen weit und breit zusammen, um diese ungewöhnliche Hochzeitfeier mit begehen zu helfen. Ehe der Graf die Braut zum Altare führte, that sie ihr Schmuckkästlein auf, und verehrte ihm den ganzen Schatz der Juwelen zum Heirathsgute, und er beschenkte sie dafür mit dem Schlosse Ehrenstein zur Gegensteuer. Die Myrthe schlang sich am Vermählungstage um eine güldene Krone, welchen Hauptschmuck die Tochter des Sultans als ein Zeichen ihrer hohen Geburt beibehielt auf ihre Lebenszeit; weßhalb sie denn auch von den Unterthanen nur die Königin genannt, und von ihrem Hofgesinde als eine Königin bedient und geehrt wurde.

Die schöne Sarazenin blieb kinderlos, liebte und pflegte jedoch die Kinder ihrer Mitgenossin als die ihrigen, und theilte mit ihr die Sorgen der Erziehung. Sie war von dem dreiblätterigen Kleeblatt dieser glücklichen Ehe das Erste, welches im Herbste des Lebens dahinwelkte, ihr folgte die Gräfin Ottilia, und der betrübte Wittwer, dem's nun im Schlosse zu weit und einsam war, machte nach wenig Monaten den Beschluß. Auch im Tode wurden sie nicht getrennt. Sie ruhen alle drei in einem Grabe vor dem gleichischen Altar in der St. Peterskirche zu Erfurt, auf dem Berge, allwo ihr Grabmal noch zu sehen ist, mit einem Steine bedeckt, auf dem sie alle drei nach dem Leben abgebildet sind. Zur Rechten die Gräfin Ottilia, mit einem Spiegel in der Hand, dem Sinnbilde ihrer lobenswürdigen Klugheit, zur Linken die Sarazenin, mit einer Königskrone geschmückt, und in der Mitte der Graf, auf sein Wappenschild, den gelöwten Leoparden, sich lehnend.

Richilde.

Gunderich der Priesterfreund, Graf von Brabant, lebte um die Zeit der Kreuzzüge mit so unerhörter und strenger Frömmigkeit, daß er beinahe den Namen eines Heiligen erworben hätte. Seine Hofburg sah einem Kloster ähnlich, man hörte da keine Sporen klirren, keine Rosse wiehern, keine Waffen rauschen; aber die Litanien andächtiger Mönche und das Geklingel der Silberglocken tönten ohne Unterlaß durch die Hallen seines Palastes. Dennoch wohnte keine Zufriedenheit in seinem Herzen, denn er lebte in kinderloser Ehe und besaß gleichwohl große Schätze und Güter, die er nun auf kein theures Kind vererben konnte.

Die Gräfin grämte sich nicht minder, wie ihr Gemahl, über diese Fügung Gottes, welche ihr das Glück versagte, ein Söhnlein oder ein Töchterlein auf ihrem Schooße zu wiegen, und betete alltäglich zum Himmel, daß er doch ihren sehnlichsten Wunsch erfüllen und den betrübten Eltern ein Kindlein schenken möge. Aber alle ihre Gebete blieben unerhört, bis es sich endlich durch Gottes Schickung begab, daß der heilige Albertus Magnus, ein gar frommer und gelahrter geistlicher Herr, auf einer Reise durch Brabant beim Grafen einsprach, und dessen Gastfreundlichkeit in vollstem Maße genoß. Er bemerkte jedoch, trotz aller Festlichkeiten und Ehren, mit denen er überhäuft ward, daß seine edlen Gastfreunde von tiefer Traurigkeit darniedergedrückt wurden. Dieß rührte sein weiches und frommes Herz, und mit zarten Worten forschte er nach der Ursache. Tröstet Euch und erhebt Euer Gemüth mit froher Hoffnung, sagte er, nachdem er den Grund des Kummers erfahren hatte; ehe ein Jahr vergeht und der Frühling in's Land kommt, wird der Herr Euren frommen Wunsch gnädig erfüllt haben.

Ueber diese Worte war große Freude im Schlosse, und noch größer wurde sie, als die Verheißung des frommen Mannes wirklich in Erfüllung ging. Bei seiner Wiederkehr von der Reise fand Albertus Magnus ein holdes Töchterlein in den Armen der beseligten Mutter, welche Gott unter süßen Freudenthränen dankte, daß endlich ihre heiße Sehnsucht nach einem Kinde gestillt worden war. Albertus wurde von den glücklichen Eltern mit reichen Geschenken überhäuft, und mußte dafür der kleinen Tochter die heilige Taufe geben, in welcher sie Richilde genannt ward.

Nun war Albertus ein wundersam kluger und geschickter Mann, der viel mehr wußte, wie andere Leute, und die tiefsten Geheimnisse der Natur

erforscht und belauscht hatte. Er verrichtete wunderbare Dinge, über welche alle Welt erstaunte, und die Niemand, auch der Geschickteste nicht, erklären konnte. So einst, als Kaiser Friedrich der Zweite begehrte seine Künste zu schauen, lud er ihn im Eismonat zu Köln am Rhein auf ein Frühstück in den Klostergarten ein, und gab ihm ein Schauspiel, das seines Gleichen nicht hatte. Hyazinthen und Tulpen standen da im schönsten Flor, einige Obstbäume blühten, andere trugen reife Früchte, die Nachtigallen ließen sich nebst der Grasmücke im Gebüsche hören, und die fröhlichen Stechschwalben schwirrten hoch in der Luft um den Klosterthurm. Wie der Kaiser das all genug bewundert hatte, führte er ihn nebst seinen Höflingen an ein Traubengeländer, und gab jedem Gast ein Messer in die Hand, sich eine reife Traube abzuschneiden; doch gebot er's nicht eher zu thun, bis er's ansagen würde; aber plötzlich nahm er die künstliche Täuschung hinweg, und da ergab sich, daß jeder Gast seine eigene Nase erfaßt und das Messer angesetzt hatte, sie abzuschneiden, welcher Schwank Friedrichen so zu lachen machte, daß er den kaiserlichen Bauch halten mußte.

Solchem Manne konnte es nicht schwer werden, der kleinen Richhilde ein absonderliches Pathengeschenk zu machen, und nachdem er sich von der glücklichen Mutter genau hatte sagen lassen, um welche Stunde das kleine Fräulein zuerst das Licht der Welt erblickt habe, schloß er sich neun Tage ganz allein in eine heimliche Klause ein, und arbeitete Tag und Nacht, um ein Kunstwerk zu Stande zu bringen, dabei sich die kleine Richilde auch in späteren Jahren seiner erinnern könne.

Wie der Kunstmeister das Werk vollendet hatte und merkte, daß es wohl gediehen sei, brachte er's insgeheim zur Gräfin, sagte ihr an alle Tugend und geheime Wirkung seines Machwerks, gab ihr Bescheid und Unterricht, wie's zu gebrauchen sei, und wie sie die Tochter, wenn sie heranwüchse, von Nutz und Brauch des Werks belehren sollte, nahm freundlichen Abschied und ritt davon. Die Gräfin, hocherfreut über die Gabe, nahm die magische Heimlichkeit und verbarg sie in der Schublade, wo sie ihre Kleinodien verwahrte. Gunderich, der Priesterfreund, lebte noch einige Jahre in weltentflohener Abgeschiedenheit in seiner Burg. Als es mit ihm zu Ende ging, verschied er im Vertrauen, daß Gott ihm die ewige Seligkeit in gnadenvoller Liebe ertheilen werde. Die Gräfin wählte ein Nonnenkloster zum Sommeraufenthalt, und wendete ihre ganze Thätigkeit auf die Erziehung ihrer Tochter, welche sie, sobald sie volljährig sein würde, selbst in die große Welt einführen wollte. Ehe sie das aber bewerkstelligen konnte, wurde sie vom Tode übereilt, eben zu der Zeit, da das Fräulein ihr fünfzehntes Jahr erreicht hatte.

Die gute Mutter sträubte sich anfangs gegen die ungelegene Tren-

nung von der schönen Richilde, in der sie noch einmal aufzuleben gedachte; doch als sie vermerkte, daß ihr Stündlein vorhanden sei, unterwarf sie sich standhaft dem Willen Gottes, und schickte sich zur Heimfahrt. Sie rief ihre Tochter beiseits, hieß sie die Zähren trocknen, und redete also: Ich verlasse Euch, geliebte Richilde, zu einer Zeit, wo Euch der mütterliche Beistand am nöthigsten thut; aber kümmert Euch nicht, der Verlust einer guten Mutter soll Euch durch einen treuen Freund und Rathgeber ersetzt werden, der, wenn Ihr weise und klug seid, Eure Schritte leiten wird, daß Ihr nie irre geht. Dort in der Schublade, die meine Juwelen aufbewahrt, befindet sich ein natürliches Geheimniß, welches Ihr nach meinem Ableben in Empfang nehmen sollt. Ein hocherfahrner und weiser Mann, genannt Albertus Magnus, der an der Freude über Eure Geburt großen Antheil nahm, hat solches unter einer gewissen Constellation verfertigt und mir anvertraut, Euch desselben zu lehren. Dieses Kunstwerk ist ein metallischer Spiegel in einen Rahmen von gediegenem Golde gefaßt. Er hat für die, welche hineinschauen, alle Eigenschaften eines gemeinen Spiegels, die Gestalten getreu zurückzugeben, die er empfängt. Aber für Euch ist ihm außer diesem Gebrauch auch noch die Gabe verliehen, Alles, warum Ihr ihn befragt, in deutlich redenden Bildern darzustellen, sobald Ihr den Spruch ausspricht, welches Euch dieses Gedankentäflein, das Ihr hier empfangt, nachweisen wird. Hütet Euch, ihn aus Vorwitz und Neubegier zu Rathe zu ziehen, oder ihm unbesonnen das zukünftige Schicksal Eures Lebens abzufragen. Betrachtet diesen wunderbaren Spiegel als einen achtungswerthen Freund, den man mit nichtswürdigen Fragen zu ermüden sich scheut, an dem man aber in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens immer einen treuen Rathgeber findet. Darum seid weise und vorsichtig beim Gebrauch und wandelt auf dem Wege der Tugend, damit der blanke Spiegel nicht, durch den vergifteten Hauch des Lasters angeweht, vor Eurem Angesicht erblinde. Nachdem die sterbende Mutter diesen Schwanengesang vollendet hatte, umfaßte sie die jammernde Richilde, kämpfte ihren Todeskampf, und verschied.

Das Fräulein empfand tief in ihrem Herzen den Verlust der zärtlichen Mutter, hüllte sich in Trauerkleider, und verweinte eins der schönsten Lebensjahre zwischen den Mauern der klösterlichen Klausur, in Gesellschaft der ehrwürdigen Domina und der Klosterschwestern, ohne einmal den zeitlichen Nachlaß ihrer Mutter nachzusehen, oder in den geheimnißvollen Spiegel zu schauen. Die Zeit milderte aber nach und nach diese kindlichen Schmerzensgefühle, der Thränenquell versiegte, und als das Herz des Fräuleins durch Leidensergießung keine Beschäftigung mehr fand, fühlte sie in der einsamen Zelle das Ungemächliche der Langeweile. Sie

besuchte oft das Sprachgemach, fand unvermerkt Geschmack, mit den Tanten und Vettern der Nonnen zu plaudern, und die letztern waren so eifrig, den frommen Jungfrauen aufzuwarten, daß sie sich schaarenweise an's Gitter drängten, wenn die schöne Richilde im Sprachzimmer war. Es fanden sich viel stattliche Ritter ein, die der ungeschleierten Kostgängerin viel Schönes sagten, und in diesen Schmeicheleien lag das erste Samenkorn der Eitelkeit, welches hier auf kein unfruchtbar Land fiel, sondern bald Wurzel schlug und aufkeimte. Fräulein Richilde bedachte, daß es draußen im Freien besser sei, als in dem Käfig hinter dem eisernen Gitter; sie verließ das Kloster, richtete ihre Hofstatt zu, nahm Wohlstands halber eine Aja zur Ehrenhüterin an, und trat mit Glanz in die große Welt ein. Der Ruf ihrer Schönheit und Sittsamkeit breitete sich aus gegen die vier Winde des Himmels. Viel Prinzen und Grafen kamen von fernen Landen, ihr den Hof zu machen. Der Tagus, die Seine, der Po, die Themse und der Vater Rhein schickten ihre Heldensöhne nach Brabant, der schönen Richilde zu huldigen. Ihr Palast schien ein Feenschloß zu sein; die Fremden genossen da der besten Aufnahme, und unterließen nicht, die Höflichkeiten der reizenden Besitzerin mit den feinsten Schmeicheleien zu erwiedern. Es verging kein Tag, wo nicht die Hofstechbahn mit einigen wohlgerüsteten Rittern besetzt war, die durch ihre Wappenkönige auf den Märkten und an den Eckhäusern der Stadt die Ausforderung verkünden ließen: Wer die Gräfin von Brabant nicht für die schönste Dame ihrer Zeitgenossenschaft erkenne, oder das Gegentheil zu behaupten sich erdreiste, solle sich in den Schranken des Turnirplatzes einfinden und mit den Waffen seine Behauptung gegen die Paladine der schönen Richilde erhärten. Gemeiniglich meldete sich Niemand, oder wenn man ja an einem Hoffeste gern stechen mogte und einige Ritter sich bereden ließen, die Ausforderung anzunehmen und der Dame ihres Herzens den Preis der Schönheit zuzueignen, so geschah es nur zum Schein; die Höflichkeit erlaubte ihnen nie, den Kämpfer der Gräfin aus dem Sattel zu heben; sie brachen ihre Lanzen, erkannten sich überwunden, und standen der jungen Gräfin den Preis der Schönheit zu, welches Opfer sie mit jungfräulicher Sittsamkeit anzunehmen pflegte.

Bisher war es ihr noch nicht eingefallen, den magischen Spiegel zu befragen, sie brauchte ihn nur als einen gemeinen Spiegel, um ihren Kopfputz dadurch zu prüfen, ob die Jungfrauen ihn zu ihrem Vortheil aufgesetzt hätten. Keine Frage hatte sie sich noch erlaubt, entweder weil ihr zur Zeit noch kein Umstand vorgekommen war, der eines Rathgebers bedurft hätte, oder weil sie zu scheu war und befürchtete, ihre Frage mögte vorwitzig und unbesonnen sein, und der blanke Spiegel dürfe darüber er-

blinden. Unterdessen machte die Stimme der Schmeichelei ihre Eitelkeit immer mehr rege, und erzeugte in ihrem Herzen den Wunsch, das in der That zu sein, was das Gerücht ihr tagtäglich laut in die Ohren gellete, denn sie besaß die so seltene Eigenschaft der Großen, in die Sprache ihrer Höflinge ein gerechtes Mißtrauen zu setzen. Einem aufblühenden Mädchen, weß Standes und Würden sie sei, ist die Frage über ihre Wohl- oder Mißgestalt höchst wichtig. Daher war eben nicht zu verwundern, daß die schöne Richilde Lehr und Unterricht begehrte über einen Umstand, der ihrer Wißbegierde doch immer zweifelhaft war; und von wem konnte sie hierüber sicherere und unbezweifeltere Auskunft erwarten, als von ihrem unbestechlichen Freund, dem Spiegel? Nach einiger Ueberlegung fand sie die Anfrage so gerecht und billig, daß sie kein Bedenken trug, solche an die Behörde gelangen zu lassen. Sie verschloß sich also eines Tages in ihr Gemach, trat vor den magischen Spiegel und hob ihren Spruch an:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig' mir an die schönste Dirn' in Brabant!

Behend zog sie den seidenen Vorhang auf, blickte hinein und sah darin mit großer Zufriedenheit ihre eigene Gestalt, welche ihr der Spiegel unbefragt schon gar oft gezeigt hatte. Darüber ward sie hoch erfreut in ihrer Seele, ihre Wangen färbten sich höher und die Augen funkelten vor Vergnügen, aber ihr Herz wurde stolz und hoffärtig. Die Lobsprüche über ihre Wohlgestalt, die sie vorher mit Bescheidenheit und sanftem Erröthen angenommen hatte, begehrte sie nun als einen rechtmäßigen Tribut; auf alle Jungfrauen des Landes sah sie mit Stolz und Verachtung herab, und wenn von ausländischen Fürstentöchtern die Rede war und irgend eine ihrer Schönheit wegen gepriesen wurde, fuhr's ihr durch's Herz, sie verzog den Mund und machte eine angreifende Miene. Die Höflinge, die bald die Schwachheit ihrer Gebieterin wahrnahmen, schmeichelten und heuchelten ihr auf's Unverschämteste, und sprachen mit solcher Verachtung über die ganze weibliche Welt, daß sie außer ihrer Herrschaft keiner Dame für einen Deut Ehre ließen, wenn sie im Rufe der Schönheit war.

Die schöne Richilde galt an ihrem Hofe für das einige und höchste Ideal der weiblichen Schönheit, und weil sie laut Zeugniß des magischen Spiegels in der That die schönste Dirne in Brabant war und überdem großen Reichthum besaß, nebst vielen Städten und Schlössern, so gebrach es ihr nicht an Ehewerbern. Sie zählte deren mehr als weiland Penelope, und wußte sie so fein und trüglich mit süßer Hoffnung hinzuhalten, als nachher die Königin Elisabeth. Sie verschmähete Keinen, aber sie begün-

stigte auch Keinen so sehr, daß sie ihm die Hand zum ewigen Bunde hätte reichen mögen. Der Graf von Artois, der von Flandern, von Brabant, von Hennegau, der von Namur, von Geldern, von Gröningen, kurz alle siebzehn niederländische Grafen, mit Ausnahme einiger, die bereits vermählt oder schon Greise waren, warben um das Herz der schönen Richilde und begehrten sie zur Gemahlin.

Die weise Aja fand, daß es mit diesem Benehmen ihrer jungen Herrschaft nicht lange Bestand haben könne; ihr guter Ruf schien sich zu mindern, und es war zu befürchten, daß die verschmähten Freier ihre Schmach an der schönen Spröden rächen möchten. Sie that ihr deshalb den wohlmeinenden Vorhalt, und nöthigte ihr das Versprechen ab, binnen drei Tagen sich einen Gemahl zu wählen. Ueber diesen Entschluß, der öffentlich bei Hofe bekannt gemacht wurde, erfreuten sich alle Brautwerber höchlich; ein Jeder hoffte, das Loos werde ihn treffen, und sie vereinigten sich, die Wahl, sie begünstige, wen sie wolle, gut zu heißen, und mit gesammter Hand solche aufrecht zu erhalten. Die strenge Aja hatte mit ihrer wohlgemeinten Zudringlichkeit indessen nichts weiter gefruchtet, als der schönen Richilde drei schlaflose Nächte zu machen, ohne daß das Fräulein, da der dritte Morgen herandämmerte, mit ihrer Wahl weiter gekommen war, als in der ersten Stunde. Sie hatte binnen der dreitägigen Frist unzählige Mal ihre Freierliste durchmustert, geprüft, verglichen, gesondert, gewählt, verworfen, von Neuem gewählt, von Neuem verworfen, und zehnmal gewählt und zehnmal verworfen; und durch alles Dichten und Denken nichts erhalten, als bleiche Wangen und ein Paar matte trübe Augen.

Endlich fiel ihr auf einmal der Spiegel ein. Sie sprang hastig auf, trat vor ihn hin und fragte ihn also:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig' mir an den schönsten Mann in Brabant!

Es war also hier nicht die Frage vom besten, das ist von dem tugendhaftesten, dem treuesten und zärtlichsten Manne, sondern von dem schönsten. Der Spiegel antworte, wie er war gefragt worden; als sich der seidene Vorhang hob, zeigte sich gar anschaulich auf der wassergleichen Oberfläche ein stattlicher Ritter in vollem Harnisch, doch ungehelmt und so schön, wie Richilde noch keinen Jüngling gesehen hatte. Sein Haar wallte in geflammten kastanienfarbenen Locken die Scheitel herab, die schmalen und dichten Augenbraunen ahmten die Gestalt des Regenbogens nach, aus seinem Feuerauge blitzte Kühnheit und Heldenmuth, die männlich braune und zugleich sanft geröthete Wange glühte von Wärme und Gesundheit, und

seine ganze Gestalt war schlank und herrlich anzuschauen und nirgends ein Tadel daran zu finden. Sobald das Fräulein den herrlichen Ritter erblickte, that sie das feierliche Gelübde, keinem andern Mann als diesem ihre Hand zu geben. Nur nahm sie groß Wunder, daß die Gestalt des schönen Ritters ihr ganz unbekannt und fremd war; sie hatte ihn nie an ihrem Hofe gesehen, obgleich nicht leicht ein junger Kavalier in Brabant sein mogte, der solchen nicht besucht hatte. Sie beschaute deshalb die Merkzeichen seiner Rüstung und die Farben seiner Kleidung genau, stand dann noch eine Stunde lang vor dem Spiegel und verwendete kein Auge von dem edlen Gesichte, dessen Züge sich tief ihrer Seele einprägten.

Unterdessen wurde es laut im Vorgemach, die Aja und das Frauenzimmer harreten, daß ihre Herrschaft hervortreten sollte; das Fräulein ließ endlich mit Unwillen den Vorhang fallen, öffnete die Thür, und als sie die Aja erblickte, umarmte sie die ehrwürdige Dame, und sprach mit liebreicher Geberde: Ich hab' ihn funden den Mann meines Herzens, freuet euch mit mir, ihr Lieben, der schönste Mann in Brabant ist mein! Der heilige Bischof Medardus, mein Schutzpatron, ist mir diese Nacht im Traum erschienen, hat diesen Gemahl vom Himmel auserkoren mir zugeführt, und im Beisein der heiligen Jungfrau und vieler himmlischen Zeugen mir angetraut. Diese fromme Lüge erfand die schlaue Richilde aus dem Stegreif, denn das Geheimniß des Spiegels wollte sie nicht offenbaren, und außer ihr war es keinem Sterblichen kund. Die Hofmeisterin, hoch erfreut über den Entschluß ihrer jungen Herrschaft, fragte mit Begier, wer der glückliche Prinz sei, vom Himmel erkoren, die schöne Braut heimzuführen? Alle edlen Frauen des Hofes spitzten das Ohr und riethen in Gedanken gar scharfsinnig bald auf den, bald auf jenen wackern Ritter, meinten all', sie hätten's getroffen, und raunte eine der andern den Namen des vermeinten Ritters etwas vorlaut in's Ohr. Aber die schöne Richilde, nachdem sie ihre Lebensgeister etwas gesammelt hatte, that ihren Mund auf und sprach: Meinen zukünftigen Gemahl namentlich euch anzuzeigen, oder zu sagen, wo er hause, steht nicht in meiner Macht; er ist nicht unter den Fürsten und Edlen meines Hofes, hab' ihn auch nie mit Augen gesehen; aber seine Gestalt schwebt meiner Seele vor, und wenn er kommt, mich heimzuführen, werde ich ihn nicht verkennen.

Ueber diese Rede wunderte sich die weise Aja und alle Damen nicht wenig und vermeinten, das Fräulein hätte diesen Fund erdacht, der abgenöthigten Wahl eines Gemahles auszuweichen; aber sie beharrte bei ihrer Erklärung standhaft, keinen andern Gatten sich aufdringen zu lassen, als den ihr der fromme Bischof Medardus im Traum angetraut habe. Die Ritter hatten während dieses Gespräches lange im Vorgemach geharret

und wurden nun eingelassen, die Entscheidung zu vernehmen. Die schöne Richilde trat auf, hielt eine herrliche Rede mit vieler Würde und Anstand, und beschloß dieselbe mit diesen Worten: Vermeinet nicht, edle Herren, daß ich mit trüglichen Worten zu euch rede, ich will euch Anzeige thun von der Gestalt und den Merkzeichen der Waffen des unbekannten Ritters, ob Jemand sei, der mir Bericht gebe, wer er sei und wo er zu finden ist. Hierauf beschrieb sie die Gestalt desselben vom Kopf zum Fuß und fügte noch hinzu: sein Harnisch ist gülden, lasurblau verschmelzt, auf seinem Schilde schreitet ein schwarzer Löwe in mit silbernen und rothen Herzen bestreutem Felde, und die Farbe seiner Feldbinde und des Wehrgehänges ist die Farbe der Morgenröthe, Pfirsichblüth und Orangengelb. Als sie schwieg, nahm der Graf von Brabant, des Landes Erbe, das Wort und sprach: Wir sind nicht hier, geliebte Base, um mit Euch zu rechten; Ihr habt freie Macht und Willkühr zu thun, was Euch gefällt, und uns genügt, Eure Meinung zu wissen, daß Ihr uns ehrlich verabschiedet und nicht weiter mit trüglicher Hoffnung täuschen möget; dafür gebühret Euch billig Dank. Was aber den ehrenfesten Ritter anbelangt, den Ihr im Traum gesehen habt, und von welchem Ihr wähntet, daß er vom Himmel Euch zum ehelichen Gemahl beschieden sei, so mag ich Euch nicht verhalten, daß mir derselbe wohl bekannt und mein Lehnsmann ist: denn nach Eurer Beschreibung und den Merkzeichen seiner Rüstung und Farbe kann das kein anderer sein, als Graf Gombald vom Löwen; doch der ist bereits beweibt und kann nicht der Eure werden. Bei diesen Worten entfärbte sich die Gräfin, daß sie dachte, umzusinken, sie hatte nicht vermuthet, daß ihr der Spiegel einen solchen Streich spielen würde. Dennoch behauptete die Gräfin, ihr Traumgesicht könne vielleicht eine verborgene Deutung haben, wenigstens schien es anzuzeigen, daß sie sich vor der Hand in keine Heirath einlassen sollte. Die Freier zogen also insgesammt davon, der eine da hinaus, der andere dort hinaus, und der Hof der Gräfin war auf einmal einsam und verödet.

Das hundertzüngige Gerücht breitete indessen die seltsame Neuigkeit von dem wunderbaren Traum auf allen Heerstraßen aus, und sie kam auch dem Grafen Gombald warm zu Ohren. Dieser Graf war ein Sohn Theobalds, Bruderherz genannt, weil er seinem Bruder Botho mit so treuer Liebe zugethan war, daß er mit ihm in beständiger Eintracht lebte und den Nachgebornen an allen Vorrechten der Erstgeburt Antheil nehmen ließ. Beide Brüder wohnten in einem Schlosse beisammen; ihre Gemahlinnen liebten sich gleichfalls als Schwestern, und weil der ältere Bruder nur einen Sohn, der jüngere nur eine Tochter hatte, gedachten die Eltern das Band der Freundschaft auch auf die Kinder auszudehnen, und verlob-

ten sie in der Wiege. Das junge Paar wurde beisammen auferzogen, und als der Tod die Erbverbrüderung von Seiten der Eltern frühzeitig trennte, verklausulirten sie ihren letzten Willen dergestalt, daß den Kindern keine andere Wahl übrig blieb, als sich zu heirathen. Seit drei Jahren waren sie bereits vermählt und lebten nach dem Beispiele ihrer friedlichen Eltern in einer glücklichen Ehe, als Graf Gombald den wunderbaren Traum der schönen Richilde vernahm. Graf Gombald hatte bisher im Schooß einer friedlichen Familie nur die stillen Freuden der häuslichen Glückseligkeit gekannt. Jetzt aber bemächtigten sich Seiner Hoffahrt und Eitelkeit in so hohem Grade, daß er seine edle Gemahlin gänzlich vernachlässigte. Sie verzehrte sich in Gram und Kummer, bis sie starb. Da brachte Graf Gombald sein Töchterlein in ein Kloster, eilte an den Hof der Gräfin Richilde, und wurde kurz nachher vor dem Altare mit ihr verbunden.

Anfänglich glaubte das junge Ehepaar im Himmel zu sein, so glücklich fühlte es sich. Aber das Glück, so mit Sünden erworben ist, vergeht wie Schnee an der Sonne, und die Strafe folgt dem Verbrechen auf dem Fuße nach.

Die Gräfin störte zuerst das eheliche Glück, indem sie nach ihrer früheren Gewohnheit sich launisch, herrisch und kalt auch gegen ihren Gemahl bezeigte. Diese Untugenden der Gattin fanden sogleich einen Wiederhall in Graf Gombalds Brust, und er vergalt die Launen seiner Gattin mit barschen und herben Worten. Auch wachte jetzt das Gewissen in ihm auf, und eine heimliche Stimme flüsterte ihm bei Tag und Nacht zu, daß er seine erste Gemahlin grausam ermordet habe. Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe und vergönnte ihm keine glückliche Stunde mehr. Er verwünschte seine sündhafte That, und mit heimlicher Trauer sehnte er sich nach jener Zeit zurück, wo er an der Seite einer wirklich tugendhaften Gattin ein ruhiges, stilles und friedliches Glück genossen hatte. Oft sagte er zu Richilden, daß sie die Stifterin alles Unheils sei, was er jetzt ertragen müsse, und Richilde versäumte nicht, mit Spott und Hohn solche bitteren Vorwürfe zu vergelten. Das gab zwischen Beiden böses Blut, und von der Seligkeit der ersten Wochen ihrer Verbindung war keine Spur mehr zu bemerken.

Da, nach einem heftigen Streite, sagte eines Tages Graf Gombald zu Richilden, seiner Gemahlin: Wir können fürder nicht mehr zusammenhausen. Mein Gewissen drängt mich, meine Schuld zu sühnen, und darum will ich nach Jerusalem wallfahrten zum heiligen Grabe und versuchen, ob ich dort die Ruhe meines Herzens wieder finde. Gesagt, gethan! Richilde widersetzte sich diesem Vorschlag nur schwach; Graf Gombald rüstete

sich zur Wallfahrt, machte sein Testament, nahm lauen Abschied, und zog davon. Nach manchem Jahre kam Botschaft nach Brabant, daß der Graf in Syrien an der schwarzen Pest gestorben sei, ohne den Trost gehabt zu haben, am heiligen Grabe seine Sünden abzubüßen. Die Gräfin empfing diese Zeitung mit großer Gleichgültigkeit; gleichwohl beobachtete sie äußerlich alle Regeln des Wohlanstandes; sie wehklagte, weinte, hüllte sich in schwarzen Flor, und ließ auch dem seligen Herrn ein prächtiges Denkmal errichten, an welchem weinende Genien mit ausgelöschten Fackeln und Thränenkrügen nicht fehlten. Aber alles dieses geschah nur zum Scheine. Bald zogen wieder Glücksritter an ihren Hof, warben um ihre Hand, und die Hofschmeichler waren, was das Lob ihrer Gestalt betraf, wieder vollkommen in Odem gesetzt. Das gefiel der eitlen Frau ungemein wohl, weil sie aber doch gern Gewißheit von der Sache zu haben und überzeugt zu sein wünschte, daß der Finger der Zeit in fünfzehn Jahren keinen ihrer Reize verwischt habe, rathfragte sie deshalb ihren Wahrheitsfreund, den magischen Spiegel, mit dem gewöhnlichen Spruche.

Schauer und Entsetzen befiel sie, als der seidene Vorhang aufrauschte, und eine fremde Gestalt ihr in's Auge fiel, schön wie eine Huldgöttin, der liebenswürdigste, weibliche Engel, voll sanfter Unschuld; aber das Bild hatte von ihr selbst keinen Zug. Die schöne Wittwe gerieth über die unerwartete Antwort auf ihre Frage in große Wuth, und es fehlte wenig, daß sie dem Spiegel solches hätte entgelten lassen; und das hätte man ihr verzeihen müssen, denn für eine Dame, die kein anderes Talent als Schönheit empfangen hat, gibt es keine größere Kränkung, als die, wenn ihr der Wahrheitsfreund an der Wand den unwiederbringlichen Verlust ihrer Schönheit verkündet, von welcher der ganze Werth ihres Daseins abhängt.

Dame Richilde, untröstlich über die gemachte Entdeckung, faßte gegen die unschuldige Schöne einen tödtlichen Haß, sie prägte das liebliche Gesicht genau sich in's Gedächtniß, und forschte mit großem Fleiß nach der Inhaberin desselben. Diese Entdeckung kostete wenig Mühe, sie erfuhr gar bald, daß der Beschreibung nach ihre eigene Stieftochter Blanca, von ihr der Balg zubenannt, den Preis der Schönheit ihr abgewonnen habe. Alsbald gab ihr der Satan in's Herz, diese edle Pflanze, die dem Garten Eden zum Schmuck würde gedient haben, zu vernichten. Die Grausame berief in dieser Absicht den Hofarzt Sambul zu sich, gab ihm einen gezuckerten Granatapfel, zählte ihm fünfzig Goldstücke in die Hand und sprach: richte mir diesen Apfel so zu, daß die eine Hälfte davon ganz unschädlich sei, die andere aber von Gift erfüllt werde, daß wer davon geneußt, in wenig Stunden sterbe. Der Jud strich freudig sich den Bart und das Geld in seinen Seckel, und verhieß zu thun, wie ihm die arge Frau ge=

boten hatte. Er nahm eine spitze Nadel, grub damit drei Löchlein in den Apfel, und ließ darein fließen einen scharfen Liquor. Nachdem die Gräfin den Apfel in Empfang genommen, stieg sie auf ihr Roß, und trabte in Begleitung weniger Hofdiener zu ihrer Tochter Blanca hin, auf das abgelegene Schloß, wo das Fräulein hauste. Unterwegs schickte sie einen reitenden Boten voraus, der ansagen sollte, daß die Gräfin Richilde im Anzuge sei, das Fräulein heimzusuchen, und mit ihr über des Vaters Verlust zu weinen.

Diese Botschaft brachte das ganze Schloß in Aufruhr, die feiste Duenna watschelte im Haus umher Trepp auf Trepp nieder, setzte alle Kehrbesen in Bewegung, ließ eilends aufputzen, die Spinnweben zerstören, die Gastzimmer schmücken und die Küche bereiten, schalt und trieb die trägen Mägde zu Fleiß und Arbeit an, und lärmte und kommandirte mit lauter Stimme, wie ein Kaperkapitän, der einen Kauffahrer in der Ferne wittert; das Fräulein aber schmückte sich bescheiden, kleidete sich in die Farbe der Unschuld, und als sie die Rosse antrappeln hörte, flog sie ihrer Mutter entgegen, und empfing sie ehrerbietig und mit offnen Armen. Die Gräfin fand das Fräulein beim ersten Anblick siebenmal schöner, als ihr Bild, welches sie im Spiegel erblickt hatte, und dabei so klug, so verständig und sittsam. Das engte ihr das Herz ein; aber die Schlange verbarg das Nattergift tief in ihrem Busen, that falschfreundlich gegen sie, klagte über den hartherzigen Vater, der ihr, so lang er lebte, den holden Anblick des Fräuleins geweigert hätte, und verhieß von nun an mit treuer Mutterliebe sie zu umfahen. Bald darauf bereiteten Zwerglein die Tafel und trugen ein herrlich Mahl auf. Beim Dessert ließ die Hofmeisterin das köstlichste Obst aus dem Schloßgarten aufsetzen, Richilde kostete davon, fand es aber nicht schmackhaft genug, und forderte von einem Diener ihren Granatapfel, womit sie, wie sie sagte, jede Mahlzeit zu beschließen pflegte. Der Diener reichte ihr solchen auf einem silbernen Teller dar, sie zerlegte ihn gar zierlich, und bot der schönen Blanca, gleichsam zum Zeichen ihres Wohlwollens, die Hälfte davon. Sobald der Apfel verzehrt war, saß die Mutter mit ihrem Hofgesinde wieder auf, und ritt von dannen. Bald nach ihrem Abzug ward dem Fräulein weh um's Herz, die rosenfarbenen Wangen erbleichten, alle Glieder ihres zarten Leibes erbebten, die Nerven zuckten und hüpften, ihre liebevollen Aeuglein brachen, und schlummerten in den endlosen Todesschlaf hinüber.

Ach, was erhob sich für Jammer und Herzeleid innerhalb der Mauern des Palastes über das Hinscheiden der schönen Blanca, die wie eine hundertblätterige Rose von einer räuberischen Hand in der schönsten Blüthe gepflückt wurde, weil sie die Zierde des Gartens war. Die wohlbeleibte

Duenna regnete Thränenströme wie ein aufgedunsener Schwamm, der durch einen heftigen Druck alle die eingesogene Feuchtigkeit auf einmal von sich gibt. Die kunstreichen Zwerge aber zimmerten einen Sarg von Föhrenholz mit silbernen Schildern und Handhaben und machten, um des Anblicks ihrer holden Gebieterin nicht auf einmal beraubt zu sein, ein Glasfenster darein; die Dirnen fertigten ein Sterbekleid von dem feinsten Brabanter Linnen, kleideten die Leiche darin, setzten einen frischen Myrthenkranz auf ihr Haupt, und brachten mit Trauergepränge den Sarg in die Schloßkapelle, wo der Pater Meßner das Seelenamt hielt, und das Glöcklein vom Morgen bis zur späten Mitternachtsstunde dumpfen Sterbeklang tönte.

Indessen langte Donna Richilde wohlgemuth in ihrer Heimath an. Das erste, was sie that, war, daß sie ihre Frage an den Spiegel wiederholte und behend den Vorhang aufflattern ließ. Mit inniger Freude und der Miene des Triumphs erblickte sie ihre eigene Gestalt zwar wieder; aber auf der metallenen Oberfläche hatten sich hie und da große Rostflecken angesetzt, wodurch die helle Politur derselben, wie durch Blatternarben ein jungfräuliches Gesicht, entstellt war. Was schadet's, dachte die Gräfin bei sich selber, immer besser, daß sie auf dem Spiegel haften, als auf meiner Haut, er ist dennoch zu gebrauchen, und vergewissert mich wieder meines Eigenthums. In der Gefahr, ein Gut zu verlieren, lernt man gemeiniglich den Werth desselben erst schätzen. Die schöne Richilde hatte oft Jahre vorüber gehen lassen, ohne den Spiegel über ihre Schönheit zu befragen, jetzt ließ sie keinen Tag vorbei. Sie genoß verschiedene Mal das Vergnügen, ihrer Gestalt ein Götzenopfer zu bringen; als sie aber eines Tages zu eben dieser Absicht den Vorhang hob, Wunder über Wunder! da schwebte im Spiegel ihren Augen wieder die Gestalt der reizenden Blanca vor. Bei diesem Anblick wandelte die eifersüchtige Frau eine Ohnmacht an; aber sie zog eilends ihr Riechfläschchen hervor, und durch Hülfe des Hirschhorngeistes ging das Uebel bald vorüber; sie sammelte alle Kräfte, um zu erforschen, ob sie ein falscher Wahn getäuscht habe; doch der Augenschein belehrte sie eines andern.

Sogleich brütete sie über einer neuen Bosheit. Sambul, der Hofarzt, wurde vorbeschieden; zu dem sprach die Gräfin mit zornmüthiger Geberde: O du schändlicher Betrüger, schelmischer Jud! Verachtest du also mein Gebot, daß du meiner spotten darfst? Hieß ich dich nicht einen Granatapfel also zurichten, daß sein Genuß tödte, und du hast Lebenskraft und Balsam der Gesundheit hineingelegt? Das sollen mir dein Judasbart und deine Ohren entgelten. Sambul, der Arzt, entsetzte sich ob dieser Rede seiner erzürnten Gebieterin, antwortete und sprach: Au weih mir!

Wie geschieht mir? Weiß nicht, gestrenge Frau, wie ich Eure Ungnad verwirkt hab. Was Ihr mir befohlen, hab ich fleißig ausgerichtet; hat die Kunst fallirt, so ist die Ursach davon, was ich nicht weiß. Die Dame schien sich etwas zu besänftigen und fuhr fort: diesmal sei dir dein Fehl verziehen, doch mit dem Beding, daß du mir eine wohlriechende Seife bereitest, die das unfehlbar leiste, was der Granatapfel verfehlt hat. Der Arzt verhieß sein Bestes zu thun; sie zählte ihm wieder fünfzig Goldstücke in seinen Seckel, und entließ ihn. Nach Verlauf einiger Tage brachte der Arzt der Gräfin die mörderische Seife; flugs staffirte sie ihre Amme, ein abgefeimtes Weib, als eine Krämerin mit kurzer Waare heraus, gab ihr feinen Zwirn, Nähnadeln, wohlriechende Pomade, Riechfläschchen und marmorirte Seifenkugeln mit rothem und blauem Geäder in ihren Kasten, und hieß sie damit zu ihrer Tochter Blanca wandern, um ihr die Giftkugel in die Hand zu spielen, indem sie ihr dafür große Belohnung verhieß. Das feile Weib zog hin zu dem Fräulein, welches keinen Betrug ahnete, und sich durch die arglistige Schwätzerin bereden ließ, die Seife, welche die Schönheit der Haut bis in das höchste Alter erhalten sollte, einzuhandeln, und ohne Vorwissen ihrer Duenna einen Versuch damit zu machen. Die arge Stiefmutter befragte indeß den verrosteten Spiegel fleißig, und vermuthete aus der Beschaffenheit desselben, daß ihr Anschlag müsse geglückt sein; denn die Rostflecken hatten sich wie Salpeterfraß in einer Nacht über die ganze Spiegelfläche ausgebreitet, so daß sich auf ihr Befragen nur ein trüber Schatten auf der matten Oberfläche darstellte, welchem keine Gestalt mehr abzugewinnen war. Der Verlust des Spiegels ging ihr zwar zu Herzen, doch glaubte sie, ihn dadurch, die erste Schönheit im Lande zu sein, nicht zu theuer bezahlt zu haben.

Eine Zeit lang genoß das eitle Weib mit geheimer Zufriedenheit dieses eingebildete Vergnügen, bis ein fremder Ritter an ihren Hof kam, der in dem Schloß der Gräfin Blanca unterwegs eingesprochen, und sie nicht in der Gruft, sondern frisch und lebendig gefunden, und von ihrer Schönheit gerührt, sie zur Dame seines Herzens erkoren hatte. Weil er nun die Gräfin von Brabant gern erlustiren und sich vor ihr auf dem Turnierplatz zeigen wollte, doch nicht vermeinte, daß die Mutter auf die Tochter eifersüchtig sei, warf er bei einem Freudenmahl, von Weindunst erhitzt, seinen eisernen Handschuh auf den Tisch und sprach: wer das Fräulein Blanca von Löwen nicht für die schönste Dame in Brabant erkläre, solle den Handschuh an sich nehmen, zum Zeichen, daß er Tages darauf zu Schimpf oder Ernst eine Lanze mit ihm brechen wolle. Ueber diese Unbesonnenheit des Ritters ärgerte sich der ganze Hof höchlich, und man schalt ihn insgeheim Meister Dunst und Ritter Großbrod. Richilde

erbleichte über die Neuigkeit, daß Fräulein Blanca nochmals aufgelebt sei; die Ausforderung war ihr ein Dolchstich in's Herz, doch zwang sie sich zu einem huldreichen Lächeln, und genehmigte den Kampf, hoffend, daß die Ritter ihres Hofes sich um den Handschuh reißen würden. Als aber keiner hervortrat, den Kampf anzunehmen, denn der Fremdling hatte ein keckes Ansehen, war festnervig und von starken Knochen, machte sie gar ein trübselig Gesicht, daß männiglich Verdruß und Herzeleid ihr abmerken konnte. Das erbarmte ihren getreuen Stallmeister, daß der den eisernen Handschuh aufnahm. Aber als der Kampf des folgenden Tages begann, behielt der Ritter nach einem wackern Rennen den Sieg, und empfing den Ritterdank von der Gräfin Richilde, die vor Unmuth zu sterben gedachte.

Vorerst ließ sie ihren Zorn an dem Arzt Sambul aus; er ward in den Thurm geworfen, in Ketten geschlossen und ohne weitern Verhör ließ ihm die gestrenge Frau den ehrwürdigen Bart Haar bei Haar ausraufen, und reinweg beide Ohren abschneiden. Nachdem der erste Sturm vorüber war, und die Grausame bedachte, daß ihre Tochter Blanca dennoch über sie triumphiren werde, wofern es ihr nicht gelingen sollte, sie durch List hinzurichten, denn das väterliche Testament hatte ihr alle Gewalt über die Tochter geraubt, so schrieb sie einen Brief an das Fräulein, so zärtlich, und freuete sich ihrer Genesung so mütterlich, als ob ihr das Herz jedes Wort in die Feder dictirt hätte. Diesen Brief gab sie ihrer Vertrauten, der Amme, ihn dem eingekerkerten Arzt zu bringen, benebst einen Zettel, darauf stunden geschrieben diese Worte: Schleuß in diesen Brief Tod und Verderben ein, für die Hand, die ihn öffnet. Hüte dich, zum drittenmal mich zu täuschen, so lieb dir dein Leben ist. Sambul, der Jud, simulirte lange, was er thun sollte, und klimperte nachdenklich am Geschmeide, als bete er sein jüdisch Paternoster an den Ketten ab. Endlich schien die Liebe zum Leben, obgleich in einem traurigen Kerker, mit einem Kopf ohne Ohren und einem Kinn ohne Bart, alle andern Betrachtungen zu überwiegen, und er verhieß zu gehorchen. Die Gräfin schickte den Brief durch einen reitenden Boten ab, der bei seiner Ankunft viel Grimmassen machte, als enthalte der Brief Wunderdinge, auch wollte er nicht sagen, von wannen er gekommen sei. Das Fräulein, begierig den Inhalt zu erfahren, löste behend das Siegel, las einige Zeilen, fiel auf das Sopha zurück, schloß die lichtvollen blauen Augen und verschied. Seit der Zeit erfuhr die mörderische Stiefmutter nichts mehr von ihrer Tochter, und ob sie gleich oft Kundschafter ausschickte, so brachten ihr diese doch keine andere Botschaft, als daß das Fräulein aus ihrem Todtenschlummer nicht mehr erwacht sei.

Also war die schöne Blanca durch die Ränke des häßlichen Weibes dreimal gestorben und dreimal begraben. Nachdem die getreuen Hofzwerge sie zum erstenmal beigesetzt hatten und die Seelenmessen angeordnet waren, hielten sie nebst den weinenden Dirnen bei der Gruft fleißig Wacht und schauten durch das Fensterlein oft in den Sarg, des Anblicks ihrer theuren Gebieterin noch so lange zu genießen, bis die Verwesung ihre Gestalt vernichten würde. Aber mit Verwunderung wurden sie gewahr, daß sich nach einigen Tagen die bleichen Wangen mit einer sanften Röthe überzogen, auf den erblaßten Lippen fing an der Purpur des Lebens wieder zu glühen, und bald darauf schlug das Fräulein die Augen auf. Als das die aufwartenden Diener wahrnahmen, hoben sie freudig den Deckel vom Sarge; die schöne Blanca richtete sich auf, und wunderte sich baß, da sie sich in einer Todtengruft, und ihre Bedienung um sich her in tiefer Trauer erblickte. Eilends verließ sie den grausenvollen Ort, und zitterte mit wankendem Knie aus dem Schattenreiche zum erquickenden Tageslicht herauf. Der Arzt Sambul war im Grunde ein frommer Israelit, der an keiner Büberei Gefallen trug, außer wenn die Vorliebe für die edlern Metalle sein enges Gewissen zuweilen in's Weite dehnte. Bei dem Granatapfel, welchen die Gräfin ihm darreichte, fiel ihm der Unglücksapfel aus dem Paradies ein, auch der goldne Apfel aus dem Garten der Hesperiden, welcher drei Göttinnen entzweite, und Ursache war, daß eine herrliche Königsstadt verwüstet wurde, und er dachte alsbald bei sich selbst, es sei genug an dem Unfug, welchen zwei Aepfel bereits in der Welt gestiftet hätten, der dritte solle die Apfelschuld nicht mehren. Anstatt des Giftes, das er darin verbergen sollte, füllte er die Hälfte davon mit einer narkotischen Essenz, welche die Sinnen betäubte, ohne den Leib zu zerstören. Ebenso verfuhr er das zweitemal mit der Seifenkugel, nur daß er die Portion des Mohnsaftes mehrte, daher das Fräulein nicht zu der Zeit wie vorher erwachte, und die Zwerglein wähnten, sie sei und bleibe todt. Trugen sie also abermals zu Grabe, und hüteten solches mit großem Fleiße, bis sie zur Freude ihres Hofgesindes dennoch wieder erwachte. Der Schutzengel des Fräuleins sah die Gefahr, in welcher das Leben seiner Pflegebefohlenen schwebte, als die Todesfurcht den Arzt entschlossen machte, das Bubenstück der Vergiftung wirklich zu begehen. Darum schlüpfte er unmittelbar in's Gefängniß und begann mit der Seele des Juden einen heftigen Streit, die er nach langem Kampfe überwältigte, und dem Ueberwundenen den Entschluß abnöthigte, seiner Gewissenhaftigkeit den Hals ebenso standhaft aufzuopfern, als vorhin den Bart und beide Ohren. Vermöge seiner chemischen Kenntnisse bannte er seinen einschläfernden Liquor in ein flüchtiges Salz, welches von der freien

Luft alsbald aufgelöset und eingesogen wurde, damit bestrich er den Brief an die schöne Blanca, und als sie solchen las, empfing ihre ganze Atmosphäre eine betäubende Eigenschaft, indem sie den verfeinerten Magsamengeist einathmete. Die Wirkung davon war so gewaltsam, daß die Erstarrung des Körpers länger dauerte als vorher, und die ungeduldige Duenna an dem Wiederaufleben ihrer jungen Herrschaft gänzlich verzweifelte, ihr also zum drittenmal die Begräbnißfeierlichkeiten halten ließ.

Als das Hofgesinde eben mit dieser traurigen Feierlichkeit beschäftigt war, und das Trauergeläut unablässig tönte, kam ein junger Pilger angeschritten, ging in die Kapelle, kniete hin vor den Altar in der Frühmetten und verrichtete seine Andacht. Er hieß Gottfried von Ardenne, und war ein Sohn Teutobald des Wüthrichs, den die heilige Kirche seiner bösen Thaten halber ausgestoßen und mit dem Bann beleget hatte, darunter er gestorben war. Deshalb er von den Flammen des Fegefeuers wohl gepeinigt ward. Weil's ihm nun in der Gluth viel zu heiß war, bat er den Engelpförtner flehentlich, ihn ein wenig hinaus in's Freie zu lassen, frische Luft zu schöpfen und den Seinen kund zu thun, welche Qual er leide. Diese Bitte ward ihm auf sein Ehrenwort, sich zu rechter Zeit und Stunde wieder einzustellen, leicht zugestanden; denn in den damaligen Zeiten war schlechte Polizei in der Unterwelt, die Seelen schweiften schaarenweise in die Oberwelt herauf, gaben ihren hinterlassenen Freunden nächtliche Besuche, und hatten Freiheit, mit ihnen nach Belieben zu kosen. Heut zu Tage sind sie dagegen unter strenger Klausur, dürfen nicht mehr so frank und frei herumtosen und spuken gehen, oder gar die Lebenden molestiren und zu fürchten machen. Teutobald nützte die Zeit seiner Beurlaubung auf's fleißigste, erschien seiner tugendsamen Wittib drei Nächte hinter einander, weckte sie aus dem süßen Schlafe, indem er ihre Hand mit der Spitze seines glühenden Fingers berührte und sprach: Liebes Weib, habt Erbarmen mit Eurem abgeschiedenen Gemahl, den die Qualen der Vorhölle peinigen, versöhnet mich mit der heiligen Kirche und erlöset meine arme Seele, auf daß Euch auch dereinst Barmherzigkeit widerfahre. Die Wittib nahm diese Worte zu Herzen, redete davon mit ihrem Sohne, gab ihm Juwelen und Geschmeide, und der biedere Jüngling nahm einen Pilgerstab in seine Hand und wallfahrtete barfuß nach Rom zum Papst. Hier erhielt er Ablaß für seinen Vater unter dem Beding, auf dem Heimwege in jeder Kirche, wo er vorüberzöge, eine Messe zu hören. Er nahm einen großen Umweg, um viel heilige Oerter zu besuchen, und so kam er auch nach Brabant.

Als der fromme Pilger seinem Gelübde Gnüge geleistet, und seiner

Gewohnheit nach in den Armenstock eine milde Gabe geopfert hatte, fragte er den Bruder Küster, warum die Kapelle schwarz behangen sei, und was das Castrum doloris bedeute? Dieser erzählte ihm der Länge nach alles, was sich zugetragen hatte mit der schönen Blanca, durch die boshaften Ränke ihrer Stiefmutter. Darüber verwunderte sich Gottfried gar höchlich und sprach: Ist's vergönnt den Leichnam des Fräuleins zu schauen, so führt mich zur Gruft. So Gott will, mag ich sie wohl wieder in's Leben rufen, wenn anders ihre Seele noch in ihr ist. Ich trage eine Reliquie, vom heiligen Vater verehrt, bei mir, das ist ein Splitter vom Stab Elisä des Propheten, der zerstöret die Zauberei und widerstehet auch allen sonstigen Eingriffen in die Gerechtsame der Natur. Der Küster rief eilends die wachsamen Zwerge herbei, und da sie höreten die Worte des Pilgers, freuten sie sich sehr, führten ihn hinab in die Gruft und Gottfried ward entzückt über den Anblick des schönen alabasternen Bildes, welches er durch's Glasfenster im Sarg erblickte. Der Deckel wurde abgehoben, er hieß das leidtragende Gesinde hinausgehen bis auf die Zwerglein, brachte seine Reliquie hervor, und legte sie auf das Herz der Erstorbenen; nach wenig Augenblicken verschwand die Erstarrung und Geist und Leben kehrte in den erblaßten Körper zurück. Das Fräulein verwunderte sich über den holden Fremdling, den sie neben sich erblickte, und die hocherfreuten Zwerge hielten den Wundermann für einen Engel vom Himmel. Gottfried sagte der Erwachten an, wer er sei, und die Ursache seiner Wallfahrt, und sie berichtete ihm dagegen ihre Schicksale und die Verfolgungen der grausamen Stiefmutter. Ihr werdet, sprach Gottfried, den Nachstellungen der Giftspinne nicht entgehen, wofern Ihr nicht meinem Rathe folgt. Verweilt noch eine Zeit lang in dieser Gruft, damit es nicht ruchbar werde, daß Ihr lebet, ich will meine Wallfahrt vollenden und bald wiederkommen, Euch nach Ardenne zu meiner Mutter zu führen, und so ich's enden mag, an Eurer Mörderin Euch rächen. Der Rath gefiel der schönen Blanca wohl, der edle Pilger verließ sie und sprach draußen zu dem herzudringenden Gesinde mit verstellten Worten: Der Leichnam eurer Herrschaft wird nimmer wieder erwarmen; die Quelle des Lebens ist versiegt, hin ist hin, und todt ist todt. Die treuen Zwerge aber, die allein die Wahrheit wußten, hielten reinen Mund, versorgten ihr Fräulein insgeheim mit Speise und Trank, hüteten übrigens des Grabes wie vorhin, und harrten auf die Wiederkehr des frommen Pilgers.

Gottfried sputete sich, nach Ardenne zu gelangen, umarmte seine zärtliche Mutter, und weil er müde war von der Reise, legte er sich zeitig zu Bette, und schlief mit dem Gedanken an Fräulein Blanca flugs und

fröhlich ein. Da erschien ihm sein Vater im Traum mit heiterem Angesicht, sprach, er sei aus dem Fegefeuer erlöset, ertheilte dem frommen Sohn den Segen, und verhieß ihm Glück zu seinem Vorhaben. Am frühen Morgen rüstete Gottfried sich ritterlich, nahm seine Reisigen zu sich, beurlaubte sich von der Mutter, und saß auf. Als er seine Reise nun bald vollendet hatte und in der Mitternachtsstunde das Todtenglöcklein im Schloß der schönen Blanca tönen hörte, saß er ab, zog sein Pilgerkleid über den Harnisch, und verrichtete seine Andacht in der Kapelle. Die Zwerge hatten nicht sobald den knieenden Pilger am Altar wahrgenommen, so liefen sie hinab in die Gruft, ihrer Gebieterin die gute neue Mähr zu verkünden. Sie warf ihr Sterbegewand von sich, und sobald die Mette vorbei war, und Meßner und Küster aus der frostigen Kirche nach dem warmen Bett eilten, stieg das reizende Mädchen herauf aus der Todtengruft mit fröhlichem Herzklopfen, wie am Tage der letzten Posaune die Seligen aus der dunkeln Grabeshöhle zum Leben hervorgehen werden. Da sich aber das tugendsame Fräulein in den Armen eines jungen Mannes sah, der sie davonführen wollte, kam sie Grausen und Entsetzen an, und sie sprach mit verschämtem Angesicht: bedenket, was Ihr thut, junger Mann, fraget Euer Herz, ob es aufrichtig oder ein Schalk ist, täuscht Ihr das Vertrauen, was ich zu Euch hege, so wisset, daß Euch die Rache des Himmels verfolgen wird. Der Ritter antwortete bescheidentlich: die heilige Jungfrau sei Zeuge der Lauterkeit meiner Gesinnung, und der Fluch des Himmels treffe mich, wenn ein sträflicher Gedanke in meiner Seele ist. Drauf schwang sich das Fräulein getrost auf's Roß, und Gottfried geleitete sie sicher nach Ardenne zu seiner Mutter, welche sie mit innigster Zärtlichkeit empfing, und mit solcher Sorgfalt pflegte, als wäre sie ihre leibliche Tochter. Hier wurde die Verlobung des jungen Ritters mit der schönen Blanca gefeiert, und die Wünsche der guten Mutter und des ganzen Hofes vereinbarten sich, das schöne Bündniß des edlen Paares durch das heilige Sacrament der Ehe je eher, je lieber besiegelt zu sehen. Aber Gottfried gedachte, daß er seiner Braut Rache gelobet hätte; mitten unter den Zubereitungen zur Hochzeit verließ er seine Residenz, und zog nach Brabant zur Gräfin Richilde, die noch immer mit ihrer zweiten Wahl beschäftigt war, und, weil sie den Spiegel nicht mehr rathfragen konnte, damit nie zu Stande kam.

Sobald Gottfried von Ardenne am Hof erschien, zog seine schöne Gestalt die Gräfin auf sich, daß sie ihm vor allen Edlen den Vorzug gab. Er nannte sich den Ritter vom Grabe, und das war das einzige, was Dame Richilde an ihm auszusetzen fand; sie wünschte ihm einen gefälligeren Beinamen, denn das Leben hatte für sie noch so viele Reize, daß ihr

der Gedanke vom Grabe immer schauderhaft auffiel. Inzwischen erklärte sie sich den Beinamen des Ardenners vom heiligen Grabe, meinte, er sei irgend nach Jerusalem gewallfahrtet, und sei Ritter vom heiligen Grabe, und so ließ sie es ohne weitere Nachforschung dabei bewenden.

Ritter Gottfried wich kaum von ihrer Seite, und bezeigte ihr so große Aufmerksamkeit, daß sie bald entschlossen war, ihm ihre Hand zum ehelichen Bunde zu reichen. Der junge Ritter stellte sich hierüber ganz entzückt, sagte dann aber mit trauriger Miene: Edle Frau, Eure Güte bezaubert mich; aber Ihr kennt nicht das Gelübde, welches mich bindet, keine Gemahlin als von der Hand meiner Mutter zu empfahen, und diese gute Mutter auch nicht zu verlassen, bis ich die letzte Kindespflicht erfüllt und ihr die Augen zugedrückt habe. Könntet Ihr Euch entschließen, theure Gebieterin meines Herzens, Euer Hoflager zu verlassen und mir nach Ardenne zu folgen, so wäre mein Loos das glücklichste auf Erden. Die Gräfin bedachte sich nicht lange, sondern willigte in alles, was der junge Ritter begehrte. Der Vorschlag, Brabant zu verlassen, behagte ihr im Grunde eben nicht, noch weniger die Schwiegermutter, die ihr eine lästige Zugabe zu sein schien; allein ihre Zuneigung zu Gottfried von Ardenne überwand alle Hindernisse.

Mit großer Behendigkeit wurde der Brautzug veranstaltet und das glänzende Gefolge ernannt, worunter auch der Hofarzt Sambul paradirte, ob ihm gleich der Bart und beide Ohren mangelten. Die schlaue Richilde hatte ihn der Gunst wieder angedeihen lassen, denn sie gedachte sich seiner zu bedienen, die Schwiegermutter gelegentlich aus der Welt zu schaffen, um mit ihrem Gemahl nach Brabant zurückzukehren. Die ehrwürdige Matrone empfing ihren Sohn und die vermeintliche Braut mit hofmäßiger Etikette, schien die getroffene Wahl des Ritters vom Grabe höchlich zu billigen, und es wurde alles fördersamst im Bereitschaft gesetzt, die Hochzeit zu vollziehen. Der feierliche Tag erschien, und Dame Richilde, geschmückt wie die Königin der Feen, trat in den Saal, wo sie zur Trau geführet werden sollte, und wünschte, daß die Stunden Flügel hätten. Indeß kam ein Edelknabe herbei, und raunte mit bedenklicher Miene dem Bräutigam etwas in's Ohr. Gottfried schlug mit scheinbarem Entsetzen die Hände zusammen, und sprach mit lauter Stimme: Unglücklicher Jüngling, wer wird an deinem Ehrentage den Brautreihen mit dir anheben, da eine mörderische Hand deine Geliebte gemordet hat? Hierauf wendete er sich zur Gräfin und sprach: Wisset, schöne Richilde, daß ich zwölf Jungfrauen ausgesteuert habe, die mit mir zum Traualtar gehen sollten, und die Schönste darunter ist aus Eifersucht von ihrer unnatürlichen Mutter gemordet, sprecht, welche Rache diese Schandthat verdiene? Richilde,

unwillig über einen Zufall, der ihre Wünsche aufzuhalten, oder doch die Freude des Tages zu mindern schien, sprach mit Unwillen: O der schaudervollen That! Die grausame Mutter verdiente an der Gemordeten Stelle den Brautreihen mit dem unglücklichen Jüngling in glühenden eisernen Pantoffeln anzuheben, das würde Balsam für die Wunde seines Herzens sein, denn die Rache ist süß. Ihr urtheilet recht, erwiederte Gottfried, Amen, es geschehe also! Der ganze Hof lobte die Gräfin wegen des gerechten Urtheils, und die Witzlinge vermaßen sich hoch und theuer, die Königin aus dem Reiche Arabia, die zu Salomon gewallfahrtet war, Weisheit zu holen, hätte es nicht besser sprechen mögen.

In dem Augenblicke flogen die hohen Flügelthüren des Nebengemachs auf, wo der Traualtar war; darin stand der weibliche Engel, Fräulein Blanca, mit herrlichem Brautschmuck angethan; sie stützte sich auf eine der zwölf Jungfrauen, als sie die fürchterliche Stiefmutter erblickte, und schlug scheu die Augen nieder. Richildens Blut starrte in den Adern; wie vom Blitz gerührt sank sie zu Boden, ihre Sinne umnebelten sich, und sie lag starr im Hinbrüten. Aber die Riechfläschchen der Höflinge und Damen gossen einen so kräftigen Platzregen von Lavendelgeist über sie, daß sich wider Willen ihre Lebensgeister ermunterten. Darauf hielt der Ritter vom Grabe eine Rede an sie, davon ihr jedes Wort durch die Seele schnitt, und führte die schöne Blanca zum Altar, wo der Bischof in Pontificalibus das edle Paar zusammengab, nebst den zwölf ausgesteuerten Jungfrauen mit ihren Bräutigams.

Als die geistliche Feier geendigt war, ging der gesammte Brautzug in den Tanzsaal. Die kunstreichen Zwerche hatten indessen mit großer Behendigkeit ein Paar Pantoffeln von blankem Stahl geschmiedet, standen am Kamin, schürten Feuer an, und glühten die Tanzschuhe purpurroth. Da trat hervor Gunzelin, der knochenfeste gaskonische Ritter, und forderte die Giftnatter zum Tanz auf, den Brautreihen mit ihr zu beginnen; und ob sie sich gleich diese Ehre höchlich verbat, so half doch kein Bitten noch Sträuben. Er umfaßte sie mit seinen kräftigen Armen; die Zwerglein schuheten ihr die glühenden Pantoffeln an, und Gunzelin schliff mit ihr einen so raschen Schleifer längs dem Saal hinab, daß der Erdboden rauchte, und ihre zarten wohlgebratenen Füße kein Hühnerauge mehr quälte. Dazu waldhornirten die Musikanten so herzhaft, daß alles Gewinsel und Wehklagen in die rauschende Musik verschlungen ward. Nach undenklichen Wirbeln und Kreisen drehete der flinke Ritter die erhitzte Tänzerin, welche noch nie ein Schleifer so heiß gemacht hatte, zum Saal hinaus, die Stiegen hinab, in einen wohlverwahrten Thurm, wo die büßende Sünderin Zeit und Muße hatte, alles Böse, was sie verübt, zu

bereuen. Sambul, der Arzt, kochte aber flugs eine köstliche Salbe, welche die Schmerzen linderte und die Brandblasen heilte.

Gottfried von Ardenne und Blanca lebten in einer paradiesischen Ehe, und belohnten reichlich den Arzt Sambul, der wider Gewohnheit seiner Kollegen nicht tödtete, wo er's durfte. Auch ward ihm sein Biedersinn oben im Himmel zum Segen angeschrieben; sein Geschlecht blühet noch in späten Enkelssöhnen; einer seiner Nachkommen, der Jud Samuel Sambul, steht hoch erhaben wie eine Ceder im Hause Israel, dienet seiner mauritanischen Majestät, dem König in Marocco, als erster Minister, und lebt, einige Bastonaden auf die Fußsohlen abgerechnet, in Glück und Ehre bis auf diesen Tag.

Ulrich mit dem Bühel.

Nahe beim Fichtelberge an der böhmischen Grenze lebte zu Kaiser Heinrich des Vierten Zeiten ein wackerer Kriegsmann, mit Namen Egger Genebald auf seinem Lehn, das ihm für den welschen Heereszug zu Theil ward. Er hatte im Dienst des Kaisers viel Städte und Flecken geplündert und großes Gut erbeutet, davon er drei Raubschlösser erbaute in einem düstern Walde: Klausenburg auf der Höhe, Gottendorf im Thal und Salenstein am Flusse. In diesen Schlössern zog er mit vielen Reisigen und Knechten aus und ein, mochte sich des Raubens und Plünderns nicht entwöhnen und übte das Faust- und Kolbenrecht, wo er konnte. Oft überfiel er mit seinen Gewappneten aus einem Hinterhalte die Kaufleute und Reisenden; oft brach er leichtsinnig eine Ursache vom Zaun, seine Nachbarn zu befehden. Obgleich er eine liebenswürdige Gemahlin besaß, in deren Pflege er sich von dem Ungemach des Krieges erholen konnte, so hielt er doch die Ruhe für Weichlichkeit; denn nach der Denkungsart seines ehrenen Zeitalters waren Schwert und Speer in der Hand des deutschen Adels, was Spaten und Sense in der Hand des friedliebenden Landmannes sind, die Werkzeuge eines ehrlichen Gewerbes. Und traun! Der Ritter nährte sich seines anmaßlichen Berufs unverdrossen.

Da er aber mit diesem Unfug allen seinen Grenznachbarn Ueberlast machte, und keiner sein Eigenthum vor ihm sichern konnte, beschlossen sie einen Rath über ihn, und verschworen sich, Gut und Blut daran zu setzen,

den räuberischen Weih aus dem Neste zu vertreiben, und seine Festen zu zerstören. Sie sandten ihm einen Fehde- und Absagebrief, rüsteten ihre Mannschaft, und belagerten an einem Tag seine drei Schlösser, da er im freien Felde gegen die Verbündeten nicht bestehen konnte. Hugo von Katzaug zog mit seinem Volk vor Klausenburg auf der Höhe, der Ritter Rudolph von Rabenstein lagerte sich vor Gottendorf im Thal, und Ulrich Spareck, der Tummler genannt, legte sich mit seinen Bogenschützen vor Salenstein am Flusse.

Als Egger Genebald von allen Seiten sich beängstigt sah und hart bedrängt wurde, faßte er den Anschlag, mit dem Schwert sich freie Bahn durch die feindlichen Haufen zu machen und in's Gebirge zu fliehen. Er sammelte sein Volk um sich her, und nachdem er die Kriegsleute angemahnet hatte, sich hurtig zu halten, um entweder zu siegen oder zu sterben, setzte er seine Gemahlin, die sich der Entbindung versah, auf ein wohlzugerittenes Roß, und bestellte einen seiner Leibdiener zu ihrer Aufwartung. Ehe aber noch die Zugbrücke niedergelassen und das eherne Thor aufgethan wurde, rief er ihn beiseits und sprach: Hüte meines Weibes im Nachzug als deines Augapfels, so lange mein Panier wehet und der Federbusch auf meinem Helm emporstehet; sofern ich aber erliege im Streit, so wende dich nach dem Walde, und verbirg sie daselbst in der Felsenkluft, die dir wohl bekannt ist. Dort erwürge sie in der Nacht mit dem Schwert, daß sie nicht weiß, wie ihr geschieht. All mein Gedächtniß soll vertilgt werden auf Erden, daß mein ehelich Gemahl oder mein zu hoffendes Kind nicht der Spott meiner Feinde werde. Nachdem er dieses gesagt hatte, that er einen muthigen Ausfall aus dem Schlosse, also daß die Feinde in großen Schrecken geriethen, und sich schon nach der Flucht umsahen. Da sie aber das geringe Häuflein gewahr wurden, das sich ermächtigte, gegen ein ganzes Heer zu streiten, schöpften sie wieder frischen Muth, stritten als männliche Helden, umringten die feindliche Schaar, und erschlugen den Ritter sammt seinen Knechten, daß nicht einer davon kam außer dem Leibdiener, der im Getümmel des Kampfes die edle Frau davonführte, und sie in die Waldhöhle verbarg.

Als sie hineintrat, benahmen ihr Kummer und Angst den Athem, daß ihr eine Ohnmacht zuzog und sie sichtlich dahinstarb. Da gedachte der Diener an das Wort seines Herrn, und wollte schon das Schwert zücken, um seiner holden Gebieterin das Herz damit zu durchbohren. Doch jammerte ihn des armen Weibes, und sein Herz wurde von Mitleid für sie ergriffen. Als sie wieder zur Besonnenheit kam, beweinte sie mit einem Strom von Zähren ihr Unglück und den Tod ihres Gemahls, rang die Hände, und wimmerte laut. Da trat der Versucher zu ihr und sprach:

Edle Frau, so Ihr wüßtet, was Euer Gemahl über Euch beschlossen hat, so würdet Ihr Euch nicht so traurig geberden. Er that mir Befehl, Euch in dieser Höhle zu ermorden; aber Eure schönen Augen haben mir verwehret, ihm zu gehorchen. So Ihr mich nun hören wollt, weiß ich guten Rath für mich und Euch. Vergesset, daß Ihr meine Gebieterin waret; das Geschick hat uns jetzt gleich gemacht. Ziehet mit mir gen Bamberg in meine Heimath, dort will ich Euch zu meiner Hausfrau nehmen, Euch ehrlich halten, und auch des Kindleins, das Ihr unterm Herzen traget, als des meinen pflegen. Entsaget dem Stande, worin Ihr geboren waret! Hab' und Gut ist dahin, die Feinde Eures Herrn würden nur stolzen Spott mit Euch treiben, so Ihr in ihre Hände fielet, und was wolltet Ihr als eine verlassene trostlose Wittwe ohne mich beginnen?

Der edlen Frau stieg das Haar zu Berge und ein Todtenschauer lief ihr längs dem Rücken herab, über dem, was sie zu hören bekam. Sie entsetzte sich eben so sehr über den grausamen Befehl ihres Gemahls, als über die Vermessenheit des Dieners, der sich erfrechte, ihr Solches zu sagen. Gleichwohl stand ihr Leben jetzt in der Hand eines Knechtes, der seines Herrn Willen that, und seiner Pflicht Genüge zu leisten vermeinte, wenn er sie dessen beraubte. Sie wußte keinen andern Rath, als ihren Schergen bei Gutem zu erhalten. Darum that sie sich Gewalt an, eine falsch freundliche Miene anzunehmen, und redete zu ihm, als ob sie sich gerne in seinen Plan fügte.

Der Diener, der sich eines so schnellen Entschlusses bei seiner Gebieterin nicht versehen hatte, war vor Freuden außer sich, als er hörte, daß sie seinem Vorschlage nicht abgeneigt sei. Er umfaßte ihre Kniee, sich der großen Gunst zu bedanken, und überließ sie ungestört ihrer stillen Traurigkeit. Auch bereitete er ihr ein Lager von Moos, und legte sich zu ihrer Hut quer vor den Eingang der Höhle. Der Wittwe kam kein Schlaf in die Augen, wiewohl sie sich stellte, als ob sie sanft schlummere. Sobald sie den frechen Wicht schnarchen hörte, sprang sie hurtig von dem Lager auf, zog gemachsam sein Schwert aus der Scheide, und schnitt ihm flugs damit die Gurgel und zugleich den schönsten Traum seines Lebens entzwei. Er hatte kaum zu ihren Füßen die Seele ausgehaucht, so schritt sie hurtig über den Leichnam aus der Höhle, und irrte durch den düstern Wald, ohne zu wissen, wo sie der Zufall hinführen würde. Sie vermied sorgfältig das freie Feld, und wenn sich etwas regte, oder wenn sie in der Ferne Menschen erblickte, verbarg sie sich tief in's Gebüsche.

Drei Tage und drei Nächte war sie also in großer Betrübniß herumgeirrt, ohne etwas anderes zur Erquickung zu genießen, als einige Waldbeeren, und war sehr ermattet. Ach! da vermerkte sie, daß die Zeit

herannahe, daß sie ihr Kindlein zur Welt bringen sollte. Sie setzte sich unter einen Baum, und fing bitterlich an zu weinen und über ihren Zustand laut zu wehklagen. Da stand unversehens ein altes Mütterlein vor ihr, als wenn sie aus der Erde herausgewachsen wäre, die that ihren Mund auf und fragte: Edle Frau, was weinet Ihr, und womit steht Euch zu helfen? Die Bekümmerte empfand großen Trost, daß sie eine menschliche Stimme vernahm. Als sie aber aufschaute und ein häßliches altes Weib mit zitterndem Haupte, auf einen hainbüchenen Stab gelehnt, neben sich erblickte, die selbst Hülfe zu bedürfen schien, und unter ihren rothen Augen ein lederfarbenes Wackelkinn ihr entgegen streckte, mißbehagte ihr der Anblick so sehr, daß sie das Angesicht von ihr wandte und muthlos antwortete: Mutter, was begehrst du meine Leiden zu erfahren, es steht doch nicht in deiner Macht, mir Hülfe zu leisten. Wer weiß, versetzte die Alte, ob ich Euch nicht helfen kann, offenbaret mir Euren Kummer. Du siehst, sprach die Wittwe, wie es mit mir ist, und ich irre in diesem wilden Gebirge einsam und verlassen. Wenn dem also ist, erwiderte die Alte, so findet Ihr bei mir freilich schlechten Trost; ich habe mich nie darum bekümmert, wie der Mensch in die Welt eingeht, sondern nur, wie ich mit Ehren hinausgehen mag. Folget mir indeß in mein Haus, daß ich Euer pflege, so viel ich kann.

Die hülflose Frau nahm den guten Willen für die That, und gelangte mit ihrer Begleiterin in einer dürftigen Hütte an, wo sie etwas weniger Bequemlichkeit fand, als unter freiem Himmel. Doch genaß sie unter dem Beistande der Sybille glücklich eines Töchterleins, welches die Mutter selbst nothtaufte, und es Lucretia nannte. Sie lebte nun blos von Kräutersuppen, die ohne Salz und Schmalz gekocht waren, und dabei wurde ihr von dem zähen Mütterlein das schwarze Brod so kümmerlich zugeschnitten, als wenn's Marcipan gewesen wäre. Dieser Fastenspeisen wurde die Wöchnerin, die sich wohlauf befand und große Eßlust verspürte, bald überdrüssig; sie sehnte sich nach einem nahrhaften Fleischgericht, oder wenigstens nach einem Eierkuchen, und der letztere Wunsch war ihr nicht unerreichbar, denn sie hörte jeden Tag in der Morgenstunde eine Henne gackern, die ihr frisch gelegtes Ei laut in die Welt ausschrie.

Die ersten neun Tage unterwarf sie sich jedoch der magern Kost ihrer Pflegerin standhaft; nachher gab sie ihr aber das Verlangen einer kräftigen Hühnerbrühe nicht undeutlich zu verstehen, und da die Alte wenig darauf achtete, erklärte sie sich mit deutlichen Worten. Gutes Weib, sprach sie, deine Suppen sind so rauh und streng, und das Brod so hart, daß mir der Gaumen davon wund ist. Bereite mir ein Süpplein, das glatt eingehe und wohl gefettet sei, ich will dir's lohnen. Es schreit ein



P. C. Geißler gez.

Huhn in deinem Hause, das schlachte und richte mir's zu, daß ich durch eine gute Mahlzeit neue Kräfte zum Abzuge mit meinem Kindlein gewinne. Siehe! diese Perlenschnur, die ich um den Hals trage, will ich dafür mit dir theilen, wenn ich fürder ziehe. Edle Frau, antwortete die zahnlose Wirthschafterin, es stehet Euch nicht zu, meine Küche zu meistern, das verträgt keine Hausfrau von einer Fremden. Ich weiß wohl eine Suppe zu kochen, und sie niedlich und schmackhaft zu bereiten; habe auch, wie mich bedünken will, die Kochkunst länger getrieben, als Ihr. Meine Suppen sind ohne Tadel, was verlangt Ihr mehr? Von meinem Hühnlein sollt Ihr nichts schmecken, das ist meine Gespielin und Hausgenossin in dieser Einöde, schläft mit mir in der Kammer, und ißt mit mir aus der Schüssel. Behaltet Eure Perlenschnur, ich begehre keinen Theil daran, oder Lohn und Gewinn für meine Pflege. Die Kindbetterin sah wohl, daß ihre Wirthin den Tadel ihrer Speisen nicht liebte; sie schwieg und aß, um sie wieder zufrieden zu stellen, über Vermögen von der Kräutersuppe, die ihr diese eben auftrug.

Des folgenden Tages nahm die Alte einen Handkorb an den Arm und den hainbüchenen Stab in die Hand und sprach: Das Brod ist aufgezehrt bis auf dies Ränftlein, das ich mit Euch theile; ich gehe zum Bäcker, neuen Vorrath zu kaufen. Wahret indeß das Haus, pfleget meines Hühnleins, und hütet Euch, es zu schlachten. Die Eier sind Euch vergönnt, wenn Ihr sie suchen wollt, es pflegt sie gern zu vertragen. Harret meiner Wiederkehr sieben Tage, das nächste Dorf liegt nur eines Feldwegs von hier; für mich sind's aber drei Tagereisen. Wenn ich in sieben Tagen nicht wieder komme, so sehet Ihr mich nimmer. Mit diesen Worten trippelte sie fort, doch bei ihrem Schneckengange war sie in der Mittagsstunde noch keinen Bogenschuß von der Hütte, und in der Abenddämmerung verlor ihre nachschauende Kostgängerin sie erst aus den Augen.

Jetzt führte diese das Küchenregiment, und spähete fleißig nach einem Ei von dem Leghuhn; sie durchsuchte alle Winkel des Hauses, auch alle Gebüsche und Hecken rings umher; das trieb sie so sieben Tage lang, ohne eins zu finden. Sie harrete hierauf einen Tag und noch einen auf die Alte; da diese aber nicht zum Vorschein kam, verzieh sie sich ihrer Wiederkehr. Die Lebensmittel waren aufgezehrt, darum setzte sie den dritten Tag zum letzten Termin, wo sie im Nichterscheinungsfalle der Alten sich ihrer liegenden und fahrenden Habe als eines verlassenen Gutes anzumaßen vornahm. An dem Huhn, das die Eier vertrug, sollte das Eigenthumsrecht vorerst ausgeübt werden, und es wurde ohne Gnade zum Topfe verurtheilt. Die neue Besitznehmerin hatte es schon vorläufig in

engen Gewahrsam gebracht und unter einen Korb gesperrt. Am frühen Morgen des folgenden Tages schärfte sie ein Messer, das Huhn damit zu schlachten, denn es sollte zur Abschiedsmahlzeit dienen, und setzte Wasser zum Kochen auf den Herd. Indem sie mit diesen Küchenanstalten geschäftig war, verkündigte das eingesperrte Huhn mit großem Geschrei ein frisch gelegtes Ei, welches als ein Zuwachs der Verlassenschaft der Erbnehmerin sehr willkommen war. Sie gedachte dadurch ein Frühstück oben drein zu erhalten, ging alsbald, es zu holen, und fand es unter dem Korbe. Ihr Appetit war so lebhaft, daß sie das Abschlachten versparte, bis sie würde das Ei verzehrt haben. Sie sott es hart; aber da sie es aus dem Topfe nahm, war es so schwer wie Blei, und nachdem sie die Schale geöffnet hatte, fand sie nichts Eßbares darin, sondern zu ihrer großen Verwunderung war das Dotter von gediegenem Golde.

Vor Freuden über diesen Fund war ihr alle Eßlust verschwunden; ihre einzige Sorge ging nun dahin, das wunderbare Huhn zu füttern, es zu liebkosen und an sich zu gewöhnen. Sie dankte es dem Glück, daß sie die herrlichste Eigenschaft desselben noch zu rechter Zeit entdeckt hatte, ehe der Kochtopf die köstliche Eierfabrik zerstörte. Das Huhn brachte ihr auch eine ganz andere Meinung von dem alten Mütterlein bei, als sie vorher von ihr gehegt hatte. Bei der ersten Bekanntschaft nahm sie das Weib für eine abgelebte Bäuerin, und als sie ihre ungesalzenen Kräutersuppen versucht hatte, hielt sie dieselbe für eine Bettlerin. Nach der gemachten Entdeckung aber war sie ungewiß, ob sie eine wohlthätige Fee, die aus Mitleid ihr ein reichliches Almosen verliehen, oder eine Zauberin, die sie durch Blendwerk äffte, aus ihr machen sollte. So viel ergab sich aus allen Umständen, daß etwas Uebernatürliches hier im Spiele war, daher gebot die Klugheit der bedachtsamen Frau, bei ihrem Abzug aus der Wildniß des Fichtelbergs nicht so rasch zu Werke zu gehen, sondern ihr Vorhaben reiflich zu überlegen, um eine unsichtbare Macht, die ihr wohl zu wollen schien, nicht zu erzürnen; sie war auch lange unschlüssig, ob sie sich das wunderbare Huhn zueignen und mit sich nehmen, oder solchem die Freiheit wieder schenken sollte. Die Eier hatte ihr die Alte zugestanden, und in drei Tagen war sie die Besitzerin von drei goldenen Eiern; aber was das Leghuhn betraf, war sie zweifelhaft, ob sie einen Diebstahl begehen würde, wenn sie es mit davon nähme, oder ob sie es als eine stillschweigende Schenkung ansehen sollte. Eigennutz und Bedenklichkeit erhoben einen ungleichen Wettstreit gegen einander, worin wie gewöhnlich der erste die Oberhand behielt. Also blieb es bei der Aneignung des Nachlasses der Alten, die reisefertige Dame setzte das Huhn in eine Hühnersteige, band ihr Kindlein in ein Tuch nach Zigeunerbrauch

auf den Rücken, und so verließ das Kleeblatt der Einwohner das kleine einsame Haus in der Wüste, in welchem nun, außer einem Heimchen, das darinnen zirpte, kein Hauch des Lebens mehr übrig war.

Die sorgsame Mutter nahm ihren Weg gerade nach dem Walddorfe zu, wohin die Alte zu gehen vorgegeben hatte, und war aller Augenblicke einer Erscheinung von ihr gewärtig, um das Huhn von ihr zurück zu fordern. Kaum war sie eine Stunde gegangen, so kam sie auf einen gebahnten Weg, der gerade in das Dorf führte. Die Neugier trieb sie, im Backhause nach dem alten Mütterlein Nachfrage zu halten, welches hier zuweilen Brod einzukaufen pflege. Allein Niemand wollte etwas von ihr wissen, oder sie jemals gesehen haben. Das bewog ihre Hausgenossin, etwas von dem Aufenthalte in der Einsiedelei der Alten zu erzählen. Die Bäuerinnen verwunderten sich höchlich über diese Begebenheit, keine wußte von dem Hause im Gebirge, und nur ein wohlbetagtes Weib erinnerte sich, von ihrer Großmutter gehört zu haben, daß eine Waldfrau im Gebirge hause, die sich alle hundert Jahre einmal sehen lasse, um ein gutes Werk auszuüben, und dann wieder verschwinde. Dadurch wurde der edlen Frau das Räthsel ziemlich gelöset; sie zweifelte nicht, daß sie gerade den glücklichen Zeitpunkt getroffen habe, wo der unbekannten Bewohnerin des Fichtelberges vergönnt gewesen sei, ihre wohlthätige Hand gegen sie aufzuthun. Sie hielt das Huhn, welches fortfuhr, jeden Tag ein goldnes Ei zu legen, nun zwiefacher Ehren werth, nicht allein um des reichen Gewinns willen, welchen es ihr einbrachte, sondern vornehmlich als ein gutes Andenken an ihre treue Pflegerin in dem hülflosen Zustande, worin sie sich befunden hatte, und sie bedauerte nur, daß sie mit der alten Mutter nicht nähere Bekanntschaft gemacht hatte.

Sie kaufte nun in dem Walddorfe einen Wagen, mit Ochsen bespannt, und fuhr damit nach Bamberg, wo sie nebst dem zarten Fräulein, dem Hühnlein und einer Mandel Eier wohlbehalten anlangte und sich daselbst häuslich niederließ. Anfangs lebte sie daselbst sehr eingezogen, und ließ ihr einziges Geschäft die Erziehung ihres Töchterleins und die Pflege des wundersamen Leghuhns sein. Als sich aber mit der Zeit der Eiersegen mehrte, kaufte sie viel Ländereien und Weinberge, auch Landgüter und Schlösser, und lebte als eine reiche Frau von ihren Renten, that den Armen Gutes, und bedachte die Klöster, wodurch der Ruf ihrer Frömmigkeit und ihres großen Vermögens sich so ausbreitete, daß sie die Aufmerksamkeit des Bischofs auf sich zog, der ihr wohl wollte, und ihr viel Achtung und Freundschaft bewies. Fräulein Lucretia aber wuchs heran und wurde wegen ihrer Sittsamkeit und Schönheit von allen Menschen bewundert.

Um diese Zeit berief der Kaiser einen Reichstag nach Bamberg. Durch so viele Hofhaltungen der Prälaten und Fürsten wurde die Stadt also eingeengt, daß die Mutter nebst ihrer Tochter, um dem Getümmel auszuweichen, auf eines ihrer Landhäuser sich begab. Der wohlwollende Bischof aber machte bei Gelegenheit der Kaiserin von dem Fräulein eine so vortheilhafte Schilderung, daß sie Verlangen trug, diese junge Schönheit am Hofe unter ihre Frauenzimmer aufzunehmen. Kaiser Heinrichs Hofhaltung stand nicht in dem Geruch, daß sie eine Schule strenger Zucht und Tugend sei, daher sträubte sich die sorgsame Mutter gegen dieses Vorhaben, so viel sie konnte, und bedankte sich dieser der Tochter zugedachten Ehre. Die Kaiserin bestand gleichwohl auf ihrem Sinn, und des Bischofs Ansehen vermochte so viel über die bedenkliche Frau, daß sie endlich einwilligte. Die Lucretia erschien bei Hofe und wurde als eine Hofdame aufgeschmückt, bekam das Nadelkästlein der Kaiserin in Verwahrung und trug nebst andern Jungfrauen von edler Geburt ihr an Hoffesten die Schleppe nach. Aller Augen warteten auf sie, wenn die Kaiserin hervorging, denn nach dem einmüthigen Geständnisse der Höflinge war sie die Schönste unter allen Jungfrauen des kaiserlichen Gefolges.

Bei Hof ist jeder Tag ein Fest. Dieser Taumel von abwechselndem Vergnügen, die an die Stelle der einförmigen Lebensart unter mütterlicher Aufsicht traten, erfüllten Lucretia's Seele mit unausredbarem Vergnügen, sie glaubte, wo nicht in den Schooß der Seligkeit, dennoch in den Vorhof desselben versetzt zu sein. Zum Nadelgelde hatte ihr, außer dem Gehalt vom Hofe, die gutmüthige Mutter noch ein Schock Eier von dem magischen Huhn ausgesetzt. Daher fehlte es ihr nicht, sich jeden Wunsch des Herzens gewähren zu können, der für die jungen Schönen denkbar ist, die ihre höchste Glückseligkeit mit kindischem Ergötzen in dem Flitterglanze des Putzes suchen, den sie nicht um einen Heiligenschein vertauschen würden. Sie that es an Kleiderpracht allen Jungfrauen ihrer Gebieterin zuvor, die sie zwar heimlich darum beneideten, in's Angesicht aber ihren feinen Geschmack lobten, ihr nach Hofes Sitte freundlich liebkoseten, und allen Verdruß und Unwillen tief in's Herz verschlossen; denn die Kaiserin war ihr mit Huld und Gunsten beigethan. Die Grafen und Herren schmeichelten und liebkoseten ihr nicht minder, doch ohne alle Gleißnerei; jedes Wort kam aus dem Herzen; Frauenlob ist glatt wie Oel in der Männer Wunde, aber wie Essig scharf und beizend auf der weiblichen Zunge.

Da ihr unaufhörlich des Hofes süßer Weihrauch duftete, wär's in Wahrheit ein größer Wunder gewesen, als ein güldenes Hühnerei, wenn ihre reine weibliche Seele von dem Roste der Eitelkeit nicht wäre ange-

fressen worden. Die süße Näscherei verwöhnte sie zum immerwährenden Verlangen, sich was Schönes vorsagen zu lassen, und sie forderte, als eine ihr zugehörige Gerechtsame das Geständniß, sie sei die schönste aller Jungfrauen am Hofe.

Seit mehreren Jahren folgte dem Hoflager des Kaisers ein junger Graf von Klettenberg, der, einen kleinen körperlichen Fehler ausgenommen, der liebenswürdigste Mann bei Hofe war. Er hatte eine verrenkte Schulter, und davon den Beinamen Ulrich mit dem Bühel; seine übrigen Talente und gefälligen Eigenschaften aber machten, daß die Damen über diese Unvollkommenheit hinwegsahen, und sie bei ihm durch keinen Tadel rügten. Er stand bei Hofe in gutem Ansehen, und wußte den Damen so viel Verbindliches zu sagen, daß ihm alle, die Kaiserin nicht ausgenommen, günstig waren. Sein Witz war so unerschöpflich, neue Vergnügen zu erfinden und den gewöhnlichen Hoflustbarkeiten neuen Reiz und Hochgeschmack mitzutheilen, daß er sich im Frauen-Zimmer unentbehrlich gemacht hatte. Wenn der Hof bei schlechtem Wetter oder bei den bösen Launen des Kaisers in träger Langeweile schmachtete, so wurde Graf Ulrich berufen, den Geist des Mißmuths zu verscheuchen, und Fröhlichkeit und Scherz in die kaiserliche Hofpfalz wieder einzuführen.

Graf Ulrich war übrigens ganz das Seitenstück der stolzen Lucretia. Er hofirte wohl den schönen Fräuleins, wollte aber, eben so wie jene, nur Fesseln anlegen, aber keine tragen. Es konnte nicht fehlen, daß zwei so gleich gestimmte Seelen, die der Zufall einander so nahe gebracht hatte, daß sie unter einem Himmel lebten, unter einem Dache wohnten, in einem Gemach tafelten und unter einer Laube Schatten suchten, endlich zusammentreffen, und ihre Talente an einander versuchen mußten.

Lucretia faßte den Anschlag, an dem Grafen eine Eroberung zu machen, und weil er im Rufe war, daß er der wankelmüthigste Ritter bei Hofe sei, beschloß sie ihn fester zu halten, als ihre übrigen Verehrer, und ihn nicht eher zu entlassen, bis sie den Ruhm erlangt hätte, den unbeständigen Wandelstern gefesselt zu haben. Ihn aber trieb der Ehrgeiz, mit dem schönsten Hoffräulein sein Spiel zu treiben, alle Nebenbuhler auszustechen und ihnen seine Ueberlegenheit in der Kunst zu erobern empfinden zu lassen; und wenn sie vor ihm die Segel würden gestrichen haben, dann flugs den Anker zu lichten, und auf den Fittichen der Winde in den Hafen eines andern Herzens einzulaufen. Beide Mächte rüsteten sich daher zum wechselseitigen Angriff.

Es schmeichelte dem Fräulein ungemein, daß der Liebling des Hofes, auf den sie schon lange eine geheime Absicht gehabt hatte, jetzt freiwillig kam, ihren Zauberreizen zu huldigen, und daß sie Gelegenheit fand, an

ihm Rache zu üben, da er bisher widerstanden hatte. Seine Blicke, die vordem flüchtig an ihr vorübereilten, waren nun allein auf sie gerichtet; er folgte ihr untrennbar, wie der Tag der Sonne. Alle Feste, die er dem Hofe gab, hatten auf sie Bezug; er zog allein ihren Geschmack bei der Anordnung derselben zu Rathe; was sie gut hieß, wurde mit großer Pracht und Thätigkeit in's Werk gerichtet, und was nicht ihren Beifall hatte, wenn es auch die Kaiserin selbst gewünscht, kam nicht zu Stande. Alle Hoffräuleins beneideten die schöne Lucretia, welche insgeheim ihres Triumphes genoß, und wie ein stolzer Pfau bei allen Festen einherstolzirte. — Dem armen Grafen Ulrich ging es indessen sehr schlimm. Er hatte Anfangs nicht mehr beabsichtigt, als das Uebergewicht über alle Nebenbuhler zu gewinnen, um sich damit zu brüsten, und wenn ihm dieses gelungen wäre, seine Eroberung zu verlassen, und eine neue zu suchen. Jene Absicht war nicht erreicht, aber unvermerkt war aus dem bloßen Spiele Ernst geworden, und ehe er sich's versah, liebte er die schöne Lucretia so sehr, daß all' sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet war, sie zu seinem ehelichen Gemahl zu gewinnen. Lucretia blieb ihrem Plane treuer. Da ihr Herz noch nicht Theil genommen hatte, und sie erwog, daß ihr Ruf als Herzensbezwingerin auf dem Spiele stehen würde, wenn Graf Ulrich ihr den Gehorsam aufkündigte, ehe sie ihn in Freiheit setzte, und die Lacher nicht auf ihrer Seite sein dürften, wenn ihr Paladin die Fesseln zerbräche, was sie im Geheim befürchtete; so beschloß sie, ihm den Abschied zu geben, als er gerade am eifrigsten sich um die Fortdauer ihrer Gunst bewarb.

Unversehens ergab sich die Gelegenheit zu dieser Absicht. Graf Ruprecht von Kefernburg, ein Landsmann und Grenznachbar Ulrichs von Klettenberg, zog nach Goslar, Kaiser Heinrichs gewöhnlichem Aufenthalt, um eine frische rothwangige Base an Hof zu führen. Hier sah er die schöne Lucretia, und sie sehen und lieben, war der gewöhnliche Fall aller Ritter und Edeln, die von den vier Winden des vaterländischen Himmels in die altväterische Reichsstadt einritten. Sein Aeußeres hatte für die Damen wenig Empfehlendes, und die Pflegerin seiner Kindheit hatte der Mutter Natur unbedachtsamer Weise in's Amt gegriffen, ihrem Zöglinge mehr verliehen, als ihm jene beschied, und ihn mit einem Auswuchs auf dem Rücken begabt, der so charakteristisch war, daß er zum Unterschied seiner Namensvettern Ruprecht mit dem Höcker zubenamet wurde. Körperliche Gebrechen wurden in jenen Zeiten nicht durch Schneiderkunst verhehlt, sondern öffentlich zur Schau ausgestellt, in Ehren gehalten und sogar von den Geschichtschreibern der Nachwelt sorgfältig aufbewahrt. Die Hinker, die Stammler, die Schielenden, die Einäugigen, die Speckwänste und die Darrsüchtigen sind noch in gutem Andenken, wenn das Gedächtniß ihrer

Thaten längst erloschen ist. Der Kefernburger besaß ein großes Maß von Dreistigkeit und Selbstheit. Ob ihn gleich seine Gestalt eben nicht zu großen Erwartungen berechtigte, so demüthigte sie ihn doch so wenig, daß ihm die Bürde auf den Schultern gleichsam zum Schwunggewichte der Eigenliebe diente; wenigstens hielt er sie nicht für eine Klippe, woran die Hoffnung seines Liebesglückes scheitern könnte. Muthig bewarb er sich um das Herz der schönen Lucretia, und nur den Grafen Ulrich zu kränken, nahm sie seine Bewerbung mit scheinbarem Wohlgefallen an.

Graf Ulrich sah mit bitterem Schmerzen, wie Lucretia gegen ihn verfuhr, und gern hätte er die Fesseln, die er trug, abgeschüttelt, wenn es in seiner Macht gestanden.

Lucretia lachte über ihn, ging triumphirend einher und trieb ihre Grausamkeit so weit, daß der arme Graf schier zur Verzweiflung kam.

Um ihren Triumph auf's Höchste zu treiben, gab sie im Frauen-Zimmer eines Tages ein großes Mahl, und als bei Sang und Saitenspiel die Heiterkeit des Gastgebotes auf's Höchste gestiegen war, traten ihre Gespielinnen zu ihr und sprachen: Liebe, gib dem Feste einen Namen, daß wir uns des frohen Tages dabei in der Zukunft erinnern. Sie antwortete: Euch kommt es zu, das Fest mit einem Namen zu krönen, so ihr es für würdig achtet, seiner in der Zukunft zu gedenken. Als aber die frohen Schaaren der Gäste in sie drangen, daß sie sich nicht entbrechen konnte, ihrem Verlangen zu willfahren, nannte sie es aus Uebermuth Ulrichs Kettenfeier. Dieser Hohn reckte den Grafen aus seiner traurigen Versunkenheit. Er gewann wieder Leben und Thätigkeit, und machte den Versuch, die unbezwingliche Schöne mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen.

Eitelkeit, sprach er, ist der anziehende und zurückstoßende Pol dieses Magneten; aus Eitelkeit begünstigt und verstößt die Stolze ihre Buhler, darum will ich diese Leidenschaft also nähren, daß sie laut im Herzen die Stimme erheben und für mich das Wort reden soll. Er trat alsbald wieder in seine alte Laufbahn ein, machte wie vorher der spröden Prinzessin den Hof, kam allen ihren Wünschen zuvor, und bestürmte sie mit Opfern, die der weiblichen Eitelkeit zu schmeicheln pflegen. Ein reicher Augsburger, der aus Alexandria über Meer kam, bot der Kaiserin ein herrliches Kleinod zu Kauf an, das sie von sich wies, weil's ihr zu theuer war. Graf Ulrich handelte es an sich, verschrieb seine halbe Grafschaft dafür und machte seiner Herzgebieterin ein Geschenk damit. Sie nahm das Juwel an, heftete damit bei einer Hofgalla den Schleier auf die blonden Flechten ihres seidenen Haares, erregte bei allen Putzschwestern am Hofe Herzdrücken und Krämpfe, äugelte dem Ausspender freundlich zu, verwahrte darauf ihre Trophäe in dem Schmuckkästlein, und in wenig Tagen war

der Graf und sein Kleinod vergessen. Er ließ sich gleichwohl nicht irre machen, sondern fuhr fort, durch neue Geschenke die alten bei ihr wieder in's Andenken zu bringen, und Alles aufzutreiben, ihren eiteln Sinn zu vergnügen. Dieser Aufwand nöthigte ihn, die andere Hälfte seiner Grafschaft ebenfalls zu verpfänden, daß ihm davon nichts übrig blieb, als Wappen und Titel, worauf kein Wucherer etwas leihen wollte. Indessen fiel seine übermäßige Verschwendung täglich mehr in die Augen, weßhalb die Kaiserin ihn selbst darüber zur Rede stellte und ihn abmahnte, sein väterliches Erbgut nicht so unweislich zu vergeuden.

Da offenbarte ihr der Graf sein Anliegen und sprach: Allergnädigste Frau, Euch ist nicht verborgen, daß Lucretia, die zarte Dirne, mir das Herz gestohlen hat, daß ich ohne sie nicht leben mag. Aber wie sie's mit mir treibt, wie sie mich mit trüglicher Minne neckt, davon weiß Euer ganzer Hof zu sagen. Möchte mir wohl schier die Geduld darüber ausreißen, dennoch kann ich nicht von ihr ablassen. All' mein Hab und Gut hab' ich daran gesetzt, ihre Gunst zu erlangen, aber ihr Herz ist mir verschlossen, ob mir ihr Auge gleich oftmals Minneglück vorlügt. Darum begehre ich von Euch, daß Ihr, wo sie keine rechtliche Einrede hat, meine Hand zu verschmähen, sie mir zum ehelichen Gemahl beileget. Die Kaiserin verhieß die Werbung für ihn bei dem Fräulein zu übernehmen und sie zu überreden, seine Liebestreue nicht länger auf die Probe zu stellen, sondern mit reiner Gegenliebe zu belohnen.

Ehe sie noch Zeit gewann, bei der stolzen Lucretia sich für ihn zu verwenden, begehrte Graf Ruprecht mit dem Höcker bei ihr Gehör, und redete also: Huldreichste Kaiserin, eine Jungfrau aus Eurem Gefolge, die holde Lucretia hat meinen Augen gefallen und mir ihr Herz zugewandt, darum komme ich um Vergünstigung zu bitten, sie als meine Braut heimzuführen, und nach der Ordnung der christlichen Kirche mich mit ihr zu vermählen, so Ihr anders Gefallen traget, ihre Hand in die meinige zu legen und die edle Jungfrau von Euch zu lassen. — Ihre Hoheit war begierig zu vernehmen, was der Graf für Ansprüche an ein Herz habe, das bereits eines andern Eigenthum sei, und war sehr unwillig, da sie vernahm, daß ihre Hofdame mit zwei Edeln des Hofes zu gleicher Zeit ein Verständniß unterhalten habe. Doch beruhigte sie sich einigermaßen, da beide Parteien sie zur Oberschiedsrichterin in der Sache erwählt hatten, und zu vermuthen stand, daß sie ihrer Entscheidung sich mit pflichtschuldigstem Gehorsam unterwerfen würden.

Sie berief das Fräulein zu sich in ihr heimlich Gemach und ließ sie mit harten Worten an: Du Balg, sprach sie, welche Verwirrung stiftest du am Hofe mit deiner frevelhaften Laune? Die Junker sind alle wild, und

laufen mich mit Bitten an, dich von mir zur Ehe begehren, weil sie nicht wissen, wie sie mit dir dran sind. Du ziehst jeden stählernen Helm an dich, wie ein Magnet das Eisen, treibst dein leichtfertiges Spiel mit Rittern und Knappen, und verschmähst doch das Gelübde ihrer Huldigung. Ziemt es einer sittsamen Jungfrau, mit zwei Parteien zu gleicher Zeit zu liebäugeln und sie am Narrenseil zu führen? In's Angesicht ihnen zu liebkosen, ihre Hoffnung zu ermuntern, und hinterm Rücken ihnen den Gecken zu stechen? — Das mag dir nicht ungenossen ausgehen. Einer von den beiden ehrsamen Gesellen soll dir zu Theil werden, Graf Ulrich mit dem Bühel oder Graf Ruprecht mit dem Höcker. Flugs wähle, bei Vermeidung meiner Ungnade.

Lucretia erbleichte, da ihre Frau, die Kaiserin, also ihre Thorheit rügte und ihr den Text so scharf las. Darum that sie der strengen Domina einen demüthigen Fußfall, benetzte ihre Hand mit milden Zähren, und nachdem sie sich von ihrer Bestürzung erholt hatte, redete sie also: Zürnet nicht, großmächtige Frau, wenn mein geringer Reiz Euren Hof beunruhiget; ich wasche meine Hände in Unschuld. Ist's nicht überall der Höflinge Art, daß sie den jungen Dirnen frei in's Auge sehen? Wie kann ich's ihnen wehren? Aber ich habe sie mit nichten zu Hoffnungen ermuntert, die ihnen den Besitz meines Herzens verhießen. Dieses ist noch mein freies Eigenthum, damit nach meinem Willen zu schalten. Darum wollt Ihr Eure demüthige Magd verschonen, ihr durch Zwang und Geheiß einen aufzudringen, dem das Herz widerstehet.

Deine Worte sind in den Wind geredet, antwortete die Kaiserin, du sollst mich mit deiner Ausrede nicht eintreiben, daß ich anderes Sinnes werde. Ich will mein Haupt nicht eher sanft legen, bis ich dich habe unter die Haube gebracht.

Als die gedemüthigte Lucretia den großen Ernst der Kaiserin sah, wagte sie keinen Widerspruch weiter, um sie nicht noch mehr zum Zorn zu reizen, sondern sann auf eine List, um durch diese Fallthür zu entrinnen. Huldreiche Gebieterin, sprach sie, Euer Befehl ist für mich das elfte Gebot, dem ich so gut Gehorsam schuldig bin, als den übrigen zehn. Ich ergebe mich in Euren Willen, nur erlasset mir die Wahl unter den beiden Ehewerbern. Sie sind mir Beide werth und ich mag keinen erzürnen. Darum vergönnet, daß ich ihnen eine Bedingung vorlege, unter welcher ich den, der solcher Genüge leistet, zum ehelichen Gemahl anzunehmen ich mich nicht weigern will, wofern Ihr mir bei Kaiserwort und Ehre verheißet, daß ich meiner Zusage quitt und ledig sei, wenn sie nicht durch deren Erfüllung als Ritterdank meine Hand verdienen wollen.

Die Kaiserin war mit dieser scheinbaren Unterwürfigkeit der schlauen

Lucretia wohl zufrieden, und billigte den Vorschlag, die Liebhaber zu hetzen, ihre Standhaftigkeit zu prüfen, und dem Würdigsten als eine Siegesbeute sich zu ergeben. Sie gestand ihr bei Kaiserwort und Ehren die Bedingung zu, und sprach: Sage an, um welchen Preis der wackerste der beiden Sponsen dein Herz verdienen soll? Das Fräulein erwiederte lächelnd: Um keinen andern Preis, als um den, daß sie Bühel und Höcker ablegen, die sie zur Schau tragen; mögen sie zusehen, wie sie sich der Bürden entledigen; ich begehre mit keinem Ehewerber den Ring zu wechseln, der nicht sei grad wie eine Kerze und schlank wie eine Tanne; Euer Kaiserwort und Ehre sichern mich, daß weder Bühel noch Höcker die Braut heimführen werden, bis der Bräutigam des Tadels ledig ist.

O du arglistige Schlange, sprach die zornmüthige Fürstin, hebe dich weg aus meinen Augen! Du hast mein Kaiserwort mir trüglich abgelockt, doch darf ich's nicht zurücknehmen, weil ich es geredet habe. Sie wendete mit Unwillen ihr den Rücken zu, daß sie also überlistet war, und mußte der schlauen Lucretia das Spiel gewonnen geben. Sie ließ beiden Bewerbern den schlechten Erfolg ihrer guten Dienste wissend machen, und Graf Ulrich war über diese traurige Botschaft untröstlich. Insonderheit fand er es kränkend, daß die stolze Lucretia solchen Muthwillen trieb, und ihm gleichsam sein Leibesgebrechen vorwarf, dessen er sich nicht mehr bewußt war, weil ihn Niemand bei Hofe daran erinnert hatte. Konnte die freche Dirne, sprach er, keinen glimpflichern Vorwand finden, mich ehrlich wie den großen Haufen ihrer Anbeter zu verabschieden, nachdem sie mich rein ausgeplündert hat? Mußte sie gerade durch die Bedingung, die es mir unmöglich macht, den Besitz ihres Herzens zu erlangen, das meinige noch mit einem giftigen Natterstich verwunden? Habe ich es wohl um sie verdient, daß sie mich als einen Verworfenen mit den Füßen von sich stößt?

Voll Scham und Verzweiflung verließ er das Hoflager, ohne Abschied zu nehmen. Die Gräfin Lucretia kümmerte das wenig; sie saß wie eine lauersame Spinne im Mittelpunkte ihres luftigen Gewebes in stolzer Ruhe, und hoffte, daß bald wieder eine herumschwirrende Mücke an einem ihrer ausgespannten Fäden zucken, und ihr zur neuen Beute heimfallen würde. Graf Ruprecht mit dem Höcker hatte sich zum Sittenspiegel das Sprüchlein dienen lassen: Gebrannt Kind lernt das Feuer scheuen; er ging ihr aus dem Garne, ehe er seine Grafschaft in ihr Schmuckkästlein verloren hatte, und sie ließ ihn davon flattern, ohne ihm die Schwingen auszuraufen. Eigennutz war nicht ihre Leidenschaft. Bei einem goldnen Eierschatze im Hinterhalte, und im blühenden Lenz des Lebens wäre er auch die seltsamste denkbare Verirrung des Geistes gewesen. Nicht der

Besitz der Güter, sondern die Aufopferung des Grafen machte ihr Freude, daher konnte sie den bösen Leumund des Gerüchtes und die Vorwürfe der Kaiserin nicht ertragen, die ihr täglich vorhielt, daß sie den Grafen zu Grunde gerichtet habe. Darum faßte sie den Entschluß, des ungerechten Mammons sich auf eine Art zu entledigen, die der Eitelkeit dennoch schmeichelte, und ihren Ruf auf eine vortheilhafte Art ausbreitete. Sie stiftete ein adliches Jungfrauenkloster auf dem Rammelsberg bei Goslar, und dotirte dieses reichlich. Ein solches Denkmal der Andacht war damals vermögend, den Geruch der Heiligkeit zu erwerben. Die milde Stifterin wurde als ein Muster der Tugend und Frömmigkeit gepriesen, und alle Flecken und Narben ihres sittlichen Charakters waren dadurch vor den Augen der Welt verschwunden. Selbst die Kaiserin verzieh es, daß sie ihrem Günstling so übel mitgespielt hatte, da sie inne ward, zu welcher Absicht die fromme Räuberin den Gewinn ihrer Freibeuterei anwendete, und um den verarmten Grafen einigermaßen zu entschädigen, wirkte sie einen Preisbrief vom Kaiser für ihn aus, den sie ihm nachschicken wollte, sobald der Ort seines Aufenthaltes ihr kundig würde.

Indessen zog Graf Ulrich über Berg und Thal, hatte die trügliche Minne abgelobt und abgeschworen, und, weil er im Zeitlichen kein Glück mehr zu machen vermuthete, wandelte ihn ein plötzlicher Ueberdruß der Welt an, und er wurde Sinnes, zum Heil seiner Seele eine Wallfahrt zum heiligen Grabe zu thun, und nach seiner Rückkehr sich in ein Kloster zu verschließen.

In diesem qualvollen Zustande streifte er in den tyrolischen Gebirgen herum, und hatte beinahe die wälsche Grenze unfern von Roveredo erreicht, als er sich in einem Wald verirrte, ohne eine Herberge anzutreffen, wo er übernachten konnte. Er band sein Pferd an einen Baum, und legte sich daneben in's Gras, denn er war sehr ermüdet. Der Tröster in Beschwerden, der güldne Schlaf, drückte ihm bald die Augen zu und machte ihn auf einige Zeit seines Ungemachs vergessen. Da schüttelte ihn plötzlich eine kalte Hand, wie die Hand des Todes, und erweckte ihn aus seinem tiefen Schlummer. Als er erwachte, fiel ihm die Gestalt eines hagern alten Weibes in's Gesicht, die sich über ihn herbeugte, und ihm mit einer Handlaterne unter die Augen leuchtete. Bei diesem unerwarteten Anblick überlief ihn die Haut mit einem kalten Schauer, er meinte, er sähe ein Gespenst. Doch verließ ihn seine Herzhaftigkeit nicht ganz, sondern er raffte sich auf und sprach: Weib, wer bist du, und warum unterfängst du dich, meine Ruhe zu stören? Die Alte antwortete: Ich bin die Kräuterfrau der Signora Dottorena aus Padua, die hier auf ihrer Maierei lebt, und mich ausgesandt hat, ihr Kräuter und Wurzeln zu suchen, von großer Kraft und

Wirkung, wofern sie in der Mitternachtsstunde gegraben werden. Ich fand Euch auf meinem Wege, und hielt Euch für einen Erschlagenen, der unter die Mörder gefallen wäre. Darum rüttelte und schüttelte ich Euch das, um zu sehen, ob noch Leben in Euch sei. Durch diese Rede hatte sich der Graf vom ersten Schrecken wieder erholt und fragte: Ist die Wohnung deiner Gebieterin fern von hier? Die Alte erwiederte: Ihr Landhaus liegt dort allernächst im Grunde, ich komme eben davon her. So Ihr eine Nachtherberge von ihr begehret, wird sie Euch solche nicht versagen. Aber hütet Euch, das Gastrecht zu verletzen; sie hat eine liebreizende Tochter, welche von der Mutter gehütet wird, wie ein Heiligthum. Sofern sie bemerken würde, daß ein unbescheidener Gast der Signora Ughella zu tief in die Augen sähe, verzauberte sie ihn, denn sie ist eine mächtige Frau, welcher die Kräfte der Natur und die unsichtbaren Geister unter dem Himmel zu Gebote stehen.

Der Reisige achtete wenig auf diese Rede, er trachtete nur nach einem guten gastfreundlichen Bette, um der nöthigen Ruhe zu pflegen, und ließ sich um das Uebrige unbekümmert. Er zäumte ungesäumt sein Pferd auf, und war bereit, der hagern Wegweiserin zu folgen. Sie geleitete ihn durch Büsche und Gesträuche in ein angenehmes Thal hinab, durch welches ein rascher Bergstrom brauste. Auf einem mit hohen Ulmenbäumen bepflanzten Wege gelangte der ermüdete Pilger, indem er sein Pferd am Zügel führte, an die Gartenwand des Landhauses, welches, vom aufgehenden Monde beleuchtet, schon in der Entfernung einen reizenden Anblick gewährte. Die Alte öffnete eine Hinterthür, durch welche der Ankömmling in einen wohlangelegten Lustgarten gelangte, in dem die plätschernden Gewässer der Springbrunnen die schwüle Abendluft erfrischten. Auf einer Terrasse des Gartens lustwandelten einige Damen, diese angenehme Kühlung und den Anblick des freundlichen Mondes in der wolkenfreien Sommernacht zu genießen. Die Alte erkannte darunter die Signora Dottorena und führte bei ihr den fremden Gast ein, welchen die Eigenthümerin des Landhauses, da sie an seiner Rüstung sah, daß er nicht gemeinen Standes war, mit Anständigkeit empfing. Sie führte ihn in ihre Wohnung ein, und ließ eine Abendmahlzeit nebst allerlei Erfrischungen auftragen.

Beim hellen Schimmer der Wachskerzen hatte der Graf Gelegenheit, seine Wirthin nebst ihrer Hausgenossenschaft während der Mahlzeit mit aller Bequemlichkeit zu betrachten. Sie war eine Frau von mittlerem Alter und edlem Angesicht. Aus ihren braunen Augen sah Klugheit und Würde hervor, und ihr wälscher Mund öffnete sich mit Anmuth und Wohllaut zum Sprechen. Signora Ughella, ihre Tochter, war die reinste weibliche Schönheit, welche die warme Phantasie des Künstlers hervorzu-

bringen vermag, und das Gefolge der Damen bestand aus drei Jungfrauen, äußerst sittsam und lieblich anzusehen. Graf Ulrich fühlte sich ganz heimisch hier. Er glaubte wenig an Zauberei und achtete nicht darauf; dem ungeachtet hatten Nacht und Einsamkeit, die Erscheinung der Alten und ihre Reden einigen Eindruck auf ihn gemacht, so daß ihm etwas Uebernatürliches von dem ländlichen Palast ahnete, in welchen er eingeführt wurde. Anfangs trat er mit Mißtrauen in die reizende Versammlung der Damen ein, die er daselbst vor sich fand; in der Folge war aber so wenig an der Signora Dottorena als an ihren Gesellschafterinnen etwas von magischer Zauberei abzumerken, daß er wegen dieses irrigen Verdachtes den Bewohnerinnen der schönen Villa im Herzen Abbitte und Ehrenerklärung that. Die freundliche Aufnahme, deren er genoß, erfüllte sein Gemüth mit Ehrfurcht und Achtung gegen die liebreiche Wirthin und ihr reizendes Gefolge; doch fiel es ihm nicht ein, den Jungfrauen den Hof zu machen, wie es früher wohl seine Art und Weise gewesen war. Er verglich in Geheim die jugendlichen Schönheiten, mit welchen er umgeben, mit der Wohlthat der unüberwindlichen Lucretia, und sein Herz entschied zu ihrem Vortheil.

Nach einer köstlichen Ruhe, die er genossen hatte, wollte er sich in aller Frühe wieder empfehlen und seine Reise weiter fortsetzen, aber die Frau vom Hause ersuchte ihn auf eine so verbindliche Art zu bleiben, und Signora Ughella bat mit einem so unwiderstehlichen Blick, ihrer Mntter diese Gefälligkeit nicht zu versagen, daß er Gehorsam leisten mußte. Es fehlte nicht an mancherlei Zeitkürzungen und abwechselnden Vergnügen, den Gast auf's Angenehmste zu unterhalten; man tafelte, ging spazieren, und scherzete und kosete auf eine Art, daß der feine Höfling dadurch Gelegenheit bekam, sich von dieser Seite auf's Vortheilhafteste zu zeigen. Seine Gesellschaft schien den Damen ebenso angenehm zu sein, als ihm die ihrige behagte, und die Gespräche zwischen Wirthin und Gast gewannen täglich mehr Anziehendes und Zutrauliches.

An einem Morgen nach dem Frühstücke lustwandelte die Signora mit ihrem noch unbekannten Gaste im Garten, und führte ihn abseits in eine Laube. Sie hatte seit der ersten Bekanntschaft mit dem Fremdling eine geheime Schwermuth an ihm bemerkt, welche der wonnige Aufenthalt in ihrem schönen Besitzthum nicht hatte vermindern können. Signora war ein Frauenzimmer; so klug und verständig sie auch sein mochte, konnte sie doch den Hang zur Neugierde mit aller Weisheit nicht verleugnen; und so sehr nach dem beglaubigten Zeugniß ihrer Kräuterfrau die unsichtbaren Geister unter dem Himmel ihr zu Gebot stehen mochten, so hatten sie allem Vermuthen nach von dem fremden Gaste im Hause ihr nichts veroffenbaret.

Sie wußte nicht, wer er war, von wannen er kam, und wo er hingedachte, und alles das wünschte sie gleichwohl zu wissen, ihre Neugier zu vergnügen. Also ersah sie diese Gelegenheit, ihn auszuforschen, und da er ihr Verlangen nur von fern merkte, war er willig und bereit, solchem Genüge zu leisten, und erzählte ihr seinen ganzen Lebenslauf, verschwieg ihr auch nicht den Liebeshandel mit der stolzen Lucretia, und schüttete ihr sein ganzes Herz aus.

Diese Vertraulichkeit nahm sie sehr günstig auf, und erwiederte solche mit ähnlicher Offenherzigkeit. Er erfuhr dadurch, daß sie aus einem angesehenen adlichen Geschlechte aus Padua abstamme, und als eine frühzeitige Waise von ihren Vormündern sei gezwungen worden, einen reichen Arzt von hohem Alter zu heirathen, der in natürlichen Geheimnissen große Erfahrung gehabt, aber über einen mißlungenen Versuch, sich zu verjüngen, den Geist aufgegeben habe. Durch ihres Mannes Tod sei sie die Erbin eines beträchtlichen Vermögens und des Nachlasses seiner Schriften worden. Weil ihr eine zweite Verbindung einzugehen nie gelüstet hätte, wäre sie in der Einsamkeit ihres Witthums darauf verfallen, die Schriften des Erblassers zu studiren, wodurch es ihr gelungen sei, verschiedene nicht gemeine Kenntnisse in den verborgenen Wirkungen der Natur zu erlangen. Zugleich habe sie die Arzneikunst getrieben und dadurch sich einen solchen Ruhm erworben, daß die hohe Schule ihrer Vaterstadt den Doctorhut ihr aufgesetzt, und einen öffentlichen Lehrstuhl zugestanden habe. Die natürliche Magie sei inzwischen immer das Lieblingsfach ihrer Studien gewesen, weshalb sie das Volk für eine Zauberin halte. Den Sommer pflege sie nebst ihrer Tochter und deren Gespielinnen auf diesem angenehmen Meierhofe zuzubringen, welchen sie um der Alpenkräuter willen in den tyrolischen Gebirgen erkauft habe; im Winter halte sie sich zu Padua auf und lehre daselbst die Geheimnisse der Natur. Auf dem Land sei ihr jeder Gast willkommen, der die Ruhe des Hauses nicht störe.

Die Signora lenkte hierauf wieder auf die unglücklichen Schicksale des Grafen ein, und schien gutmüthig an seinen Leiden Theil zu nehmen; insonderheit konnte sie ihm ihre Verwunderung nicht bergen, daß er der Undankbaren noch mit so fester Anhänglichkeit ergeben sei.

Nach einigen Tagen kam er, sich bei der freundlichen Wirthin und ihrer schönen Gesellschafterin zu beurlauben, und sie vergönnte ihm jetzt den Abzug nach seinem Gefallen. Am Vorabend des zur Reise anberaumten Tages waren die Damen alle sehr heiter, selbst die Signora, welche ihre Würde und Ernsthaftigkeit nicht leicht ablegte. Diesmal bezeigte sie gleichwohl ein Verlangen, mit ihrem Gaste zum Valet noch einmal zu tanzen. Der Graf hielt sich dadurch sehr geehrt, und that sein Bestes, sich

als ein guter Tänzer zu zeigen, was der Dame so wohl zu gefallen schien, daß sie den Tanz mehrmals wiederholte, bis beide Parten ermüdet waren und dem Grafen der Schweiß auf der Stirne stand. Als der Tanz geendet war, führte ihn die flinke Tänzerin, unter dem Schein sich ein wenig zu verkühlen, in ein Kabinet besonders, und nachdem sie die Thür zugethan hatte, nestelte sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Wamms auf, was den Grafen sehr Wunder nahm; doch ließ er es geschehen, weil er in dem Augenblick nicht wußte, wie er sich in diesem Falle verhalten sollte. Diese Verlegenheit machte sich die Signora Dottorena zu Nutzen, berührte mit gewandter Hand die Schulter des Grafen, rückte und drehte daran hin und her, und zog bald darauf etwas aus dem Wamms hervor, das sie flugs in die Schublade einer Truhe verbarg, die sie sogleich verschloß. Die ganze Operation war in wenig Sekunden gethan, worauf die Tochter des Aeskulap den duldsamen Patienten vor den Spiegel führte und sprach: Sehet da, edler Graf! Die Bedingung, unter welcher die spröde Lucretia Euch den Besitz ihres Herzens zugesichert hat, ist erfüllt. Meine Hand hat dem kleinen Makel Eurer körperlichen Vollkommenheit abgeholfen; Ihr seid jetzt so schlank wie eine Tanne, und so gerade wie eine Kerze. Laßt Eure Traurigkeit nun schwinden, und ziehet getrosten Muthes nach Goslar, denn der Eigensinn des Fräuleins hat keinen Vorwand mehr, Euch zu täuschen.

Graf Ulrich staunte seine eigene Gestalt lange schweigend im Spiegel an; das Uebermaß der Verwunderung und Freude machte ihn jetzt so stumm, wie vorhin die Verlegenheit. Er ließ sich auf ein Knie nieder, faßte die wohlthätige Hand, welche sein körperliches Ebenmaß so glücklich hergestellt hatte, und fand endlich Worte, die innigste Dankbegierde seiner Wohlthäterin kund zu machen. Sie führte ihn wieder in den Saal zur Gesellschaft zurück; Signora Ughella und ihre drei Gespielinnen klatschten vor Freuden in die Hände, da sie den herrlichen jungen Mann erblickten, der nun ganz ohne Tadel war.

Vor Ungeduld, seine Rückreise anzutreten, konnte er die Nacht kein Auge schließen. Es gab für ihn kein heiliges Land mehr, seine Sinnen und Gedanken waren nur auf Goslar gerichtet. Er erwartete den Anbruch der Morgenröthe mit sehnlichem Verlangen, und verabschiedete sich von der Signora Dottorena und ihren Gesellschafterinnen. Eilig beflügelte er die Füße des Rosses durch den Stachel seiner ritterlichen Sporen, und trabte voll schmeichelhafter Hoffnung immer den Weg nach Goslar zurück. Die Sehnsucht mit der schönen Lucretia wieder einerlei Luft zu athmen, unter einem Dache zu hausen, in einem Gemache zu tafeln, und den Schatten eines Baumes mit ihr zu theilen, ließ ihm nicht Zeit, an den lehr-

reichen Wahlspruch des Kaisers Augustus zu gedenken: Eile mit Weile! Als er bei Brixen die Bergstraße herabritt, gleitete sein Pferd aus und that einen schweren Fall, daß er den Arm an einem Stein zerschellete. Dieser Aufenthalt auf der Reise bekümmerte ihn sehr; er fürchtete, Lucretia mögte in seiner Abwesenheit ihr Herz versagt haben, von einem glücklichen Eroberer sich zum Altare fortreißen lassen, und solchergestalt es ihm unmöglich machen, sie beim Wort zu halten. Um sich auf alle Fälle sicher zu stellen, schrieb er einen Brief an seine große Gönnerin, die Kaiserin, worinnen er ihr Bericht von seinem Abenteuer und auch von dem erlittenen Unfall ertheilte, nebst angefügter demüthiger Bitte, nichts davon bis zu seiner Ankunft laut werden zu lassen, und schickte damit einen reitenden Boten eilends nach Hofe.

Ihrer Hoheit war aber das Talent der Verschwiegenheit nicht verliehen; ein Geheimniß drückte sie auf dem Herzen, wie ein enger Schuh auf dem Leichdorn. Daher machte sie die empfangene Nachricht alsobald kund, und da der erste Kämmerling und Hofschmeichler aus Liebedienerei gegen die schöne Lucretia einen unterthänigen Zweifel in die Sache setzte, zeigte sie ihm den Brief des Grafen Ulrich, um ihn von der Wahrheit zu überzeugen. Dadurch fiel der Bericht auch in Graf Ruprechts Hände, der alsbald mit sich zu Rathe ging, ob es nicht thunlich sei, auf gleiche Weise der Bedingung des Fräuleins Genüge zu leisten, und dabei seinem Mitbewerber noch obendrein den Rang abzulaufen. Er berechnete die Zeit, welche muthmaßlich bis zur Wiederherstellung des zerschellten Armes seines Nebenbuhlers erforderlich sein dürfte, und fand, daß er den Weg von Goslar nach Roveredo, um der Signora Dottorena einen Besuch zu machen, — Aufenthalt und Rückweg mit eingerechnet, — eher beendigen könne, wenn er sich nur etwas spute, als die Wundärzte in Brixen ihren Patienten entlassen würden.

Gedacht, gethan! Er ließ seinen Wettrenner satteln, saß auf und machte den Ritt mit der Eilfertigkeit eines Zugvogels, der im Herbste in einem andern Welttheile ein wärmeres Klima sucht. Es kostete wenig Mühe, den Aufenthalt der Dame, die er suchte, zu erfragen; denn sie war allenthalben im Lande wohl bekannt. In Ermangelung der Kräuterfrau führte er sich selbst unter dem Incognito eines irrenden Ritters ein, und genoß eben die freundliche Aufnahme, wie sein Vorgänger. Der sittsamen Hauspatrona mißfielen indessen gar bald des neuen Gastes freie Manieren, die vornehme Frechheit, die ihm aus den Augen sah, und sein zuverlässiger entscheidender Ton, ob sie sich's gleich nicht austhat, und seiner Grobheit mit vieler Schonung begegnete.

Es war schon einigemal des Abends ein kleiner Ball gegeben wor-

den, und Graf Ruprecht hatte immer gehofft, daß ihn die Signora zum Tanz auffordern würde, allein sie schien keinen Geschmack mehr am Tanzen zu finden, und gab eine blose Zuschauerin dabei ab. Ungeachtet er keine Mühe sparte, ihre Gunst zu gewinnen, und die artigsten Schmeicheleien nach seiner Weise ihr vorsagte, so wurden sie doch ihrerseits nur mit kalter Höflichkeit erwiedert. Um sich zu entschädigen, machte er dem Fräulein Ughella auf alle Weise den Hof, und benahm sich dabei wie ein Bär, der zum ersten Male tanzen soll. Dies war der Signora Dottorena denn doch zu viel, und sie beschloß, den Unverschämten für sein zudringliches Benehmen zu bestrafen.

Unverhofft forderte sie ihn eines Abends zum Tanze auf. Dieser Ehre hatte er sich beinahe schon verziehen; desto größer war die Freude, die er empfand, daß die Zeit der vermuthbaren Erlösung von seiner bisherigen Leibesbürde ihm so überraschend kam.

Nach geendigter Sarabande winkte Signora ihrem Tänzer, ebenso wie vormals dessen Vorgänger, in das an den Salon stoßende Kabinet ihr zu folgen, und voll der freudigsten Ahnung folgte ihren Schritten Graf Ruprecht mit dem Höcker. Sie nestelte ihm wie gewöhnlich das Koller auf, öffnete dann flugs ihre Truhe und zog aus einer Schublade etwas hervor, das einem mächtigen Eierkuchen ähnlich sah, schob ihm dies rasch in den Busen und sprach: Unbescheidener, nimm dies zur Ahndung des verletzten Gastrechts, winde dich wie ein Knauel, und runde dich wie ein Plauel! Indem sie dieses sagte, öffnete sie ein Riechfläschchen und sprengte ihm eine narkotische Essenz in's Gesicht, davon er betäubt zurück auf ein Sopha sank. Als er wieder zu einiger Besinnung kam, fand er sich von egyptischer Finsterniß umgeben; die Wachskerzen waren erloschen und alles um ihn her war leer und öde. Bald aber regte sich was an der Thür; der Flügel that sich auf, da trat ein hagres altes Weib herein, mit einer brennenden Laterne, und leuchtete ihm unter die Augen, welche er alsbald, nach der Beschreibung aus Graf Ulrichs Depesche, für die Kräuterfrau der Signora Dottorena erkannte. Da er sich vom Sopha erhob und inne ward, mit welchem ansehnlichen Zuwachs von Korpulenz er begabt war, gerieth er in Wuth und Verzweiflung; er faßte die hagere Matrone beim Leibe und sprach: Alte Unholdin, sage an, wo ist deine Frau, die schändliche Zauberin, daß ich mit dem Schwert die an mir erwiesene Bosheit räche, oder ich erwürge dich hier auf der Stelle.

Lieber Herr, antwortete die Alte, erzürnet Euch nicht über eine geringe Magd, die keinen Theil hat an der von ihrer Frau an Euch ver-

übten Schmach. Die Signora ist nicht mehr hier, sondern nebst ihrem Gefolge, sobald sie aus dem Kabinet kam, davongezogen. Unterfahet Euch nicht sie aufzusuchen, daß Euch nicht noch etwas ärgeres widerfahre, wiewohl Ihr sie auch schwerlich finden würdet. Ertraget mit Geduld, was nicht zu ändern stehet. Die Signora ist eine mitleidige Frau, wenn sie ihren Unwillen gegen Euch vergessen hat, und Ihr nach Verlauf von drei Jahren wieder hier einsprecht und Euch vor ihr demüthiget, kann sie alles, was sie krumm gemacht hat, wieder so schlicht und gleich machen, daß Ihr würdet durch einen Fingerreif schlüpfen können. Der wohlbeleibte Lastträger gab, nachdem seine Galle ausgetobt hatte, diesem Vorschlag Gehör, ließ sich bei frühem Morgen von dem Meier und seinen Knechten in den Sattel heben, und ritt nach seiner Heimath, woselbst er im Verborgenen blieb, bis der Termin würde abgelaufen sein, welchen ihm die Matrone zur Wiederaussöhnung mit ihrer Signora gesetzt hatte.

Graf Ulrich war indeß genesen, und zog triumphirend in Goslar ein; denn er trug keinen Zweifel, daß seine große Gönnerin bei der stolzen Lucretia seine Rechte auf's Beste werde gewahret haben. Als er nach Hofe ritt, der Kaiserin aufzuwarten, war ein solcher Zulauf des Volks, die wunderbare Veränderung, die sich dem Gerüchte nach an dem Grafen Ulrich mit dem Bühel sollte begeben haben, in Augenschein zu nehmen, daß eine schwarze Abgesandtschaft nicht mehr hätte reizen können. Die Kaiserin empfing ihn mit allen Merkmalen ihrer Huld und führte ihm das Fräulein wie eine Braut geschmückt entgegen, um sie aus ihrer Hand als einen Ritterdank, daß er der mißlichsten Bestimmung Genüge geleistet, zu empfangen. Ihr Mund willigte in die Verbindung mit dem Grafen ein, und im Taumel des ersten Entzückens untersuchte er nicht, ob dieses Geständniß auch mit den Gesinnungen des Herzens übereinstimme. Noch weniger hatte er daran gedacht, wovon er seiner zukünftigen Gemahlin standesmäßigen Unterhalt verschaffen würde, da seine Grafschaft verpfändet war, oder welches Witthum er ihr in dem Ehekontrakte anweisen könnte. Er befand sich in keiner geringen Verlegenheit, als die Kaiserin, die sich dieser Freierei eiligst unterzog, ihn befragte, welche Gegensteuer er dem Fräulein für den Brautschatz verschreiben wolle, womit sie dieselbe auszusteuern gedächte, und er gestand, daß er kein Eigenthum weiter besitze, als sein Ritterschwert, welches er gegen die Feinde des Kaisers also zu gebrauchen gedenke, daß es ihm Ruhm und Belohnung erwerben werde. Das Fräulein wurde befragt, ob sie an dieser kümmerlichen Gegensteuer sich wolle genügen lassen, und der Graf fürchtete schon, daß sie einen neuen Vorwand dadurch suchen würde, der Verbindung zu entschlüpfen. Aber seit der Wiederkehr des Grafen schienen sich ihre Gesinnungen gegen den

getreuen Grafen merklich geändert zu haben; sie nahm das Wort und sprach:

Ich bin nicht in Abrede, edler Graf, einer schweren Liebesprobe Euch unterworfen zu haben. Dieweil Ihr Euch nun dadurch nicht von Eurer Liebe abwendig machen lassen, sondern selbst das Unmögliche möglich zu machen versucht habt, so ist es billig, daß ich mich in Eure Hand ergebe, ohne Eure Hoffnung länger aufzuhalten. Ich begehre kein anderes Heirathsgut Euch zuzubringen, als mein Herz und das Bischen Armuth von dem Nachlaß meiner Mutter, wenn sie dereinst die Welt gesegnen wird; dagegen verlange ich auch keine Gegensteuer oder Leibgeding, als das Eure, welches Ihr mir bereits zugesagt habt. Die Kaiserin und all ihr Hofgesinde verwunderten sich höchlich über diese edle Gesinnung des Fräuleins, und Graf Ulrich wurde dadurch innigst gerührt. Er erfaßte ihre Hand, drückte sie kräftig an seine Brust und sprach: Habt Dank, edles Fräulein, daß Ihr meine Hand jetzt nicht verschmähet; ich will ehrlich dran sein, Euch als mein Ehegemahl zu nähren, wie es einem Ritter ziemet, durch diese Faust und mein gutes Schwert.

Hierauf ließ die Kaiserin den Bischof rufen, das liebende Paar einzusegnen, und auf ihre Kosten wurde die Hochzeit bei Hofe mit großem Pomp vollzogen. Nachdem das hochzeitliche Geräusch vorüber war, die Heirath bei Hofe und in der Stadt lange genau bekrittelt und beschwatzt, gedachte Graf Ulrich an sein Versprechen, und rüstete sich, in's Heer zu ziehen, seiner Gemahlin ein Erbgut zu erwerben. Sie wollte ihn aber nicht entlassen und sprach: Im Spieljahr der Ehe kommt es Euch zu, meinem Willen nach zu leben, hernach möget Ihr das Haus regieren, und thun, was Euch gefällt. Jetzt begehre ich, daß Ihr mich gen Bamberg zu meiner Mutter geleitet, daß ich sie heimsuche und daß Ihr Eure Schwieger als Eidam grüßet. Er antwortete: Ihr habt wohl geredet, traute Gemahlin, Euer Wille geschehe.

Darauf machte sich das edle Paar auf und zog gen Bamberg, und in dem mütterlichen Hause war große Freude und viel Jubilirens bei der Ankunft der geliebten Gäste. Das einzige, was dem Grafen daselbst nicht behagte, war, daß alle Morgen in der Nähe seines Schlafgemachs ein Huhn gackerte, das ihn aus dem Schlafe störte, der ihm so süß war. Er konnte sich nicht enthalten, seinen Verdruß ihr zu eröffnen, und schwur dem Huhn den Hals umzudrehen, wenn er es in seine Gewalt bekäme. Lucretia antwortete ihm lächelnd: Mit nichten sollt Ihr das Hühnlein abwürgen, das jeden Tag ein frisches Ei legt, und dem Hause guten Gewinn bringt. Der Graf verwunderte sich, wie eine verschwenderische Hofdame so plötzlich in eine wirthschaftliche Hausfrau sich habe umwandeln können,

und erwiederte auf diese Rede: Ich habe Euch meine Grafschaft aufgeopfert, die Ihr verschleudert habt, Pfaffen und Nonnen damit zu nähren, und Ihr wollet mir nicht ein elendes Huhn zum Gegenopfer verleihen? Daran erkenne ich Euch, daß Ihr mich nicht liebet. Die junge Frau streichelte ihrem Gemahl die vor Unwillen aufschwellende Wange und sprach: Vernehmet, lieber Herzgespiel, daß dieses Hühnlein, das Eure Ruhe störet, jeden Morgen ein goldenes Ei legt, darum ist es meiner Mutter lieb und werth, ißt mit ihr aus der Schüssel und schläft bei ihr in der Kammer. Seit neunzehn Jahren hat es das Haus mit diesen köstlichen Eiern versorgt. Daraus möget Ihr urtheilen, ob ich um Lohn der Kaiserin Söldnerin war, ob mich der Eigennutz nach Euren Geschenken lüstern machte, und ob sie etwas über mein Herz vermochten. Ich nahm sie, nicht um Euch zu plündern, sondern Eure Liebe zu prüfen, und schüttete sie in den Schooß der heiligen Kirche, um mich von dem Verdachte des Eigennutzes zu befreien. Ich wollte, daß die Liebe allein unsere Herzen verbinden sollte, darum nahm ich Eure Hand ohne Erbgut und gab Euch die meine ohne Brautschatz; nun soll's weder Euch an der Grafschaft, noch mir an der Aussteuer fehlen.

Graf Ulrich erstaunte über die Rede seiner Gemahlin; seine Seele schwankte zwischen Glauben und Zweifel. Um den ungläubigen Thomas zu überzeugen, rief sie die Mutter herbei, offenbarte ihr, daß sie das Eiergeheimniß an ihren Gemahl verrathen habe, und überließ es ihr, denselben von der Wahrheit zu überführen. Die gute Mutter schloß ihre Truhen auf, und der verwunderte Eidam stand wie bezaubert da, als er den unermeßlichen Reichthum erblickte. Er gestand, daß der Brautschatz eines güldenen Eiersegens ein herrlicher Fund für einen Grafen ohne Grafschaft sei; jedoch beschwor er mit einem theuren Eide, daß aller Welt Schätze dem Uebermaß der Liebe gegen seine Gemahlin keinen Zusatz zu geben vermögten. In Kurzem war die verpfändete Grafschaft wieder eingelöst, und noch eine andere dazu erkauft, ohne daß es seiner ritterlichen Tapferkeit dazu bedurfte. Er ließ Wehr und Harnisch ruhen, und verlebte seine Tage in Ruhe.

Der Schwanenteich.

In den sächsischen Landen, unfern der Stadt Zwickau im Erzgebirge, mitten in stiller Waldeinsamkeit, und umgeben von Schilf und andern Rohrpflanzen, lag vor Zeiten ein kleiner See, in dessen Becken ein heller plätschernder Gebirgsbach seine klaren und kühlen Gewässer ergoß. Noch heutzutage findet man in jener Gegend einen Teich, obwohl nur von geringem Umfange. Das Volk nennt ihn den Schwanenteich, und die Gegend, in welcher er liegt, das Schwanenfeld. Die folgende Sage hat beiden den Namen gegeben.

Vor vielen hundert Jahren wohnte in der Nähe des Sees ein frommer Einsiedler, den die Leute in der Umgegend den guten Benno nannten, und wegen seiner milden Frömmigkeit hoch verehrten und liebten. In einer schattig kühlen Felsengrotte, die am Abhange eines grün bebuschten Hügels lag, hatte er seine stille einsame Wohnung aufgeschlagen, und verbreitete durch sein Beispiel und seine guten Rathschläge, die er Jedem, der ihn darum anging, mit Vergnügen ertheilte, Heil und Segen rings umher. Die Leute nahmen seine Wohlthaten hin, ohne zu fragen, wer eigentlich der fromme Einsiedler sei, und von woher er gekommen wäre. Vor vielen Jahren war er als ein rüstiger junger Pilger im Gebirge angelangt, hatte sich an dem Ufer des stillen Weihers in seiner Höhle wohnlich eingerichtet, sich mit eigener, fleißiger Hand ein kleines Gärtchen angelegt, und dieses mit allerlei ausländischen Obstbäumen und Sämereien bepflanzt, deren Ertrag er gastlich mit allen Menschen theilte, die ihn in seiner Einsamkeit, anfänglich nur zufällig, späterhin aber mit Absicht, besuchten.

Dies war Alles, was die Leute von dem frommen Benno wußten, und es genügte ihnen. Denn dazumal waren die Menschen noch nicht so neugierig und vorwitzig, wie heutzutage, wo sie sich oft um Sachen bekümmern, und sich in Dinge mischen, die sie gar nichts angehen.

Um die Zeit, als Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange mit dem Kaiser Albrecht in Fehde lag, hatte bereits das Alter den ehrwürdigen Benno tief darniedergebeugt. Er ging krumm und gebückt an seinem Stabe einher, und hatte nicht mehr die Kraft, seinen Garten im Frühlinge umzugraben und, wie er es gewöhnt war, ordentlich zu bestellen. Darum sehnte er sich nach einem jungen Gehilfen, der ihm Beistand leisten könne. Aber die Wahl fiel ihm schwer, und in der Gegend umher konnte er keinen

Hausgenossen finden, der ihm in jeder Hinsicht genehm gewesen wäre. Denn das Alter hatte ihn ein wenig mißtrauisch und wunderlich gemacht. Schon ergab er sich in das Schicksal, einsam die letzte Stunde seines Lebens zu erwarten, als ihm plötzlich Hülfe kam, von wo er sie gar nicht erwartet hatte.

Die Sachsen nämlich hatten eine große Schlacht mit den Schwaben gekämpft, und ihrer Viele auf dem Felde erschlagen. Die Andern nahmen eiligst die Flucht und zerstreuten sich im Lande weit umher. Da waren nun sieben schwäbische Jünglinge, die in einer Reihe gegen den Feind gefochten, und sich als wackere Herzen erkannt hatten. Die beschlossen, sich nicht von einander zu trennen, sondern auf der Flucht treulich zu einander zu halten, und zusammen zu leben, oder, wenn es Gottes Wille sei, zu sterben. Glücklich gelang es ihnen, aus dem mörderischen Kampfe zu entkommen und dem nachhauenden Feinde zu entrinnen. Als aber die Nacht hereinbrach, da berathschlagten sie, wo sie einen Ort finden mögten, sich zu verbergen, und von den Beschwerden, Aengsten und Mühseligkeiten des Tages auszuruhen. Im freien Felde hielten sie sich nicht für sicher, und faßten darum den Beschluß, in ein einsam gelegenes Dorf zu schleichen, das ihnen im Angesichte lag. Denn, sagten sie, die Männer aus demselben sind gewiß mit in die Schlacht gezogen, und die Frauen werden uns nichts zu Leide thun.

So schlichen sie denn in das Dorf hinein, und krochen unbemerkt in einen Backofen, um ihre Anwesenheit desto sicherer zu verbergen. Obgleich das Lager, welches sie dort fanden, nicht eben sehr weich und bequem war, schliefen sie doch bald ein, und die eilige Flucht durch des Feindes Land hatte sie so müde gemacht, daß sie schlummerten bis an den hellen Tag.

Das war sehr schlimm; denn ehe die armen Jünglinge erwachten, wurden sie von einer Bäuerin entdeckt, die in der Frühe des Morgens kam, um in dem Ofen einen Kuchen zu backen. Die Bäuerin erkannte sogleich aus der fremden Tracht der sieben Gesellen, daß sie Flüchtlinge sein müßten, und lief darum eilig in das Dorf zurück, um es ihren Nachbarinnen anzusagen. Da versammelte sich sogleich die ganze Schaar der Bäuerinnen, bewaffnete sich mit alten Spießen und Ofengabeln, und zog hinaus an den Backofen, um die Feinde zu erschlagen, welche in der Schlacht gewiß auch ihrer Männer nicht geschont hatten. Die armen Schwaben, welche gar unsanft aus ihrem sanften Schlummer erweckt wurden, konnten sich nicht wehren, und baten flehentlich um ihr Leben. Die erzürnten Weiber aber achteten der Bitten nicht, sondern stachen mit ihren Spießen so lange von außen in den Backofen hinein, bis alles Geschrei verstummte, eine völlige Todtenstille in dem Gewölbe herrschte, und keiner der unglück-

lichen Spießgesellen mehr ein Glied regte. Darauf schlossen die Weiber von außen die Thür zu, und zogen jubelnd und triumphirend im Dorfe umher.

Sechse von den getreuen Kameraden hatten von der Hand der ergrimmten Bäuerinnen wirklich den Tod erleiden müssen. Der Siebente aber, der klüger und entschlossener war, als die übrigen, ersann in der dringenden Gefahr ein sicheres Rettungsmittel. Leider fiel es ihm erst ein, als es zu spät war, auch seine Freunde zu retten, denn diese waren schon alle Sechse gestorben. Er klimmte in die Feuermauer in die Höhe, stieg durch dieselbe unbemerkt aus dem blutigen, schauervollen Kerker heraus, gleitete vom Dach herunter, gelangte glücklich und ohne Unfall in's Freie, lief aus allen Kräften dem nahen Gebüsch zu, und wanderte nun, von Todesangst erfüllt, den ganzen Tag in der Irre herum bis zu Sonnenuntergang. Vor Entkräftung und Hunger konnte er endlich nicht weiter. Halb ohnmächtig sank er unter einem Baume zusammen, und es dauerte lange, bis die Abendkühle seine Kräfte wieder ein wenig erfrischt hatte. Da hob er die Augen auf, und sah in einer kleinen Entfernung einen andächtigen Eremiten, der vor einem einfachen hölzernen Kreuze, das mit Baumbast zusammengebunden war, seine fromme Abendandacht verrichtete.

Dieser Anblick flößte ihm neuen Muth und neue Hoffnung ein. In demüthiger Stellung nahte er dem ehrwürdigen Greise, kniete hinter ihm nieder, und bat ihn, da er sein Gebet beendigt hatte, um seinen Segen.

Der Eremit, als er den bleichen, verstörten Fremdling sah, und aus seiner Kleidung erkannte, daß er ein Lanzknecht oder Schildknappe sein müsse, fragte ihn, wer er sei und woher er komme, und der ehrliche Jüngling vertraute ihm offen sein ganzes trauriges Schicksal an.

Den gutmüthigen Einsiedler jammerte das unschuldige junge Blut, und er bot ihm sogleich Schutz und Obdach an. Dann führte er ihn in seine Höhle, sprach ihm Muth ein, reichte ihm Wasser, die Füße zu waschen, setzte ihm gutes Brod und einige Gartenfrüchte zur Abendmahlzeit auf, labte seine trockene Zunge, die ihm am Gaumen klebte, mit einem Becher Wein, und bereitete ihm ein Nachtlager von weichem Moose. Friedbert, so hieß der junge Schwabe, legte sich nieder, schlief sogleich ein, und schlief fort bis an den hellen Morgen, wo ihn der fromme Benno zum Gebet weckte und ihn durch ein kräftiges Frühstück erquickte. Da vergaß der junge Friedbert aller Noth und alles Herzeleids, und fand kaum Worte genug, seinem guten Wirthe für die menschenfreundliche Aufnahme und Pflege sattsam zu danken.

Nach drei Tagen dünkte es dem Schwaben Zeit, fürder zu ziehen, ob-

gleich er sich so wenig aus diesem ruhigen und sicheren Aufenthalte hinweg sehnte, als es einem Schiffer, der beim Sturm in einer gesicherten Bucht den Anker hat fallen lassen, gelüstet, sich in die offene See zu wagen, so lange noch die Winde draußen heulen, und die hohl gehenden Wellen schäumen. Benno aber fand an dem ehrlichen Schwaben einen so schlichten und geraden Sinn, so viele Treuherzigkeit und Dienstbeflissenheit, daß er ihn stets bei sich zu behalten wünschte. So geschah es denn, daß nach einer kurzen Besprechung Friedbert sein Soldatenkleid mit einem Eremitenrocke wechselte, und als dienender Bruder in der Klause blieb, um seines Wohlthäters zu warten, die Küche und den Garten zu beschicken, und die nach der Einsiedelei wallfahrtenden Pilger zu bedienen.

Um die Zeit der Sonnenwende, wenn der Frühling von dem Sommer sich scheidet, verfehlte Benno niemals, seinen treuen Diener auf Kundschaft an den Weiher zu schicken, um zu sehen, ob sich Schwäne darauf blicken ließen, ihren Flug zu beobachten, und die Anzahl derselben zu bemerken. Er schien immer auf diesen Bericht sehr aufmerksam. Der Besuch der Schwäne machte ihn gutes Muthes; aber wenn sich um die gewöhnliche Zeit keine Schwäne blicken ließen, schüttelte der Alte den Kopf, und blieb einige Tage mißmuthig und griesgrämig. Friedbert hatte daraus kein Arg, und forschte dieser seltsamen Neugierde seines Beschützers nicht weiter nach, indem er vielleicht meinte, die Ankunft oder Abwesenheit der Schwäne sei eine Vorbedeutung von Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Jahres.

Eines Tages, da Friedbert auf der Lauer stehend, in der Abenddämmerung einige Schwäne über den Teich hatte hinschweben sehen, und Solches nach Gewohnheit dem Vater Benno ansagte, bezeigte dieser große Freude darüber, und ließ eine leckere Abendmahlzeit zurichten, und Wein auftragen vollauf. Während sie nun speisten und tranken, sagte der alte Einsiedler:

Mein Sohn, du hast mir nun manches Jahr so treulich gedient, daß ich dir vertrauen und erzählen will, warum ich dich immer an den Weiher hinaussende, um Kunde von den Schwänen zu erlangen.

In meiner Jugend war ich ein tapferer, mannlicher Ritter, und wohnte im Lande Schwyz. Eines Tages behandelte ich aus jugendlichem Uebermuth einen Mönch in ungebührlicher Weise, und da der Mönch mich schalt und bedrohete, und allerlei schimpfliche Reden ausstieß, so schlug ich ihn, und traf ihn in der Hast des Zornes so unglücklich, daß er sogleich todt zu Boden sank. Obgleich meine Seele weit entfernt davon gewesen war, den armen Mann zu erschlagen, wußte ich doch, daß ich eine schwere Todsünde begangen hatte, und mein Gewissen ließ mir keine Ruhe. So

zog ich denn fort in das Land Italia, bis ich gen Rom kam, wo der heilige Vater wohnt. Ihm warf ich mich zu Füßen, beichtete mein Verbrechen, und bat um Vergebung der begangenen Sünde. Der heilige Vater aber legte mir zur Buße auf, daß ich drei Kreuzzüge thun sollte in's gelobte Land, gegen die Sarazenen zu streiten, mit dem Beding, daß, wenn ich nicht wieder heimkehrte, der heiligen Kirche all' mein Gut sollte verfallen sein. Ich begab mich auf eine venetianische Galeere, und schiffte frohen Muthes davon. Aber im jonischen Meere blies der tückische Afrikanwind mächtig in unsere Segel, das Meer thürmte sich auf, unser Schifflein ward ein Spiel der Wellen, und lief auf dem Aegeer Meer, nahe bei der Insel Naxos, auf eine verborgene Klippe, also, daß es sogleich in Trümmer ging. Obgleich ich nicht schwimmen konnte, trieben mich doch Sturm und Wellen an's Ufer, wo ich von den Strandbewohnern freundlich aufgenommen und gepflegt wurde, bis ich mich von den Leiden des Schiffbruches vollkommen wieder erholt hatte. Ich dankte den guten Leuten für ihre Sorgfalt, und begab mich hierauf nach Quisa, an das Hoflager des Fürsten Zeno, wo ich unter dem Namen eines welschen Ritters wohl empfangen ward.

An dem Hofe des Fürsten befand sich zu jener Zeit eine Verwandte desselben, die schöne Zoe, welche mir um ihrer Schönheit und ihrer Tugend willen so wohl gefiel, daß ich beschloß, sie zu meiner Gemahlin zu erwählen. Ich huldigte ihr in allen Stücken und that mit Freuden, was ihr, wie ich dachte, Vergnügen gewähren konnte. Auf solche Weise gewann ich ihr Herz und trat hin vor den Fürsten Zeno, um von ihm die Hand der Prinzessin zu begehren. Als ich meine Bitte aussprach, schaute mich der Fürst grimmig an, und sagte stolz: daß die Hand einer fürstlichen Prinzessin viel zu gut für einen elenden Abenteurer sei, und daß ich für den Frevel, die Augen zu Zoe erhoben zu haben, schwer büßen sollte.

Zugleich winkte er seinen Schergen, welche mit Uebermacht über mich herfielen, mich niederwarfen, und mich fesselten und wehrlos machten, ehe ich zu meiner Vertheidigung das Schwert ziehen konnte.

Ringsum vom Meere umflossen liegt auf einem steilen Felsen ein fester Thurm, von der Insel nur einen Steinwurf entfernt, und allein durch eine mit Wache besetzte Zugbrücke zugänglich. In diesen Thurm wurde ich geführt, und man zwang mich, auf einer endlosen Leiter in ein tiefes Verließ hinab zu steigen, welche, sobald mein Fuß den Abgrund erreicht hatte, in die Höhe gezogen wurde. Undurchdringliche Finsterniß herrschte in der tiefen, schrecklichen Mördergrube, und Leichengeruch betäubte meine Sinne. Ich wurde bald inne, daß ich mich am Eingange des Reiches der Todten befand, denn ich strauchelte bald an einem Beingerippe,

bald an einem halb verwesten Körper, da ich mir einen Platz zu meinem Sterbelager aussuchte. Voll Verzweiflung bettete ich mich auf das harte Steinpflaster, und rief den Tod, daß er mich bald von den Qualen des Lebens befreien mögte; er schickte aber dies Mal nur seinen Bruder, den Schlaf, der mich für eine kurze Zeit mein gränzenloses Elend vergessen machte. Beim Erwachen sah ich zu meiner Verwunderung eine Hellung in der Höhle, und als ich umschaute, was es sei, erblickte ich eine brennende Ampel in der Mitte der Todtenkammer auf einem Henkelkorbe, der von oben an einer Schnur herabgelassen zu sein schien. Ich untersuchte, was darinnen sei, und fand ihn mit allerlei Eßwaaren nebst einigen Flaschen Wein und einem Oelkrug versehen, das Licht zu unterhalten.

Ob mir nun gleich die Lampe alle Schrecknisse des schauervollen Kerkers sichtbar machte, so bekämpfte doch die Empfindung des Hungers bald die des Ekels. Ich schob hurtig einige Beingerippe zusammen, bereitete mir daraus einen Tisch und einen Sessel, setzte mich zum Korbe, und that eine Mahlzeit wie ein Todtengräber, der vor dem Frühstück ein Grab ausgeworfen hat.

Nach einigen Tagen, wie mich bedünkte, denn die Zeit hatte in dem unterirdischen Käfig bleierne Flügel, vernahm ich über mir ein Getöse; die Leiter mit den zahllosen Sprossen rollte herab, und ich sah einen Mann daran herunter gleiten, den ich entweder für einen Unglückskameraden, oder für einen Schergen halten mußte. Aber meine Freude war unbeschreiblich, als ich einen Freund in ihm erkannte, der mir die treueste Anhänglichkeit weihete, seit es mir einst gelang, ihn aus den Händen von Räubern zu befreien, die ihn nächtlicher Weile überfallen hatten, und ihn erst berauben, dann aber ermorden wollten. Dieser Mann war der Leibarzt der schönen Prinzessin Zoe, und wußte Alles, was zwischen der Prinzessin und mir geschehen war. Theophrast, so hieß mein Freund, umarmte mich zärtlich, und that mir die Absicht seines Kommens zu erkennen, indem er mir gebot, ihm zu folgen. Er geleitete mich in seine Wohnung, und eröffnete mir hier das Geheimniß meiner wunderbaren Befreiung aus dem schrecklichen Gefängniß, das außer mir gewiß noch Niemand lebend verlassen hatte.

Danket Eurem Schicksal, theurer Freund, sagte er, daß Ihr dies Mal dem schmählichen Hungertode entronnen seid. Fliehet nun eilig von dieser Insel, und hütet Euch, jemals wieder hierher zurückzukehren. Zoe hat Euch befreit, indem sie den Fürsten, welcher sie sehr liebt, bedrohete, nicht eher wieder Nahrung anzurühren, als bis er Euch die Freiheit zurückgegeben hätte. Zeno verlachte die Drohung und zog auf die Jagd. Zoe aber benutzte seine Abwesenheit, die Thurmwache zu bestechen, um

Euch mit Speise und Licht versorgen zu lassen, obgleich sie selbst, treu dem Gelübde, sich aller Nahrung enthielt. Als Zeno dies vernahm, da bekümmerte ihn seine Grausamkeit in der Seele; voll Reue warf er sich Zoe zu Füßen, und gewährte ihr die Bitte um Euer Leben mit dem Beding, daß Ihr Naxos verlassen sollt, ohne jemals die Rückkehr zu versuchen, und daß Zoe ihm ihre Hand reichen und seine Gemahlin werden müsse. Zoe, nur um Euer Leben zu retten, ging beide Bedingungen ein, und mir wurde die Sorge für Eure Befreiung aufgetragen. Also rüstet Euch nun zum schleunigen Abzuge; es liegt ein Schiff bereit nach dem Hellespont, das Euch sicher an's feste Land bringen wird.

Als der treue Arzt seine Rede geendet hatte, umschlang ich ihn mit den Armen, drückte ihn an meine Brust, und dankte ihm mit freundlichen Worten für meine Errettung. Aber der Abschied von Naxos lag mir schwer auf dem Herzen, und ich wollte die Hoffnung nicht aufgeben, Zoe noch als meine Gemahlin in die Heimath zu führen. Theophrast aber schüttelte sein ehrwürdiges Haupt, und nahm mir sogleich mit ernsten Worten alle Hoffnung.

Der Tod ist Euch gewiß, wenn Ihr bleibt, sagte er. Darum flieht, und laßt Euch niemals wieder in diesem Lande blicken. Zu Eurem Troste aber mögt Ihr Folgendes wissen. Erfahrt, daß Prinzessin Zoe aus dem Geschlechte der Feen stammt und alle Jahre einmal zum Schwane wird, oder vielmehr ein Schwanenkleid anlegt, welches sie durch die Lüfte trägt, als ob sie wirklich ein Vogel wäre. Alljährlich macht sie, wie alle ihre übrigen Schwestern, die von den Feen abstammen, eine weite Reise durch die Luft nach einem von drei Brunnen, welche den Nachkömmlingen der Feen ewige Jugend und Schönheit gewähren, wenn sie in dem Wasser derselben baden. Die erste dieser Brunnenquellen ist gelegen im Reiche Habissinia tief in Afrika, und besteht aus den berühmten Quellen des Nilflusses; die zweite ist ein grundloser Wasserpfuhl am Fuße des Gebirges Ararat in Asia; und der dritte quillt in Europa im Reich Germanien, da, wo die Wurzel des Sudetengebirges gegen Westen in's ebnere Land ausläuft. Sie sammelt ihre Gewässer in einem Weiher, welcher in einem anmuthigen Thale liegt, von des Landes Eingeborenen das Schwanenfeld genannt. Diesen Weiher pflegt Zoe am öftesten zu besuchen, weil er ihr am nächsten gelegen ist. Es wird Euch auch nicht schwer fallen, die magischen Schwäne von den natürlichen durch eine Federkrone auf dem Haupte zu unterscheiden. Wenn Ihr nun auf der Lauer steht in der frühen Morgenstunde, ehe die Strahlen der aufgehenden Sonne das Wasser berühren, oder des Abends, so sie eben zur Rüste gegangen ist, und ihr erbleichendes Licht den westlichen Himmel noch röthet, so habt wohl Acht, ob Schwäne

ziehen. Wenn Ihr wahrnehmt, daß sie sich auf's Wasser oder in das Schilfrohr herablassen, so werdet Ihr bald darauf im Weiher die weißen Schwäne in Jungfrauen verwandelt sehen, und leicht könnt Ihr dann entdecken, ob Zoe dabei ist, oder ob sie sich nicht in der Gesellschaft ihrer Verwandten befindet. Ist Euch das Glück günstig, so zaudert nicht, Euch ihres Schleiers und der Krone, die Ihr am Ufer finden werdet, zu bemächtigen. Dadurch kommt sie in Eure Gewalt, denn sie kann ohne dieses Flügelkleid nicht mehr entfliehen. Was Ihr dann ferner zu thun habt, werdet Ihr selber ermessen können.

Freund Theophrast schwieg, und ich verwunderte mich höchlich über seine Rede. Ich wußte nicht, ob ich seinen Worten Glauben schenken oder Lügen strafen sollte. Er aber betheuerte mir mit einem hohen Eidschwur die Wahrheit seiner Erzählung so kräftig, daß ich an seinen Worten keinen Zweifel mehr hegen durfte. So sagte ich denn zu ihm:

Wohlan, Freund, geleitet mich alsbald auf das Schiff. Ich will das Abenteuer bestehen, davon Ihr mir sagt, und will die Welt durchkreuzen, wie der ewige Jude, bis ich zu einem der Brünnlein gelange, an welchem ich das Ziel meiner Wünsche zu finden vermeine.

Darauf schiffte ich durch den Hellespont gen Constantinopel, nahm daselbst ein Pilgerkleid, und zog in Gesellschaft einiger wallfahrtender Brüder, die aus dem heiligen Lande zurückkamen, so schnell ich immer konnte, den Sudeten zu, in welchen ich lange Zeit umherirrte, bis ich endlich den sehnlich gesuchten Schwanenteich gefunden hatte. Am Ufer desselben erbaute ich mir meine Einsiedelei, und erwartete nun geduldig die Ankunft Zoe's, mit welcher ich mich zu vermählen gedachte. Um aber im Verborgenen nach den Schwänen schauen zu können, errichtete ich mir mitten im Schilfe jene Hütte, und wurde bald gewahr, daß mich der Arzt Theophrast nicht mit Lügen hintergangen hatte.

Um die Zeit der Sonnenwende sah ich bald mehr, bald weniger Schwäne auf dem Weiher anlangen, die zum Theil ihre natürliche Gestalt behielten, zum Theil, wenn sie das Wasser berührten, sich in schneeweiß gekleidete Jungfrauen umgestalteten. Sie badeten in dem leichten Gewande, plätscherten in dem Wasser umher, und flogen dann wieder in weite Fernen davon. Zoe's aber konnte ich darunter nicht ansichtig werden.

Drei Sommer harrte ich vergebens unter ungeduldiger Hoffnung aus, die mich täuschte. Der vierte kam; ich verließ meine versteckte Hütte nicht, und lugte fleißig daraus hervor. Da hörte ich eines Tages in der Morgendämmerung Fittiche über mir rauschen, und erblickte gleich darauf badende Jungfrauen, welche wie gewöhnlich im Wasser plätscherten, und Scherz trieben. Und siehe, da war auch Zoe mitten unter ihnen, und

ich freute mich über ihren Anblick so sehr, daß ich zum Unglück aller guten Lehren meines Freundes Theophrast vergaß. Anstatt sachte hervor zu schleichen und mich in den Besitz des Schwanenkleides zu setzen, trieb mich die ungestüme Freude aus meiner verborgenen Schilfhütte heraus, und ich rief mit lauter Stimme: Zoe von Naxos, erkenne in mir den wälschen Ritter, dem du vor Jahren dein Herz und deine Hand gelobtest!

Sobald die Jungfrauen meine Stimme vernahmen, schrien sie laut auf, und schwammen mit Blitzesschnelle dem nahen Ufer zu. Ehe ich die Stelle erreichen konnte, wo die Schwanenkleider lagen, sah ich sieben Schwäne auffliegen, die sich hoch in die Luft emporschwangen und verschwanden. Tief betrübt über mein thörichtes Benehmen schlich ich nach meiner Klause zurück, und nahm den Weg über den Platz, wo der Schilfhütte gegenüber die Schwäne sich aufgeschwungen hatten. Da fand ich den Morgenthau vom Grase abgestreift, und einen Fußstapfen im feuchten Sande, der von Zoe's kleinem Fuße eingedrückt zu sein schien. Daneben lag ein Päcklein eingewickelt, welches ich behend ergriff. Als ich es auseinander schlug, war es ein Handschuh von feiner weißer Seide, der an keine andere Hand, als an Zoe's, passen konnte, die ausnehmend klein und zierlich war. Ein Fingerreif fiel heraus, mit einem hellfunkelnden Rubin geschmückt, der als ein Herz gestaltet war.

Ich nahm dies Geschenk als ein Zeichen von guter Vorbedeutung, indem ich mir einbildete, daß Zoe, wenn sie auch jetzt ihrer Begleiterinnen halber habe entfliehen müssen, doch baldmöglichst ohne Geleitschaft zum Schwanenteich zurückkehren, und mich zu ihrem Gemahl annehmen werde. —

Mit diesem Gedanken tröstete ich mich nun zwei und mehr Jahre hindurch, und harrte, ohne daß meine Geduld ermüdete, des so sehnlich gewünschten Schwanenbesuches; aber sie waren durch meine Unbedachtsamkeit gleichsam vom Weiher weggebannt. In der Folge fanden sich wohl einige wieder ein, und erregten immer neue Hoffnungen in meiner Seele; jedoch Zoe kam nicht, und während ich ihrer Wiederkehr harrte, bog die Zeit meinen Rücken krumm und grub tiefe Furchen in meine Stirne ein. Gleichwohl vergnügt mich die Ankunft der Schwäne noch immer, indem sie mich an die Abenteuer meiner Jugend erinnert. Den Ring Zoe's bewahrte ich sorgfältig auf, und oft erlabte ich meine alten Augen am Anblicke desselben.

Mit diesen Worten beschloß der Greis seine Geschichte, welche Friedbert mit der lebhaftesten Theilnahme angehört hatte. Wenige Monate nachher schlummerte Vater Benno in's ruhige Grab hinüber, und wurde von seinem Pfleglinge zur Erde bestattet. Alle frommen Leute in der

Gegend weit umher beweinten seinen Tod, und betrauerten den Verlust des ehrwürdigen Vaters, der ihnen so oft mit Rath und That beigestanden hatte. So groß war ihre Verehrung für den Dahingeschiedenen, daß sie nach seinem Grabe wallfahrteten, was dem Erben desselben einen guten Gewinn eintrug. Die fromme Einfalt der Leidtragenden begehrte aus dem Nachlaß des heiligen Mannes Reliquien, und der kluge Friedbert unterließ nicht, gegen klingende Münze sie damit zu versorgen. Er zerstückte einen alten Eremitenrock, und spendete davon Allen, die den heiligen Trödelmarkt besuchten, kleine Stückchen aus. Da er sah, daß der Handel gut von statten ging, so erwachte in ihm der Kaufmannsgeist, und er zersplitterte den weißdornenen Stab seines Meisters in dünne Spähne, die für's Zahnweh helfen sollten, wenn sie als Zahnstocher gebraucht würden. Der Stab war bald verkauft; aber im Walde wuchsen noch mehr, und Friedbert würde ohne Zweifel die ganze Christenwelt mit wunderthätigen Zahnstochern versehen haben, wenn er Abnehmer gefunden hätte. Mit der Zeit verminderte sich jedoch der Zulauf der frommen Seelen, und die Einsiedlerwohnung wurde nun in der That eine wahre Einsiedelei. Friedbert betrübte sich eben nicht darüber, denn nun konnte er ganz ungestört seinen Gedanken nachhängen, die immer und immer auf der wunderbaren Geschichte von den Schwänen hafteten. Mit Vergnügen sah er, wie die wachsenden Tage die Nächte zusammendrängten und die Sonne sich seinem Scheitel nahete. Um die Zeit der Sonnenwende ging er fleißig auf die Teichschau, versteckte sich in der Morgen- und Abendstunde in der verborgenen Schilfhütte, und machte zuletzt richtig die so sehnlich gewünschte Entdeckung.

Drei Schwäne kamen gezogen von Süden her mit majestätischem Schwunge, umkreiseten dreimal den Weiher hoch in der Luft, gleichsam um zu schauen, ob Alles sicher sei, und ließen sich dann allmählig in das Schilf hinab. Kurze Zeit nachher gingen drei Jungfrauen daraus hervor in langen, schneeweißen, feinen Gewändern, begaben sich in den Weiher, und plätscherten fröhlich in der kühlen Fluth herum.

Friedbert, den es nach dem Schwanenkleid gelüstete, verließ jetzt leise und vorsichtig sein Versteck, und schlich unbemerkt durch das Gesträuche an den Platz, wo die Gesellschaft der Schwäne ihre Gewänder verborgen hatte. Er fand drei Schleier im Grase ausgebreitet, von einem unbekannten Gewebe, feiner als Spinnwebe, und weißer als frisch gefallener Schnee. Der obere Zipfel derselben war durch eine kleine goldene Krone gezogen und oberhalb in Puffen zusammengefaltet, so daß sie gleichsam einen Federbusch bildeten. Mit gieriger Hand ergriff der kecke Räuber den ersten besten Schleier, und eilte freudenvoll mit dieser Beute seiner

Wohnung zu, voll ungeduldiger Erwartung, was ihm sein Glück für ein Loos würde bescheert haben.

Sobald er seinen Schatz einer eisernen Truhe anvertraut hatte, setzte er sich außen vor den Eingang der Felsengrotte auf eine Rasenbank, und schaute achtsam zum Himmel hinauf. Der Abendstern fing eben an zu funkeln, und gleich nachher erhoben sich zwei Schwäne, und eilten mit scheuem Fluge davon, als ob sie von einem Raubthiere aufgescheucht wären. Da jauchzte Friedberts Herz und die Neugierde trieb ihn nach dem Weiher, während die Besonnenheit ihm den Rath gab, in seine Grotte zurückzukehren. Nach langem Kampfe behielt die Ueberlegung endlich die Oberhand. Der schlaue Bursch meinte, es sei rathsam und der Sache förderlich, den Schalk zu verbergen, und wenigstens immer klüger, den Heuchler, als den Räuber zu spielen. Er zündete rasch seine Lampe an, indem er hoffte, daß der Schimmer derselben die beraubte Jungfrau herbeilocken werde, nahm dann seinen Rosenkranz zur Hand, stellte sich an, als ob er betete, und horchte dabei scharf auf, ob sich draußen nicht etwas regen würde.

Bald nachher hörte der schlaue Friedbert ein leises Geräusch, gleich einem schüchternen Fußtritt im Sande, der sich zu verrathen fürchtet. Nun verdoppelte er seine scheinbare Andacht, da er bemerkte, daß er beobachtet wurde, endigte jedoch solche bald hernach, erhob sich von dem Betschemel und blickte seitwärts um.

Da sah er seine Gefangene stehen voll tiefen Schmerzes, die Augen voll Thränen und mit gerungenen Händen. Und so schön war ihr Angesicht, daß Friedbert bei sich beschloß, sie müsse durchaus seine Frau werden, es möge daraus entstehen, was da wolle. Sie öffnete ihren Mund mit ängstlichst bittender Geberde, und Friedbert vernahm ihre sanfte Stimme, ohne jedoch ein Wort von ihrer Rede zu verstehen. Denn die Sprache der Jungfrau war ihm fremd. Indessen errieth er leicht den Inhalt der Worte, die wahrscheinlich eine ängstliche Bitte um die Zurückgabe des geraubten Schleiers enthielten. Allein der Schalk mißverstand absichtlich ihre Geberde, und gab sich vorerst alle Mühe, ihr Zutrauen zu erwerben. Er reichte ihr zu trinken, legte ihr von seinen besten Früchten vor, lud sie durch Geberden ein, zu essen und zu trinken, und gab ihr zu verstehen, daß sie nichts fürchten solle. Aber die Jungfrau achtete im Anfange nur wenig auf die Beweise seiner Theilnahme. Sie setzte sich still in einen Winkel der Felsenhöhle, überließ sich ganz ihrer tiefen Betrübniß, rang ihre Hände, und weinte ohne Aufhören so herzbrechend, daß Friedbert schon halb entschlossen war, ihr den geraubten Schleier zurückzugeben. Eilig verließ er die Höhle, um dem Anblicke der klagenden

Jungfrau zu entfliehen, und den gewonnenen Schatz nicht durch eine unzeitige Rührung wieder zu verlieren. Erst am andern Morgen ließ er sich wieder blicken, und verrichtete bei Aufgang der Sonne seine gewöhnliche Andacht, was der fremden Jungfrau sehr wohl gefiel, und ihr neues Vertrauen zu ihrem Beschützer einflößte. Sie ließ sich bereden, etwas von dem aufgetragenen Frühstück zu kosten, und ging nachher hinaus, um nochmals am Ufer des Weihers nach dem verlorenen Schleier zu suchen; denn sie wähnte, ein Windhauch habe vielleicht das zarte Gewebe hinweg gewehet. Friedbert begleitete sie, anscheinend sehr dienstfertig, und half treulich suchen, obgleich Keiner besser als Er wußte, daß dieß Alles vergebliche Mühe sei.

Der mißlungene Versuch trübte zwar wieder die Stirn der zarten Jungfrau, aber in ihren Adern floß leichtes, ätherisches Blut, und der Gram schlug in ihrem Herzen nicht allzutief Wurzel. Sie ergab sich nach und nach in ihr Schicksal, und ihr trübes Auge heiterte sich auf. Nach wenigen Wochen schon hatte sie so viel von der deutschen Sprache gelernt, daß sie sich mit ihrem Beschützer unterreden konnte, und erzählte ihm nun, daß sie aus fürstlichem Geblüt stamme, Kalliste, genannt werde, und die jüngste Tochter des Fürsten Zeno und der schönen Zoe von Naxos sei.

Friedbert horchte hoch auf, denn er erinnerte sich sogleich der Erzählung des Vater Benno, durch dessen Mund er die schöne Zoe bereits kennen gelernt hatte.

Sage mir, frommer Eremit, fuhr Kalliste fort, sage mir, wenn du davon Wissenschaft besitzest, was es mit diesem Weiher für eine Bewandtniß hat? Meine Mutter mahnte immer ihre Töchter ab, das mitternächtlich gelegene Bad zu besuchen. Hat sie hier irgend ein ähnliches Abenteuer gehabt, wie ich, und ist dadurch ihres Schleiers verlustig gegangen? Sie pflegte uns alljährlich zu den Nilquellen zu schicken, ohne uns jemals selbst zu geleiten, denn mein Vater hielt sie in strenger Gefangenschaft bis an seinen Tod. Weil sie nun nicht mehr zum Feenbade gelangen konnte, um dort ihre Schönheit und Jugend zu erfrischen, so verblühete sie, welkte dahin und alterte. Noch lebt sie abgeschlossen auf ihrem Wittwensitze, aber in trübsinniger Einsamkeit; denn wenn Jugend und Schönheit verwelken, sind die Freuden des Lebens entflohen. Wir Schwestern lebten unter mütterlicher Aufsicht, vom Hofe unseres Oheims entfernt, der meinem Vater in der Regierung gefolgt war, und sie pflegte sich nie von uns zu trennen, außer die kurze Zeit, wenn wir den Feenbrunnen jährlich besuchten. Meinen älteren Schwestern gelüstete einstmals, einen Flug gegen Mitternacht zu wagen. Jugend und Leichtsinn machte sie die mütterliche

Warnung vergessen, und sie glaubten, daß schwüle Luft und Sonnenbrand in diesen Gegenden ihnen weniger lästig fallen werde, als in den ägyptischen Sandwüsten.

Auf diesem Zuge, den wir der Mutter sorgfältig verhehlten, begegnete uns nichts Widriges, darum wiederholten wir die Badreise hieher mehrmals, bis ich Unglückliche das Opfer des Vorwitzes meiner Schwestern geworden bin. Ach, wo verbirgt sich der feindliche Zauberer, der uns Armen auflauert, um uns aus leidiger Bosheit den Schleier zu rauben? Banne mir den Ruchlosen, frommer Eremit, daß er aus den Lüften zu meinen Füßen niedertaumele, wenn er in den oberen Regionen hauset, oder aus der Erdenkluft heraufsteige in der schauerlichen Mitternachtsstunde, wenn er das Licht scheuet, damit er mir mein Eigenthum und Erbe zurückbringe, welches ihm nichts nutzen und frommen kann!

Friedbert freute sich nicht wenig über den Irrthum seiner Gefangenen, welche einem Zauberer den Diebstahl beimaß, und bemühte sich, sie darin zu erhalten. Er dichtete ein Mährchen von einem verwünschten Prinzen, welcher der Sage nach im Schwanenfelde herumtose, und sein boshaftes Vergnügen daran finde, die geflügelten Schwanenjungfern zuweilen zu äffen. Zugleich stellte er ihr vor, daß ihm die Gabe, Zauberer zu bannen, nicht verliehen sei, und daß sie am Besten thun würde, wenn sie ihren Schleier vergäße, und ihm als eine getreue Hausfrau in sein Vaterland folge.

Kalliste, welche keine Hoffnung sah, jemals in ihre Heimath zurückzukehren, weigerte sich nicht lange, den Wunsch ihres Beschützers, welcher sich bisher ihrer so treulich angenommen hatte, zu erfüllen. Sie versprach ihm Herz und Hand, wenn er sie aus dieser Einsamkeit führen wolle, und hoch erfreut packte Friedbert seine Habseligkeiten zusammen, um folgenden Tages den nächsten Weg in sein theures Schwabenland einzuschlagen.

Es liegt ein Städtlein im Schwabenland, Eglingen auf der rauhen Alp genannt, ein Erbgut der Herren von Grafenegg. Daselbst hauste Friedberts Mutter auf ihrem Witthum, segnete das Andenken ihres verstorbenen Gatten, und verwünschte die Meißner, welche ihrer Meinung nach ihren lieben Sohn Friedbert erschlagen hatten. Jedem verstümmelten Lanzknechte, der aus dem Meißner Heereszug zurückkam, und vor ihrer Thüre ein Almosen heischte, reichte sie mildiglich einen Buchhorner Heller, und forschte nach Kundschaft von ihrem Sohne. Und wenn ihr ein schwatzhafter Invalide von dem wackeren Jünglinge etwas vorzufabeln wußte, wie er als ein braver Kämpe gefochten und als ein Held gefallen

sei, wie viel Grüße er noch an seine fromme Mutter bestellt habe, ehe er die Seele auf der blutigen Wahlstatt ausgehaucht, zapfte sie dem Lügner einen Schoppen Wein, und ließ dabei ihren mütterlichen Augen einen reichlichen Strom von Thränen entquellen.

Unter dieser Wehklage waren vier Sommer verflossen, und die rauhe Herbstluft schüttelte bereits das buntfarbige Laub von den Aesten, da gerieth das stille sittsame Städtchen plötzlich in frohen Aufruhr. Ein reitender Bote verkündete, der tapfere Friedbert sei nicht umgekommen in der Schwabenschlacht, sondern sei aus fremden Landen im Anzuge nach seiner Vaterstadt, gerüstet als ein stattlicher Ritter, der viele Abenteuer im Morgenlande bestanden habe, und eine wunderschöne Braut heimführe, die Tochter des Sultans von Aegypten, mit großer Morgengabe. Der Ruf vergrößert bekanntlich Alles; das Wahre an der Sache war, daß Friedbert aus der Erbschaft des Vater Benno und aus seiner Zahnstocherfabrik so viel Reichthum erworben hatte, daß er auf dem Heimzuge nach Schwaben von Ort zu Ort seinen Troß vergrößerte. Er kaufte Pferde und Saumrosse mit herrlichen Decken, kleidete sich und die schöne Kalliste prächtig, nahm Dirnen und Diener an, und zog stolz einher, wie ein Abgesandter eines mächtigen Königs.

Da die Eglinger den Zug von der Augsburger Straße daher traben sahen, lief das Volk zusammen mit Jauchzen und Frohlocken, und Friedberts Schwestern und Schwäher, auch die löbliche Bürgerschaft, von dem ehrsamen Magistrat angeführt, zogen ihm entgegen mit der Bürgerfahne, und ließen beim Einzug ihres heimkehrenden Mitbürgers vom Thurm trommeten und lieblich schalmeien, als sei er von den Todten wieder auferstanden. Die glückliche Mutter umarmte ihren Sohn mit Freudenthränen, richtete ihren Freunden und Gevattersleuten ein großes Mahl aus, und theilte ihren ganzen Hellervorrath unter die Armen. Sie konnte sich nicht satt sehen an der schönen Gestalt ihrer zukünftigen Schwiegertochter, und überhäufte sie mit Liebkosungen und wohlgemeinter Geschwätzigkeit.

Friedbert war indeß ebenfalls ganz glücklich über das Wiedersehen seiner Mutter, über den jubelnden Empfang, der ihm zu Theil wurde, und besonders über seine holde Braut, die nun bald seine züchtige Hausfrau werden sollte. Er beschenkte sie mit einem köstlichen Brautgewande, der Tag zur Hochzeitfeier wurde angesetzt, das gemästete Kalb und die Kapaunen geschlachtet, und die Hochzeitkuchen eingemengt.

Tags vorher ritt der Bräutigam umher, um nach Landessitte die Hochzeitgäste einzuladen. In seiner Abwesenheit beschäftigte sich die schöne Kalliste mit dem Ordnen ihres Brautputzes, und die Eitelkeit reizte

sie, das neue Kleid anzuproben, um zu versuchen, ob es gut an ihren schlanken Leib sich schmiege. Da gefiel ihr denn Dieses und Jenes nicht, sie meinte mancherlei Mängel an dem Kleide zu entdecken, und rief Friedberts, ihres Bräutigams Mutter herbei, damit sie ihren Rath in dieser Angelegenheit ertheilen solle. Die redselige Frau erschien, und der Anblick der geputzten Jungfrau brachte ihre Zunge alsbald in Bewegung. Sie ergoß einen Strom von Lobsprüchen über die Wohlgestalt der lieblichen Schwiegertochter, und konnte nicht aufhören, den Geschmack ihres Sohnes in der Wahl, und die Kunst des Schneiders in dem Schnitt des Kleides zu bewundern. Sobald sie aber vernahm, daß die Jungfrau in Ansehung des letzten Punktes mit ihr nicht gleicher Meinung sei, änderte sie die Sprache, schalt tüchtig auf den Schneider, und meinte, er sei nicht werth, Nadel und Scheere zu führen.

Ach, seufzte die Braut, wenn nur wenigstens der Schleier besser wäre! Dieser ist häßlich und grob, und gleicht eher einem Augsburger Regentuche, denn dem feinen Gewebe eines Brautputzes. Ach, daß doch der griechische Schleier in eine goldene Krone geschlungen, mein Hochzeitsgewand verschönerte, der schöne Schleier, welcher wie ein lichtes Schneegewölk in den Lüften schwamm, und mit dem der Hauch des Zephirs scherzte, dann würden die Jungfrauen der Stadt mich beneiden, und Friedberts Braut würde als die schönste im ganzen Lande gepriesen werden!

Da bei diesen Worten eine wehmuthsvolle Thräne aus ihren Augen träufelte, so wurde die gute Mutter ganz wehmüthig, und ihr Herz pochte um so ängstlicher, da sie glaubte, daß das Weinen einer Braut am Vorabende ihrer Hochzeit von schlimmer Vorbedeutung sei. Der Kummer Kaliste's preßte das Geheimniß heraus, das ihr schon lange zwischen den Lippen schwebte. Denn der offenherzige Friedbert hatte den Schwabenstreich begangen, der geschwätzigen Mutter den Raub des Schleiers zu offenbaren, ohne ihr jedoch die Eigenschaften desselben zu entdecken. Nur um ihn recht sicher zu verwahren, gab er ihn der Mutter als ein Liebespfand aufzuheben, und hatte ihr Stillschweigen geboten. Die Mutter aber freute sich, nun eine so gute Gelegenheit gefunden zu haben, das Geheimniß, das ihr so lange wie ein Stein auf dem Herzen gelegen hatte, abzuwälzen.

Weinet nicht, zartes Fräulein, sagte sie, damit Eure sonnenhellen Aeuglein sich nicht trüben, und die hochzeitliche Freude nicht in Thränen zerrinne. Kümmert Euch auch nicht um den Schleier, er ist wohl aufgehoben und unter meiner Hand. Weil Ihr so großes Verlangen tragt, ihn anzulegen, will ich, so Ihr mir gelobet, gegen Euren Bräutigam reinen Mund zu halten und mich nicht zu verrathen, aus meiner Flachs-

kammer ihn herabholen. Mich lüstet selbst zu sehen, ob er sich zu Eurem Brautputze paßt, und Euch wohl anstehe.

Kalliste stand wie eine Bildsäule da, und das Blut erstarrte in ihren Adern vor Verwunderung. Freude über die gemachte Entdeckung und Verdruß über den heuchlerischen Friedbert setzten sie einige Augenblicke in ein unthätiges Staunen. Doch da sie die Mutter zurückkommen hörte, nahm sie alle Besinnung zusammen, empfing den Schleier aus ihrer Hand mit Freuden, wirbelte ein Fenster auf, und indem sie die goldene Krone auf ihrem Haupte befestigte, und das leichte, köstliche Gewand ihr über die Schultern herabrollte, ward sie zum Schwan, welcher die Flügel ausbreitete, und husch! zum Fenster hinausflog.

Jetzt kam das Staunen an die Mutter bei dieser wunderbaren Verwandlung. Sie schlug ein großes Kreuz vor sich, that einen lauten Schrei, und empfahl sich in den Schutz der heiligen Jungfrau; denn sie hielt jetzt die schöne Kalliste für nichts Anderes, als ein Gespenst oder eine Teufelslarve, und selbst ihr Sohn Friedbert verwandelte sich mit einem Male in ihren Augen in einen schändlichen Unhold und Teufelsbanner, worüber sie sich höchlich betrübte, und wünschte, daß er lieber als ein guter Christ von den Meißnern erschlagen wäre, als daß er sich in solche satanische Netze hätte verwickeln lassen.

Friedbert ahnte indeß nichts von dieser für ihn so traurigen Begebenheit, die sich in seiner Abwesenheit daheim begeben hatte. Fröhlich und wohlgemuth kam er gegen Abend angeritten, und eilte mit klirrenden Sporen hinauf in das Gemach seiner Braut. Aber als er die Thür aufmachte, da flog ihm sogleich ein mütterlicher Bannstrahl entgegen, und ein Strom von Vorwürfen und Verwünschungen wirbelte und rauschte auf ihn herab. Eine Zeit lang hörte er bestürzt, aber ruhig zu. Bald jedoch merkte er mit großer und schmerzlicher Ueberraschung, was vorgefallen war, und gerieth in solchen Zorn, daß er sich wie ein wüthender Mensch geberdete, und an der Mutter wie an sich selbst einen Mord begangen haben würde, wenn Jene nicht mit lauttönender Stimme Sturm geläutet und das ganze Haus zusammen berufen hätte. Die herbeieilenden, erschrockenen Diener legten sich in's Mittel, und es gelang ihnen, obgleich nicht ohne große Noth und Mühe, den rasenden Friedbert zu überwältigen und zu entwaffnen.

Nachdem nun auf beiden Seiten der erste Ungestüm vorüber war, kam es zu ruhigeren und vernünftigeren Erklärungen. Friedbert war bemüht, sich von dem Verdacht bestmöglichst zu reinigen, daß er ein Geisterbeschwörer sei und mit Zauberei umginge, und offenbarte den ganzen Verlauf seiner Abenteuer mit der schönen Kalliste, so wie die wahre Be-

schaffenheit ihres Schwanengewandes. Aber die Mutter glaubte das Wunder doch nicht so recht, und würde gewiß ihren eigenen Sohn als Hexenmeister habe verbrennen lassen, wenn nicht glücklicher Weise noch zu rechter Zeit die mütterliche Zärtlichkeit in ihrem Herzen wieder wach geworden wäre. So schwieg sie denn, und überließ es ihrem Sohne, mit seiner Trauer über die verlorene Braut allein fertig zu werden.

Friedbert war tief betrübt, denn er hatte seine Braut von ganzem Herzen geliebt. Doch sah er ein, daß ihre Flucht nur die gerechte Strafe für seine Betrügerei war, die er nun in Geduld ertragen müsse. Plötzlich aber erwachte der Gedanke in ihm, der Entflohenen zu folgen, und nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis er sie wieder aufgefunden haben würde. Er sattelte bei nächtlicher Stunde seinen Rappen, steckte sein ganzes Hab und Gut in die Tasche, ritt heimlich zur Hinterthür hinaus, damit die Mutter seine Abreise nicht bemerken solle, und jagte so rasch davon, als ob er die weite Reise nach dem fernen Naxos in Einem Futter hätte machen wollen. Glücklicherweise erinnerte er sich des Weges, den Vater Benno vor Zeiten dahin eingeschlagen hatte, und gelangte über Venedig ebenso, wie dieser, nach mancher überwundenen Schwierigkeit auf seiner Meeresfahrt, nur ohne Schiffbruch, flink und frisch in Naxos an.

Mit Freuden sprang er an's Land, und säumte keinen Augenblick, über seine entschwundene Braut Erkundigungen einzuziehen. Aber Niemand wußte ihm zu sagen, wo das Fräulein hingekommen sei. Friedbert grämte sich darüber sehr, und war unschlüssig, ob er in seine Einsiedelei zurückkehren, oder seine Nachforschungen geduldig fortsetzen solle.

Indem er hierüber noch mit sich zu Rathe ging, langte Fürst Isidor von Paros, ein Lehensträger des Fürsten der Cykladen, in Naxos an, um sich mit Fräulein Irene, einer Schwester der schönen Kalliste, zu vermählen. Es wurden Vorbereitungen zu einer prächtigen Hochzeit gemacht, und die Feierlichkeiten sollten mit einem großen Turnier beschlossen werden. Den schwäbischen Helden wandelte bei dieser Zeitung sein alter Kriegsmuth wieder an, und da ihn Mißmuth und Langeweile quälten, wünschte er Zerstreuung und glaubte, daß er diese bei dem ausgeschriebenen Kampfrennen finden würde, zumal, da fremde Ritter durch Herolde auf dem Markte der Stadt und auf allen Kreuzstraßen dazu eingeladen wurden.

In seinem Vaterlande hatte er sich schon eine prächtige Rüstung gekauft, ein gutes, starkes Streitroß war bald gefunden, und am Tage, den man zum Rennen bestimmt hatte, ritt er kühn und muthig in die Schranken. Friedbert war jung und stark, und obgleich er nicht eigentlich zum Ritter erzogen worden, brach er doch mit Ehren seine Lanze, hielt sich fest

im Sattel, und verdiente sich einen Ritterdank, den er aus der Hand der neuvermählten Prinzessin empfing.

Bei dieser Gelegenheit erblickte er auch die vormals so schöne Zoe, und da diese den Ring wahrnahm, welchen sie einst am Strande des Schwanenteiches zurückgelassen hatte, und der jetzt mit dem Herzrubin an des Fremdlings Hand funkelte, so erfreute sich dieser der besten Aufnahme, und Zoe schien ein sonderbares Wohlgefallen an ihm zu finden.

Nachdem nun die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber waren, Zoe das Hoflager wieder verlassen und in den stillen Aufenthalt ihres Palastes sich zurückgezogen hatte, so erhielt Friedbert den Zutritt in dieses klösterliche Heiligthum, welches nur wenigen Vertrauten offen stand, und Zoe schenkte ihm eine mütterliche Zuneigung. Bei einem Spaziergange in dem schattenreichen Haine des Parkes ging sie eines Tages mit ihm abseits und sprach:

Ich habe eine Bitte an Euch, lieber Fremdling, die Ihr mir nicht versagen dürft. Sagt an, wie seid Ihr in den Besitz des Ringes gelangt am Goldfinger Eurer rechten Hand? Dieser Ring war ehemals mein Eigenthum, und ich bin seiner verlustig gegangen, weiß nicht wie oder wann, darum treibt mich die Neugier zu erfahren, wie er Euch zu Handen gekommen ist?

Edle Frau, antwortete der Schalk, den Ring habe ich auf ehrliche Weise in einem Speerrennen erworben von einem mannlichen Ritter in meinem Vaterlande, welchen ich obgesiegt habe, und der sein Leben damit lösen mußte. Wie der aber dazu gelangt sei, ob ihm der Fingerreif als eine Kriegsbeute anheim gefallen, oder ob er ihn von einem Kaufmanne erhandelt, als einen Ritterdank sich erworben, oder durch Erbschaft an sich gebracht hat, vermag ich Euch nicht zu berichten.

Was würdet Ihr thun, fuhr Zoe fort, wenn ich mein Eigenthum von Euch zurückforderte? Dem ehrenfesten Ritterstande kommt es zu, eine ziemliche Bitte den Frauen nicht abzuschlagen. Doch begehr' ich Euer durch Waffenrecht erworbenes Gut nicht zur Gabe noch Geschenk; ich will Euch dafür lohnen nach dem Werthe, wie Ihr das Kleinod schätzet, und Eurer Wohlthat nie vergessen.

Friedbert war über dieses Ansinnen gar nicht verlegen, und freute sich vielmehr, daß ihm sein Anschlag so wohl gelungen war. Eure Wünsche, tugendsame Fürstin, sprach er, sind mir ein unverbrüchliches Gesetz, sofern es von mir abhängt, sie Euch zu gewähren. Gut und Blut sei Euch verpfändet bei meiner ritterlichen Ehre, fordert es von mir, nur verlanget nicht Eid und Gewissen zu verletzen. Ich habe ein Gelübde gethan, daß der Ring bei meinem Leben nicht anders von meiner Hand

kommen solle, als bis ich vor dem Altar Herz und Hand meiner Gemahlin damit zu ehelicher Treue verpfänden würde. Nun kann ich dieses Gelübdes nicht eher entbunden werden, als wenn ihm Genüge geschieht. So Ihr aber gesonnen seid, mir darin förderlich zu sein, habe ich nichts dagegen, daß Ihr der Braut den Ring abdinget, und aus ihrer Hand Euer vormaliges Eigenthum zurückempfangt.

Wohl gesprochen, versetzte Zoe. Wählet aus meinem Hofgesinde eine Jungfrau, die Euren Augen gefällt; sie soll mit einer reichen Morgengabe von mir ausgesteuert werden, doch mit dem Beding, daß sie das Kleinod misse, und alsbald, wie sie es aus Eurer Hand empfängt, in die meinige zurückgebe. Euch aber will ich zu hohen Ehren bringen.

Friedbert zeigte sich geneigt, die Wünsche der Fürstin zu erfüllen; aber obwohl viele schöne Jungfrauen an ihrem Hofe waren, konnte er sich doch niemals dazu entschließen, eine davon zu seiner Gemahlin zu wählen. Monate verstrichen, und noch immer funkelte Zoe's Ring am Finger des säumigen Friedbert. Die Fürstin ward endlich ungeduldig über sein Zögern, und fragte ihn, warum er denn keine Anstalten mache, zur Hochzeit zu schreiten? Friedbert aber antwortete: Obgleich die Damen an Eurem Hofe alle schön und tugendreich sind, so sahe ich doch noch Keine darunter, welcher ich meine Hand zum ewigen Bunde reichen könnte. Doch befindet sich ein Bildniß in Eurem Schlosse, das mir gar wohl gefällt. Gebt mir das Urbild davon zur Gemahlin, und mit Freuden will ich Euch alsdann den Ring überlassen.

Zeigt mir das Bild, sagte die Fürstin, und führte den jungen Schwaben sogleich in den Saal, wo Hunderte von Gemälden an den Wänden hingen.

Dieses ist es! sprach Friedbert, indem er auf ein Gemälde deutete, welches das Conterfei der entflohenen Kalliste darstellte.

Zoe befand sich bei dieser Entdeckung in keiner geringen Verlegenheit. Ach, sagte sie, gern wollte ich Euch das Urbild dieses Gemäldes zur Gemahlin überlassen. Es stellt meine jüngste Tochter Kalliste dar, welche einst meine Lieblingstochter war. Jetzt aber ist sie eine Unglückliche, die verdient bemitleidet zu werden. Niemals wird sie Euch ihre Hand reichen, denn sie war beinahe schon vermählt mit einem Elenden, der sie durch List in seine Gewalt bekam, und viele hundert Meilen von hier in fernen Landen wohnt. Obgleich sie ihre Pflicht that, und den Fallstricken des Räubers entrann, sobald Solches in ihrer Macht stand, liebt sie ihn dennoch so sehr, daß sie das Gelübde gethan hat, niemals ihre Hand einem Andern, als Jenem, zu reichen. Sie lobt seine Treuherzigkeit und Frömmigkeit, und beweint seinen Verlust mit bittern Thränen.

Als Friedbert hörte, daß seine vormalige Braut ihm noch immer in Liebe zugethan sei, hätte er beinahe vor Freuden laut gejauchzt. Doch faßte er sich noch zu rechter Zeit, und bat die Fürstin, ihm eine Zusammenkunft mit Kalliste zu gestatten, indem er die Hoffnung aussprach, die arme Kalliste über ihr Unglück trösten, und sie bewegen zu können, ihm ihre Hand zu reichen. Obgleich Zoe den Hoffnungen des jungen Ritters nur wenig Glauben schenkte, setzte sie doch einen so hohen Werth auf ihren Ring, daß sie dem Ritter seine Bitte nicht versagen konnte. Sie entdeckte ihm, daß Kalliste, von der Hauptstadt entfernt, in einem Kloster wohne, und gab ihm einen schriftlichen Befehl an den Oberen desselben mit, welcher ihm alle Thüren bis zu der trauernden Prinzessin öffnen werde. Friedbert stieg sogleich zu Roß, und eilte, wie auf Windesflügeln dem Kloster zu, indem er die Hoffnung in seiner Seele festhielt, daß Kalliste um seiner Reue willen ihm den frevelhaften Raub des Schleiers vergeben werde.

Und Alles kam so, wie er richtig vermuthet hatte.

Anfangs zürnte ihm die Jungfrau. Bald aber gab sie seiner Bitte um Verzeihung Gehör, und begleitete ihn zu ihrer Mutter zurück, um deren Segen zu ihrer hochzeitlichen Verbindung zu erflehen. Zoe wunderte sich zwar über den guten Erfolg Friedberts, und hatte große Lust, ihn für einen Zauberer zu halten, weil er Kalliste's Trauer so schnell zu verscheuchen gewußt hatte. Da sie aber nun den ganzen und wahren Zusammenhang der Dinge erfuhr, da sie von Friedberts Liebe und Treue zu ihrer Tochter, schon durch seine große und gefahrvolle Reise bis in Kalliste's Vaterland, überzeugt ward, da sie ihren Rubinenring zurückerhielt, und Friedbert als einen redlichen und tapferen Mann kennen gelernt hatte, so gab sie ihm und Kalliste ihren mütterlichen Segen, und die Hochzeit Friedberts wurde mit großem Prunke und vieler Herrlichkeit gefeiert.

Friedbert lebte lange Jahre glücklich und zufrieden an der Seite seiner geliebten Gemahlin, welche ihm zum Brautschatze die Herrschaft über eine große und fruchtbare Insel mitgebracht hatte. In sein Vaterland kehrte er nicht zurück, wohl aber ließ er seine alte Mutter aus Schwaben zu sich kommen, und ehrte und liebte sie, wie es einem braven Sohne zukommt, bis an ihren Tod. Um welche Zeit aber dieser erfolgte, das wird nicht gesagt, denn hiemit endet das Mährchen vom Schwanenteich und der schönen Kalliste.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

STUTTGART

VERLAG

von

Schmidt u. Spring.